Globethics Repository



Das Kreuz mit dem Kreuz oder Das Kreuz mit den Kreuzen?

This page was generated automatically upon download from the Globethics Repository. More information on Globethics see https://www.globethics.net. Data and content policy of Globethics Repository see https://repository.globethics.net/pages/policy.

Item Type	Article
Authors	Dienst, Karl
Publisher	Institut für Wissenschaftliche Irenik Universität Frankfurt
Rights	With permission of the license/copyright holder
Download date	2026-11-14 05:47:01
Link to Item	http://hdl.handle.net/20.500.12424/194606

Journal of Religious Culture

Journal für Religionskultur

Ed. by / Hrsg. von
Edmund Weber
in Association with / in Zusammenarbeit mit
Matthias Benad, Mustafa Cimsit, Alexandra Landmann & Vladislav Serikov
Goethe-Universität Frankfurt am Main

ISSN 1434-5935 - © E.Weber – E-mail: e.weber@em.uni-frankfurt.de; info@irenik.org
http://web.uni-frankfurt.de/irenik; http://irenik.org/

Nr. 178 (2013)

Das Kreuz mit dem Kreuz
oder
Das Kreuz mit den Kreuzen?

PREDIGTEN UND VERWANDTES
auf dem Paulusplatz in Darmstadt und anderswo

Von

Karl Dienst

© 2013

INHALT

Wozu ist ein Theologe nütze?
Das Kreuz mit dem Kreuz!
Das Kreuz mit den Kreuzen!
Matth. 9,35-38: Die Ernte ist groß!
Jes. 55,11: Gottes Bodenpersonal
Hiob 7,6: Die Predigt des Weberschiffchens
Ps. 22,5: Glaube und Wissen
Röm. 1, (14-15) 16-17: Die Pforte zum Paradies
1. Mose 28,10-19a: Himmelsleitern – in und außerhalb der Bibel
Pred. Sal. 1,2-3;14-15;18: Alles ganz eitel?
Joh. 6,68: Der ‚Hans im Glück'!
Matth. 28,20: Wer ist wie Gott?
Lk. 10,42: Unendlichkeit
Eph. 4,22-32: Ziehet den neuen Menschen an! Aber wie?
Matth. 7,13-14: Zwischen Himmelfahrt und Höllenfahrt
Lk. 17,21b: ‚... mitten unter euch!'
Offbg. 4,11 und 5,13: Lob und Preis!
Joh. 17,21: Ob Christ, ob Jud, ob Hottentott
Lk. 10,38-42: Was tut not?
Matth. 6,28-29: Der liebe Gott geht durch den Wald
Apg. 17,27b/ 1. Kor. 6,12a: Natürliche Theologie?
Offbg. 21: Die neue Zeit
Protestantismus als Moralreligion?
Zwischen Hybridauto und Hypermoral: Es predigt nicht nur in der Kirche!
Ps. 98,1: Ein ‚Neues Lied' zum Abschied
Ps. 31,15f.: In Gottes Hand!
Offbg. 1,17b-18: Diät in Sachen ‚Sinn'?
Ps. 118,24-25: Alltag und Fest
Lk. 4,16: Antrittspredigten
Ein Nachwort

Wozu ist ein Theologe nütze?

Martin Luther, Georg der Bärtige und der Darmstädter Paulusplatz
(Andacht Paulusplatz 22.04.1983)

In der Lutherbiographie des Darmstädter Gymnasiallehrers Johannes Mitterle (Lichtenberg-Schule) fand ich den bemerkenswerten Ausspruch Herzog Georgs des Bärtigen von Sachsen: „Wozu ist ein Soldat nütze, wenn er nicht fechten, ein Schäferhund, wenn er nicht bellen, ein Theologe, wenn er nicht diskutieren darf!“ Der albertinische Landesherr wollte also den geistigen Ringkampf der theologischen Wortathleten haben, obgleich der zuständige ‚Ortsbischof‘ den ‚Spektakel‘ damals verboten hatte. Es ging um die auch aus der Allgemeinen Geschichte bekannte ‚Leipziger Disputation‘ von 1519, in der der bekannte bayerische Ketzerrichter Eck den Theologieprofessor Martin Luther fertig machen wollte. Immerhin: Herzog Georg der Bärtige setzte sich durch; die Dinge nahmen ihren bekannten Verlauf. Was jenen ‚Spruch‘ Georgs des Bärtigen anbelangt, so könnte ich mir im Paulusplatz 1 auch Protest vorstellen! Die ‚Friedensfreunde‘ sind nicht gerade gering. Die ‚Hundefreunde‘ sind zwar nur partiell organisiert. Aber Frau Eyke Schmidt würde bestimmt protestieren, wenn ich Luther einen Schäferhund andichten würde, denn er hatte – wie auch Frau Schmidt – einen Spitz. Was die diskutierenden Theologen anbelangt, so werden sie im Paulusplatz 1 nicht nur von Juristen, Betriebswirten und Baufachleuten überholt; sie haben ihr Monopol schon längst verloren, weil heute jeder jeden über jedes belehren darf.

Dennoch gefällt mir Georg der Bärtige! Immerhin: Aus seinen Nachkommen stammte ja die Frau Landgraf Philipps des Großmütigen von Hessen, ohne den wir wohl kaum evangelisch wären. Und hätte Georg der Bärtige nicht sein ‚Spektakel‘ haben wollen, so weiß ich nicht, was aus der Reformation geworden wäre. Immerhin ist ein Satz Luthers aus dieser Disputation bis heute auch in der allgemeinen Konversation ‚hängen geblieben‘: „Auch Konzilien (Pardon: Synoden??) können irren!“

Da Andachten in der Kirchenverwaltung nicht unbedingt original zu sein brauchen – dagegen ist ‚originell‘ nicht unerwünscht –, habe ich in meinen Büchern gestöbert und dabei einen Test gefunden, der von Heiko Oberman (Tübingen) stammt. Ich könnte diesen Test auch auf die Kirchenverwaltung anwenden, will ihn aber bewußt verfremdet lassen und allgemeiner fragen: Wo könnte eine solche Person wie Martin Luther heute ihren Platz finden? Für welches Amt würde er sich empfehlen?

Falls es heute noch eine Universität in Wittenberg gäbe –sie wurde 1815 mit der Universität Halle zu ‚Halle-Wittenberg‘ vereinigt –, so wäre Luther seiner Berufung dorthin keineswegs mehr sicher. In Mainz oder Marburg wäre dies nicht anders. Ob der Paulusplatz 1 da einspringen könnte? Ich lasse es dahingestellt! Der erasmische Typ des lebensfernen Stubengelehrten ist längst dem sozio- oder psychoerweckten Typ des Professors gewichen – von der ‚richtigen‘ (sprich ‚linken‘ – 2013 eher ‚grünen‘) politischen Einstellung einmal ganz abgesehen. Falls ein Lehrstuhl bei uns frei würde – wir würden Luther bestimmt nicht unter den Bewerbern finden. Er hielt nichts von Ausschreibungen, sondern man muß ‚berufen‘ sein, ‚gestoßen wider Willen‘, wie Luther es selbst formuliert hat.

Falls man Luther dennoch an einer theologischen Fakultät in die engere Wahl zöge und ihn berufen würde, entstände das Problem, welches Fach Luther eigentlich zu lehren hätte. Oder im Blick auf den Paulusplatz 1 formuliert: Wie gemäß des ‚Kirchenreformators‘ in Aachen und Darmstadt Carl Theodor Wagner (ctw) seine ‚Stellenbeschreibung‘ und damit auch seine Eingruppierung, Über- und Unterstellung auszusehen hätte. Die Mitarbeitervertretung und die Arbeitsrechtliche Kommission wären vielleicht entsetzt, wenn sie auf Luthers Lohnsteuerkarte sehen würden: Für seine vielen Bücher hat er keinen einzigen Pfennig bekommen. Als Hochzeitsgeschenk hatte er vom sächsischen Kurfürsten Friedrich dem Weisen zwar 100 Gulden erhalten, die aber samt und sonders bei der Wohnungsrenovierung im Schwarzen Kloster in Wittenberg draufgingen. Leider gab es damals bei der kursächsischen Kirchenverwaltung noch keine großzügige Bauabteilung bzw. Pfarrhausrichtlinien. Als Prediger an der Stadtkirche in Wittenberg erhielt Luther seit 1514 knapp 9 Gulden Jahresgehalt, eine Summe, die bis 1523 noch immer das einzige Bargeld war, über das Luther verfügte. Erst 1524 bewilligte ihm Kurfürst Friedrich ein Jahresgehalt von 100 Gulden – das entspricht heute noch nicht einmal dem eines C-2-Professors. Ja: Wenn Frau Käthe (Luther nannte sie auch ‚Herr Käthe‘!) nicht gewesen wäre! Luthers Haushaltslage war wirklich, diejenige der EKHN ist – so lange ich dabei bin – Gott sei Dank nur verbal schlecht! Luthers Respekt vor dem Wirtschaftssinn der Frauen überhaupt geht auf seine Erfahrungen mit Frau Käthe zurück! Das hat kürzlich sogar die Fernsehillustrierte ‚Hör zu‘ erkannt!

Doch zurück zur Universität! Welches Fach dürfte Luther heute lehren? Selbst unsere ‚Fachhochschule' (Pardon: Sie nennt sich – zur ‚Uni' hin schauend[?] – inzwischen längst ‚Hochschule') wäre da sehr empfindlich. Heute käme für Luther als Professor für Biblische Theologie, falls man diese Disziplin nicht den Katholiken überläßt, wohl am ehesten noch eine Professur für Praktische Theologie in Frage. Doch dafür hätte Luther keine Ausbildung zum Beispiel in ‚Klinischer Seelsorge' (KSA) oder in ‚Gemeindeberatung' oder in ‚Transaktionsanalyse' absolviert! Eine ‚psychowabernde Cafeteria-Religion' wäre Luther bestimmt ein ‚Gräuel'! Als Kollege wäre Luther bestimmt unbequem, unwillig auch, sich Mehrheiten einfach zu fügen, die in der Synode darüber beschließen wollen, was ‚Sünde' ist. Luther wäre auch ungeeignet im heutigen ökumenischen Betrieb, jene Fragen zu verschweigen, die Christen trennen. Die Umdeutung seines Glaubensliedes im 19. Jahrhundert – sie könnte für den Uneingeweihten auch aus der Ökumene stammen – kennt Luther noch nicht: ‚Ob Christ, ob Jud, ob Hottentott – wir glauben all an einen Gott'. Weiter treiben Luther eigentümliche Gedanken über den Teufel und den Jüngsten Tag, auch wenn er die ‚Pershing II' und die ‚SS 20' oder die ‚Drohnen' noch nicht kennt. Was den Teufel betrifft, so hat er die Aufklärung des 18. Jahrhunderts noch nicht hinter sich gebracht. Im Gegenteil: Ohne den Teufel wäre Gott ihm fern gerückt!

Eine spitze, häufig sogar grobe Feder führt Luther auch in der Auseinandersetzung mit Kollegen. Vor Pauschalurteilen hat er zuweilen keine Angst – ganz im Gegensatz zu vielen unserer Intellektuellen, die alles wegdifferenzieren möchten. Vor allem wettert Luther gegen Papisten, Juden, Juristen und höhere Beamte. Sie sind nicht als Personen für ihn ‚Feinde', sondern Ausdruck des Antichristen, der sein Wesen treibt.

Eine psychiatrische Analyse würde Luther hier um den Rest seiner Chancen bringen, an einer heutigen Universität lehren oder am Paulusplatz wirken zu können. Da ich im Blick auf die Befreiung vom Religionsunterricht zahlreiche Atteste (öfters wohl Gefälligkeitsatteste) von Ärzten auf den Tisch bekomme, die über das urteilen, wovon sie wenig verstehen, so könnte ich mir das Ergebnis eines psychologischen Gutachtens im Blick auf Luther so vorstellen: ‚Paranoia reformatorica'. Das klingt nicht nur in der ‚Wissenschaftsstadt' Darmstadt gut. Was das aber auf deutsch heißt, weiß ich nicht. Vielleicht ist damit irgendein ‚Komplex' gemeint, vielleicht eine ‚Identitätskrise', ein ‚Burn out' oder die ‚Midlife-Crisis'. Eines bestimmt nicht: Der bei einer bestimmten Pfarrergeneration häufiger anzutreffende ‚Weniger-Arbeit-Komplex', der dann eine notwendige ‚Entlastung' begründen soll. Furcht vor Gott und Abscheu vor dem Teufel weisen für Freudianer auf gestörte Entwicklungsphasen der Kindheit hin. Luthers Verhältnis zu seinem Vater ist ein dankbares Thema für Psychoanalytiker, obwohl die Lutherforschung recht wenig über dieses Verhältnis weiß. Goethes ‚Zahme Xenien' helfen bestimmt weiter: „Im Auslegen seid frisch und munter. Legt ihr's nicht aus, so legt es unter"!

Wenn ich so an Betriebsausflug und Kellerfest denke, so könnte ich vermuten, Luthers Trauma läge auf dem Gebiet von ‚Wein, Weib und Gesang'. Nun: Das Bild des selbstgenügsamen Einzelgängers trifft auf Luther nicht zu. Gott ist ein Gott der Freude und Geselligkeit. Das größte Gottesgeschenk nach der Theologie ist für Luther die Musik. Freilich, wir kennen doch alle das bekannte Lutherwort: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang." Dieses geflügelte Wort hat nur einen Nachteil: Es findet sich nicht in den über hundert Bänden der Weimarer Lutherausgabe! Es dürfte aus dem 19. Jahrhundert stammen – wie so manche schöne Luthersprüche. Luther hätte vielleicht anstößiger, aber treffender den Christen zum Narren gemacht.

Die Entdeckung der Welt und ihrer Freuden auf dem Hintergrund der Bedrohung durch den Teufel trennt Luther von der mönchischen und zugleich von der puritanischen Moral, die heute vor allem den in ‚evangelikalen Kreisen' beliebten amerikanischen Religionsmüll beherrscht. Menschen bedürfen in der Welt der Geselligkeit, Gläubige bedürfen in der Kirche der Gemeinde. Auch wo der einzelne in seiner unverwechselbaren Individualität vor Gott steht, braucht er die Fürbitte, die Gemeinschaft derer, die Christen sein wollen. Kirchengemeinschaft bedeutet, daß kein Gläubiger je allein lebt oder allein stirbt, sondern in der Gemeinschaft der Heiligen geschützt und getragen ist.

Darüber kann man – nach Georg dem Bärtigen von Sachsen – viel diskutieren. Eines aber hoffe ich: daß wir alle in der Gemeinschaft der Heiligen geschützt und getragen sind – auch dann, wenn es in der Kirchenverwaltung nicht viel anders zugehen sollte als an irgendeinem anderen Arbeitsplatz! Schon im 19. Jahrhundert war man da verschiedener Meinung! Schon 1837, also in der Zeit kurz nach der Errichtung des Großherzoglich-Hessischen Oberkonsistoriums in Darmstadt (1832), schrieb Honoré de Balzac: „So ist die Bürokratie entstanden, eine gigantische Macht, die von Zwergen in Bewegung gesetzt wird... Sie ist eine unvermeidliche Freundin alles Mittelmäßigen, eine große Liebhaberin von Beweisstücken und Rechnungen, kurz, ständig schlecht gelaunt wie eine Kleinbürgersfrau. Die Büros

sind glücklich, wenn sie die Minister im ständigen Kampf mit vierhundert kleinen Geistern sehen, mit zehn oder zwölf ehrgeizigen oder unzuverlässigen Köpfen. Sie sind eifrig bemüht, ihre Lebensnotwendigkeit zu erweisen, indem sie an die Stelle des lebendigen Tuns das Geschriebene treten lassen. Sie erschufen eine tatlose, leblose Macht, genannt ‚Der Bericht'."

Bei aller notwendigen Kritik im einzelnen halte ich es eher mit Max Weber, der 1922 in ‚Wirtschaft und Gesellschaft' schrieb: „Die rein bureaukratischen, also: die bureaukratisch- monokratische, aktenmäßige Verwaltung ist nach allen Erfahrungen die an Präzision, Stetigkeit, Disziplin, Straffheit und Verläßlichkeit ... formal rationalste Form der Herrschaftsausübung. Man darf sich durch alle Gegeninstanzen, seien es kollegiale Interessenvertretungen oder Parlamentsausschüsse oder ‚Räte-Diktaturen' oder Ehrenbeamte oder Laienrichter oder was immer (und vollends durch das Schelten über den Hl. Bureaukratius) nicht einen Augenblick darüber täuschen lassen, daß alle kontinuierliche Arbeit durch Beamte in Bureaus erfolgt." Ich nehme dies gerne auch für den Paulusplatz in Anspruch, auch wenn ich es zuweilen mit dem Königsberger Philosophen Immanuel Kant halte: „Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes auch ohne Gremien zu bedienen!" Denn: Die ‚vierhundert kleine Geister mit zehn oder zwölf ehrgeizigen oder unzuverlässigen Köpfen', die eifrig bemüht sind, ihre Lebensnotwendigkeit zu erweisen, lassen sich auch durch Synodalbeschlüsse usw. nicht vertreiben, wohl aber durch Gremien und Ausschüsse vermehren! Da begegnet schnell das ‚Kreuz mit den Kreuzen'!

Das Kreuz mit dem Kreuz!

Paulus schreibt: *Also, meine Lieben, - wie ihr allezeit gehorsam gewesen seid, nicht allein in meiner Gegenwart, sondern jetzt noch vielmehr in meiner Abwesenheit, - schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern. Denn Gott ist's, der in euch wirkt beides, das Wollen und Vollbringen, nach seinem Wohngefallen* (Philipper 2,12-13)

‚Sorge um das Heil': Ablaßbriefe 1517

Sorge um das Heil – so ist in der Lutherbibel der eben verlesene Abschnitt aus dem Brief des Apostels Paulus an die Christen in Philippi überschrieben. ‚Sorge um das Heil': Diejenigen, die diesen Briefabschnitt für den Gedenktag der Reformation auswählten, haben ihn offenbar auch auf Martin Luthers Wirken bezogen. Und dieses Wirken Luthers verdichtet sich für uns in dem Bild des Mönchs, wie er mit wuchtigen Hammerschlägen seine 95 Thesen an die Schloßkirchentür in Wittenberg anschlug. Ein einprägsames Bild! Wir erinnern uns, daß diese Thesen es auch mit dem sogenannten ‚Ablaß' zu tun hatten, der mit der katholischen Beichtpraxis zusammenhängt: Diesen Ablaß verkaufte damals der Dominikanerpater Johannes Tetzel vor den Toren Wittenbergs.

Wer einen Ablaßbrief kaufte, wollte Leben kaufen! Und zwar ewiges Leben! Vielleicht haben wir den (angeblichen) Spruch Tetzels noch im Ohr: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt." Von Jesus Christus herkommend hielt Martin Luther dagegen: „Ewiges Leben kann man nicht kaufen. Es ist reines, unverdientes Geschenk"! ‚Sorge um das Heil': Das ‚allein aus Gnaden' gilt bis heute als protestantische Grundüberzeugung.

‚Sorge um das Heil': Was sagt Paulus dazu?

Läßt sich das aber so ohne weiteres mit dieser Stelle aus dem Philipperbrief vereinbaren? Geht es da nicht um zwei sich widersprechende Botschaften? Für protestantische Ohren klingt der erste Vers eher katholisch, der zweite eher protestantisch! „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern"! Das verträgt sich doch eher mit diesem Ablaßhändler Tetzel als mit Luther! Allerdings fährt Paulus fort: Gott selbst ist es, der euch auf diesen Weg des Heils bringt! Gottes Wirken ist entscheidend! Euer Tun ist wichtig, aber es gehört in das zweite Glied! Das klingt eher nach Luther! Also: Tetzel *und* Luther?

Herrscht bei Paulus also schon so etwas wie ‚Ökumene'? Oder sind diese herkömmlichen Fragestellungen, sind Tetzel und Luther nicht schon längst überholt? Ist das Heil nicht schon längst vom Himmel auf die Erde geholt worden? Ist an die Stelle der Frage nach dem "gnädigen Gott" nicht schon längst die Frage nach dem "gnädigen Mitmenschen" getreten? Man braucht ja Luther nicht gleich für gänzlich überholt oder – wegen mancher Äußerungen zum Beispiel über den Papst, die Juden und die Türken – für nicht mehr "korrekt" zu erklären. Etwas mehr Geduld mit Luther wäre heute gut! Es gibt doch auch Übergänge und Fernwirkungen! Dafür ein Beispiel!

‚Sorge um das Heil': Bildung als Ersatzreligion

Wo immer es darum geht, eine gute Sache zu fördern oder ein Übel zu beseitigen, wird heute nach ‚Bildung' gerufen. Wer etwas für den Frieden tun will, fordert ‚Friedenserziehung'; wer die Gesundheit verbessern möchte, ruft nach einer umfassenden ‚Gesundheitserziehung'. Umwelterziehung, Verkehrserziehung, Freizeiterziehung, Sexualerziehung, Ruhestandserziehung: die Liste läßt sich beliebig verlängern. ‚Bildung' wird für Menschen in jedem Alter, in jeder Lebenslage, in jedem Rang für notwendig erachtet: Es geht um eine lebenslange, lebensbegleitende Bildung. Dazu gehört auch die Umwandlung der Universität in eine Berufsschule, die Reduktion des Studiums auf eine ‚praxisorientierte' Ausbildung usw. Und: Möglichst viel Bildung tut jedem gut: So verkünden es die modernen Tetzels mit ihrem Ablaßangebot! Aber: „Braucht die Gesellschaft den durchgeschleusten Studenten, der ein Blockseminar, ein ‚Modul' nach dem anderen abhakt wie der japanische Tourist die Stationen einer Europatour", diese ‚gewerkschaftlich strukturierte

Fließbandbildung' (Thomas Rietzschel)?

Was hat das mit Luther zu tun? Hier sei kurz auf seinen Offenen Brief „An die Ratsherren aller Städte Deutschlands, christliche Schulen einzurichten und zu unterhalten“ von 1524 hingewiesen. Da stehen aufrüttelnde Sätze drin! Zum Beispiel: *Meine lieben Freunde. Wenn man Jahr für Jahr so viel aufwenden muß für Gewehre, Wege, Steige, Dämme und dergleichen unzählige Dinge mehr, damit eine Stadt Frieden und Ruhe habe, warum sollte man nicht viel mehr oder doch genauso viel für die arme bedürftige Jugend aufwenden, indem man ein oder zwei geeignete Männer als Lehrer anstellt?* Also: Luther als Gewerkschaftsfunktionär, der für seine Klientel um Stellen besorgt ist (GEW)? Dies wäre aber nur die halbe Wahrheit! Luther fährt nämlich fort: *Ihr lieben Deutschen, kauft, solange der Markt vor der Türe ist. Denn das müßt ihr wissen: Gottes Wort und Gnade sind wie ein schnell vorübergehender Platzregen, der nicht dahin zurückkommt, wo er einmal war.* Bei der Bildung geht es für Luther darum, (1) die Heilige Schrift zu verstehen und (2) weltlich gut zu regieren. Mit Luthers Worten: Bei der Bildung geht es um zweierlei: Einmal um ihre Bedeutung „für das geistliche Leben und das Heil der Seele“. Genau so wichtig ist auch das andere: *Wir wollen uns auch den Leib vornehmen und fragen, ob das weltliche Regiment nicht viel mehr gute Schulen und gelehrte Leute braucht als das geistliche?* Dafür hat Luther noch eine besonders eindrucksvolle Begründung: *Soll man denn zulassen, daß nur noch Grobiane und Flegel regieren, wenn man es bessern kann?*

Ob allerdings diejenigen, die heute nach ‚Bildung‘ rufen, darunter noch dasselbe wie Martin Luther meinen? Was ist überhaupt ‚Bildung‘? Im Blick auf ‚Bildung‘ herrscht heute eine Babylonische Sprachverwirrung. Ist ‚Bildung‘ das, was der an sich sympathische Quizmaster Günter Jauch in ‚Wer wird Millionär?‘ mit der dort geforderten Kenntnis einer bestimmten Popgruppe , einer chemischen Zusammensetzung oder von philosophischen Begriffen meint? Für andere sind eher ‚Tastentiere‘, also Computerkenntnisse und Telebanking entscheidend. Das allwissende Internet hat für viele die Stelle des allwissenden Gottes eingenommen.

‚Sorge um das Heil‘: Gesundheit und Ökologie als Ersatzreligion

Umweltschutz und vor allem die Gesundheit sind weitere Felder moderner Ersatzreligionen mit ihren Ablässen! Vor zwanzig Jahren war es das Waldsterben, das die Gemüter bewegte, heute ist es die Klimakatastrophe, die sich schon längst zur Ersatzreligion aufgeschwungen hat. Ging es vor einiger Zeit beim modernen Ablaß noch um die Mülltrennung, so heute um Dosenpfand und Feinstaub. *Könnte es sein, daß viele Rituale, die sich in unseren Alltag eingeschlichen haben – Biogemüse essen, Müll trennen, auf ‚Umwelt-Verschmutzer‘ schimpfen, Vollkorn lieben, McDonald’s verdammen – religiösen Ablaßriten nahe kommen? Ist nicht das Joghurtbechersortieren, das Hin- und Herfahren von Paletten mit Papier und Glas und Plastikabfällen, eine Sakralhandlung, dem Beten eines Rosenkranzes vergleichbar? Bitten wir damit nicht um Schulderlaß vor der Großen Gottmutter Natur, deren Reinheit wir bewahren wollen?*: So ein wenig provozierend der Zukunftsforscher Matthias Horx. Neben dem Umweltschutz ist heute vor allem die Gesundheit das große Schlachtfeld der Tugendwächter. Hier ist eine ganze Moralindustrie im Entstehen begriffen: Wir müssen fit bleiben, gut aussehen, abnehmen, Body-Maß-Index errechnen, uns gesund ernähren, Colestrin meiden und vor allem das Rauchen aufgeben. Die ‚Political Correctness‘ wird durch die ‚Health Correctness‘ ersetzt! Beherrschten früher die ‚68er‘ die Massenmedien, so sind es inzwischen die ‚Greenpeace‘- Jünger! Der Einfluß der Medien, der Machtzuwachs des Boulevards ist beträchtlich.

‚Sorge um das Heil‘: Luther-Verehrung heute?

"Sorge um das Heil": Ob es da heute noch so etwas wie eine Luther-Verehrung gibt? Ich habe da meine Zweifel, auch wenn einige katholische Bischöfe das im Blick auf die ‚Luther-Dekade‘ schon wieder befürchten (und manche evangelische Würdenträger schon einknicken)! Und manche ‚Lutherforscher‘ planiert ihn schlicht in die damalige Landschaft ein! Was ist da schon Besonderes? Im Jubiläumsjahr 1817 schrieb immerhin Goethe an Herrn von Knebel: „Unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant als Luthers Charakter, und es ist auch das einzige, was der Menge eigentlich imponiert. Alles übrige ist ein verworrener Quark , wie er uns noch täglich zur Last fällt."

Zur gleichen Zeit versuchte in einem (anonym erschienenen) ‚Literarischen Drama in drei Akten‘ der Speyerer Kirchenrat Karl Philipp Held 1803 seine Zeitgenossen in der Pfalz und in Rheinhessen für eine ‚Religionsvereinigung‘ zu begeistern. Der Titel des Theaterstücks lautet: *Über die Religionsvereinigung. Oder: Die Ursel hat Recht. In lebendigen Vorstellungen aus der fränkischen Republik von einem Mitbürger derselben dem gemeinen Volk gewidmet im 11ten Jahr der Republik“* (1803). Da

bekennt der Protestant: *Auch Pabst, Luther, Calvin und Zwingel* [Zwingli]*, Christ und Jude, und vielleicht der Heyde auch arbeiteten dann auf eine Seeligkeit hin. Alles böte einander die Hände, um ein Hirt und eine Herde zu werden.* Der Katholik stimmt mit Emphase ein: *O, wenn das ist, so bin ich auch Protestant. Solch ein Protestantismus lebe!* Solche Helds gibt es heute bestimmt nicht weniger als zu Napoleons Zeiten! Allerdings geht es da weniger um Luther, Zwingli und Calvin, sondern z.B. um eine ‚Speisekartenreligion' nach dem Dogma: Jeder kann sich seine Religion selbst zusammenbasteln! Originell ist das allerdings nicht! Schon 1921 hat Franz Werfel in seinem ‚Spiegelmensch' Jüdisches und Christliches verbindende Kritik daran vorgetragen:

Eucharistisch und thomistisch,
doch daneben auch marxistisch,
theosophisch, kommunistisch,
gotisch, kleinstadtdombau – mystisch,
aktivistisch, erzbuddhistisch,
überöstlich taoistisch,
Rettung aus der Zeit-Schlamastik
Suchend in der Negerplastik,
Wort und Barrikaden wälzend,
Gott und Foxtrott fesch verschmelzend?

‚Sorge um das Heil': Eine Stimme aus Bayreuth

aktivistisch, erzbuddhistisch,
überöstlich taoistisch...

„Das reine, ungemischte Christentum (ist) nichts anderes als ein Zweig des ehrwürdigen Buddhaismus... Wir sehen noch deutlich im ersten Christentum die Züge der vollkommenen Verneinung des Willens zum Leben und die Sehnsucht nach dem Untergang der Welt, d.h. nach dem Aufhören des Daseins": So steht es in einem Brief Richard Wagners vom 7. Juni 1855 an Franz Liszt. Für nicht wenige ‚Protestanten' ist Wagner praktisch ein Religionsstifter, zu dem man auf den ‚Hügel' in Bayreuth wallfahrtet. Seine ‚Kunstreligion' ist insofern modern, als sie sich synkretistisch aus Überlieferungen verschiedener Religionen speist; sie ist zugleich weltlich, als das sich in ihr zeigende ‚Göttliche' ganz und gar innerweltlich gedacht ist. „Der Mensch vollzieht seine Erlösung selbst durch Mitleid und Askese. Das ist buddhistisch und nicht christlich gedacht. Der Buddha hat nur den *Weg* zur Erlösung *gezeigt*, den Weg muß man selber gehen. Christlich ist der Christus den Weg stellvertretend gegangen, und die Erlösung ist reines Geschenk. Aus ihm *folgt* die liebevolle Weltzuwendung. Dieser Unterschied stimmt Christen ein, gelassen die wunderbare Musik des *Parsifal* zu bewundern und zu genießen" (Peter Steinacker), sofern er – quasi als Ablaßbrief – eine Eintrittskarte erhält. Wer denkt da schon daran, daß Wagner in dem genannten Brief an Franz Liszt versucht, das ‚reine Christentum' vom Judentum zu trennen, was auch im *Parsifa*l lebendig ist.

‚Sorge um das Heil': Eine Stimme Luthers

‚Wo bleibt aber das Positive?' – so könnte man jetzt mit Erich Kästner fragen! Hier will ich mich gerne auf Martin Luther einlassen! Seine Auslegung des 147. Psalms ist ein guter Kommentar zu unserem Abschnitt aus dem Philipperbrief: *Du sollst bauen und Riegel machen, die Stadt befestigen und dich rüsten, gut Ordnung und Recht stellen, das best du vermagst. Aber da siehe zu, wenn du solches getan hast, daß du dich nicht darauf verlassest. Gott könnte dir wohl Korn und Früchte geben ohne dein Pflügen und Pflanzen. Aber er will es nicht tun. So will er auch nicht, daß dein Pflügen und Pflanzen Korn und Früchte geben, sondern du sollst pflügen und pflanzen und darauf einen Segen sprechen und beten also: Nu berat Gott, nu gib Korn und Frucht, lieber Herr. Es ist deine Gabe."* Also: „Gott ists, der in euch wirkt beides, das Wollen und Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen."

Martin Luthers Auslegung ist das Gegenteil von folgender Geschichte: "Ein Mann kaufte sich ein Haus mit einem völlig verwilderten Garten. Sieben Jahre arbeitete er darin unermüdlich, und der Garten wurde wunderschön. Eines Tages kam der Pfarrer vorbei und sagte: ‚Wahrhaftig, es ist ein Wunder, was Gott in seiner Güte mit ein wenig menschlicher Hilfe aus einem Garten machen kann'. Ge-

wiß, Herr Pfarrer, sagte der Mann, sie hätten den Garten aber mal sehen sollen, als der liebe Gott noch alles alleine machte!“

Es gibt viele Antipredigten zu dieser Psalmauslegung Luthers. Es gibt viele Antipredigten zu unserem Paulusbrief. Was Luther hier mit Paulus verbindet, ist dies: Christlicher Glaube bedeutet für beide genau dies: Das von Gott Gewährte wahrnehmen und annehmen. ‚Sünde‘, die dann des Ablasses bedarf, ist nicht in erster Linie Übertretung einzelner Verbote, sondern das Übersehen der Güte, der Gaben Gottes. Der Sünder ist ein ‚Kostverächter‘, einer, der an Gottes Gaben achtlos vorübergeht. Christlicher Glaube zerstört sich selbst, wenn er nicht zuerst und zuletzt von dem Guten redet, das Gott an uns tut.

Freilich: Nicht wenige wollen Gott Nachhilfeunterricht erteilen, wie er die Welt regieren und seine Gemeinde bauen müßte. Die Besserwisserei, die Klerikalgouvernanz hat da oft Hochkonjunktur. Es gibt da viele Bußprediger mit und ohne Talar. Aber: Viele, die so den Himmel auf Erden schaffen wollten, haben die Hölle zurückgelassen. Dagegen sei Dietrich Bonhoeffer zitiert: „Kein Mensch baut die Kirche, sondern Christus allein. Wer die Kirche in eigener Regie bauen will, wird einen Götzentempel bauen.“ Das sollte auch uns zu denken geben!

Das Kreuz mit den Kreuzen!

Ich beginne mit einer Andacht auf dem Paulusplatz am 9.6.1986: In diesen Tagen wurde das Vorbereitungsheft des 22. Deutschen Evangelischen Kirchentages vom 17.-21.6.1987 mit dem Titel „Frankfurt ‘87“ ausgeliefert. Vielleicht haben Sie schon darin geblättert. Auf ‚umweltfreundlichem Recyclingpapier‘ gedruckt finden Sie auf den beiden letzten Seiten die Vorstellung der EKHN unter dem Titel „Wo der Bischof in der Mehrzahl ist“.

Das ist für nicht wenige unter uns eine Alltagserfahrung! Der Posteingang und nicht wenige Telefonanrufe, Ausschüsse und Gremien verschiedenster Couleur bestätigen es: Es gibt viele, die sich für Bischöfe, zumindest aber für Pröpste und Dekane halten! Man weiß es besser als der Paulusplatz 1! Zeitgenossen mit und ohne Talar werden schnell zu ‚Lautsprechern‘, bei denen das geschieht, was ein liebenswerter Synodale aus dem Odenwald so glossierte: ‚Stimme heben – Inhalt schwach!‘ Sei’s drum!

Das Kirchentags-Vorbereitungsheft meint aber mit der ‚Mehrzahl der Bischöfe‘ offenbar etwas anderes: Das ‚kollektive Bischofsamt‘ in Gestalt des ‚LGA‘ (‚Leitendes Geistliches Amt‘), das in so ziemlich alles hineinreden, aber (zumindest de jure) nichts entscheiden darf. Der bekannte Soziologe Helmut Schelsky hat dafür die Formel von der ‚Beratungs-, Beplanungs- und Betreuungsherrschaft‘ erfunden. Wir haben ja die schwarzen Kirchenrechtsordner in Griffweite. Persönlich darf ich dazu sagen, daß wir in unserer Zeit als Pfarrvikare insofern vom LGA abhängig waren, als dieses unser Verschiebebahnhaf war, auf dem die dann von der Kirchenverwaltung durchzuführenden Versetzungen faktisch beschlossen wurden. Aber das ist ein Kapitel für sich!

Die Vorstellung der EKHN im Kirchentagsvorbereitungsheft geht aber noch weiter! Da ist die Rede von den ‚beiden schönen alten Bischofskreuzen, das von Hessen-Darmstadt und das von Nassau‘, die ‚wohlbehütet, aber unbenutzt im Haus der Darmstädter Kirchenverwaltung im Tresor liegen‘. Das ‚Bischofskreuz von Hessen-Darmstadt‘: Das hat sofort meine Neugierde geweckt. Ich kannte es bisher nicht, war hier doch ein ‚Prälat‘ der ‚Kirchenleiter‘, wie z.B. ‚idea‘ die oberen Landeskirchlicher, aber auch die Freikirchler und Freigemeindler gleichmacherisch nennt. Der Kirchentag hat zwar einen ‚Markt der Möglichkeiten‘. In Frankfurt gibt es außerdem den ‚Neckermann‘ mit seinem Slogan: ‚Neckermann machts möglich!‘ Und kürzlich las ich in unserem Fahrstuhl im Paulusplatz 1: ‚Neue Männer braucht das Land‘. Trotz Ina Deter habe ich das alternativ auf die EKHN bezogen.

Machen wir es kurz: Es gibt nur das nassauische Bischofskreuz, das 1828 von Herzog Wilhelm gestiftet wurde. Die Amtskette besteht aus einer schweren Kette mit Kreuz aus 20karätigem Gold und zeigt über dem Kreuz das Nassauische Wappen mit der Herzoglichen Krone. Sie soll 750 Nassauische Gulden gekostet haben. Ihr Schöpfer ist mir unbekannt.

Der Hintergrund: Auf der Unionssynode 1817 in Idstein war beschlossen worden, daß die beiden Generalsuperintendenten der lutherischen und der reformierten Kirche auch nach der Vereinigung der lutherischen und der reformierten Kirche des Herzogtums im Amt bleiben sollten. Der Überlebende sollte dann das Amt alleine weiterführen. Als 1827 das katholische Bistum Limburg errichtet worden war, wünschte der Herzog auch einen evangelischen Landesbischof zu ernennen und denselben im Rang dem katholischen Bischof gleichzustellen. Um diesem Wunsch entgegenzukommen, trat der ursprünglich reformierte Generalsuperintendent D. Johannes Friedrich Gieße (1760-1842) freiwillig in den Ruhestand. Daraufhin ernannte Herzog Wilhelm den lutherischen Generalsuperintendenten Georg Emanuel Christian Theodor Müller (1766-1836) im Dezember 1827 zum Landesbischof. Er verlieh ihm 1828 die neu gestiftete Amtskette, die dann seine Nachfolger August Ludwig Christian Heydenreich (1773-1858) und Ludwig Wilhelm Wilhelmi (1796-1882) trugen. 1866 war aber das Herzogtum Nassau eine preußische Provinz geworden, dessen Landeskirche aber selbständig blieb (‚Bezirkssynode Wiesbaden‘) und auch nicht in die altpreußischen Union eingegliedert wurde . Allerdings wurde nach Wilhelmis Tod das Bischofsamt nicht mehr erneuert; Wilhelmis Nachfolger Karl Ernst (1834-1902), Heinrich Maurer (1834-1918) und Karl Ohly (1860-1919) führten wieder die nunmehr preußische Dienstbezeichnung ‚Generalsuperintendent‘. Ein Gesuch des nassauischen Konsistoriums, Karl Ernst die Kette des Landesbischofs zu verleihen, wurde von Berlin abgelehnt, da inzwischen die Kaiserin als Königin von Preußen den preußischen Generalsuperintendenten ein besonderes Kreuz verlie-

hen hatte, was sich auch im Tresor der EKHN befindet. Die 1922 erfolgte und 1924 von Preußen bestätigte Wiedereinführung des nassauischen Landesbischofsamtes führte 1925 zur Wahl August Kortheuers zum Landesbischof und Träger der Amtskette. Am 12.9.1933 wurde Kortheuer allerdings durch den neuen, NSDAP-majorisierten nassauischen Landeskirchentag, von seinem Vorsitzenden August Jäher auch der ‚braune Landeskirchentag' genannt, abgesetzt. Die Amtskette wurde dann vom Landesbischof von Nassau-Hessen Lic. Dr. Ernst Ludwig Dietrich (1897-1974) 1934-1945 getragen. Nach dem Umsturz 1945 wurde August Kortheuer (gegen den Protest der nassauischen Bekennenden Kirche) vom Wiesbadener Regierungspräsidenten Hans Bredow noch einmal vorläufig zum Landesbischof in Nassau berufen. Ihm wurde von der Vorläufigen nassauischen Kirchenleitung auch die Amtskette übergeben, die er bis zum Friedberger Kirchentag (Wahl Niemöllers zum Kirchenpräsident der EKHN) am 30.9.1947 trug. Niemöller war gegen das Bischofsamt, obwohl die Landesbekenntnissynode Nassau-Hessen zunächst ein solches für die EKHN vorsah. Das Bischofskreuz ruht im Tresor. Allerdings soll auch Kirchenpräsident Niemöller, wenn orthodoxe Würdenträger kamen, gerne auf das Kreuz zurückgegriffen haben, wie übrigens auch Helmut Hild beim Empfang durch die englische Königin!

Das Kreuz mit dem Kreuz: Fast läßt sich hier die nicht einfache Geschichte der EKHN demonstrieren und illustrieren. Inzwischen (2010) ist allerdings der ‚Kollektivbischof' in die Kirchenleitung integriert, was manche ‚Alte Kämpfer' als ‚Herztod der EKHN' empfunden haben.

Historie in der Andacht: Das sind Sie, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, von mir gewöhnt. Ich beziehe mich hier auch auf die Epistel zum Himmelfahrtsfest aus der Apostelgeschichte des Lukas Kap. 1 Vers 10, wo berichtet wird, daß die Jünger Jesus ‚nachsahen'. Das klingt in unserer psychowabernden Zeit vielleicht ein wenig depressiv. Jesu Jünger waren das aber keineswegs. ‚Nachsehen' bedeutet für sie gerade nicht ‚das Nachsehen haben' oder das Tatsächliche ‚übersehen'. Solches Verstehen von ‚Nachsehen' scheint aber heute im kirchlichen Raum modern zu sein. Man traut dieser Botschaft offenbar wenig zu, weshalb man meint, sie durch allerlei Aktualitäten und Events aufpolieren zu müssen. Das Wort ‚Protestanten' hat einen anderen Sinn bekommen: Hieß es ursprünglich: ‚Für die Wahrheit Zeugnis ablegen', so heißt es heute oft: ‚Ich/Wir sind dagegen'! Für mich ist es unerträglich, wenn in kirchlichen Gremien – meist auf ‚Hinterbänklerniveau'–nachgebetet wird, was gerade im ‚Darmstädter Echo' oder sonstwo in Zeitungen mit viel oder wenig Bild stand oder im Fernsehen zu sehen war. Die hier und da zu hörende Meinung, die Kirche müsse doch den Politikern Mut machen, das zu sagen, was diese aus Angst vor den Wählern (sprich: aus Feigheit und Angst vor dem Verlust des Mandats!) nicht sagen könnten, provoziert meine Frage: Haben eigentlich (wenn ja, woher?) die Kirchen eine höhere politische Einsicht? ‚Jesus nachsehen' heißt weder, in Depression und in falsche Bußbekenntnisse abzugleiten noch durch blinden Aktivismus versuchen, es besser als die Jünger zu machen. Da wird viel zu viel appelliert! Gemeint sind natürlich die anderen! Da schlüpft man schnell aus dem ‚Gewissen haben' in das ‚Gewissen sein'! ‚Jesus nachsehen' heißt im Sinne dieser Jünger: Davon überzeugt sein, daß ER der Sieger ist. Dies auszurichten ist die Aufgabe einer ‚einladenden Kirche'.

Matthäus 9,35-38: Die Ernte ist groß!

Jesus ging umher in alle Städte und Märkte, lehrte in ihren Schulen [Synagogen] und predigte das Evangelium von dem Reich [Gottes] und heilte allerlei Seuche und allerlei Krankheit im Volke. Und da er das Volk sah, jammerte ihn desselben; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.
(Ordination Marktkirche Wiesbaden 17.10.1957)

Wenn Menschen heute gefragt werden, ob sie an irgendeiner Stelle eine Verantwortung übernehmen wollen, dann antworten viele: ‚Ohne mich'. Auch die großen Sozialwerke, die für ihre Arbeit Menschen brauchen, weil es mit Schreibmaschinen allein nicht geht, machen oft die gleiche Erfahrung. ‚Ohne mich': Diesen Standpunkt finden wir aber auch in unserer evangelischen Kirche! Wir klagen schnell über das ‚Einmannsystem' (‚Der Pfarrer macht alles allein'), bedauern, daß viele kirchliche Arbeit unerledigt bleibt, der Pfarrer viel zu wenig Hausbesuche macht und dergleichen mehr. Tritt aber der Ruf zur Mitarbeit an uns heran, so versuchen wir oft, uns zu distanzieren: Bitte nicht zu persönlich werden! Es geht auch ohne mich!

Der verlesene Abschnitt aus dem Matthäusevangelium führt uns in eine andere Welt! Da heißt es mit aller Deutlichkeit: In der Kirche Jesu Christi darf es keinen Ohne-mich-Standpunkt geben! Wir gehören der Kirche als lebendige Mitglieder nur dadurch an, daß wir an ihrer Arbeit teilnehmen! Das hat einen guten Grund: Jesus will uns in den Dienst der göttlichen Barmherzigkeit stellen. Wir dürfen Jesu Hände und Füße, Handlanger und Boten der Liebe Gottes sein und diese Liebe zu den Menschen tragen, die Gott mit uns verbunden hat. Diesen Menschen ein Christus zu werden: Das ist gemeint! Dem ‚Ohne mich' stellt Jesus das ‚Mit Dir!' gegenüber. Mit Dir! Merken wir jetzt, wie fremd uns dieser Ruf Jesu im Grunde ist?

Noch mehr! Nicht nur Jesu Urteil über das ‚Ohne mich' ist anders als das unsrige. Er denkt auch über die Arbeit selbst, die auf Gottes Ackerfeld zu verrichten ist, anders als wir! Das erkennen wir aus drei Fragen, die uns unser Schriftabschnitt stellt:

Die *erste* Frage: Wie steht es mit der Ernte für Jesus Christus? Unsere Antwort lautet: Die Ernte ist klein, der Ertrag oft gering. Jesus sagt dagegen: Die Ernte ist groß!

Die *zweite* Frage: Wie steht es mit den Arbeitern? Unser ‚Ohne mich' besagt genug! Wenn wir uns von der Mitarbeit distanzieren, dann geben wir damit doch zu verstehen: Es sind genug Arbeiter da! Auf uns kommt es nicht mehr an. Jesus sagt aber: Wenige sind der Arbeiter!

Die *dritte* Frage: Was sollen wir tun? Kräftig die Werbetrommel rühren, uns auf unsere Aktivitäten und Programme verlassen? Jesus weist uns auf etwas Merkwürdiges hin: „Bittet den Herrn der Ernte, daß ER Arbeiter in seine Ernte sende"!

Drei Fragen legt uns Jesus vor – drei Antworten gibt er uns. Denken wir darüber nach!

Erstens: Jesus spricht zu uns: Die Ernte ist groß. Das Ackerfeld Gottes steht prächtig zur Erntezeit. Die Arbeit hat sich gelohnt. Stimmt das wirklich? Das ist doch unsere Frage an Jesus. Wie sieht es denn auf dem Acker Gottes aus? Die Statistik spricht für sich: In einigen Stadtteilen Frankfurts z.B. beträgt der Gottesdienstbesuch 1 Prozent; in Hessen und Nassau liegt der Durchschnitt bei [damals noch] 4-5 Prozent der Gemeindemitglieder. Und die übrigen Getauften? Wie steht es bei den vielfältigen und bestimmt auch ansprechenden anderen Angeboten in den Gemeinden? Volles Haus oder leere Stühle? Kurz: Viel Arbeit, große Mühe – aber oft geringe Ernte! Wie kann Jesus dann sagen: „Die Ernte ist groß"? Wie oft mußte er doch selbst gegenteilige Erfahrungen machen? In unserem Bibelabschnitt gibt er es ja selbst zu: „Und da er das Volk sah, jammerte ihn desselben! Denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben"! Menschen ohne Platz für Gott – das ist nur zu oft der Anblick des Ackers Gottes. Wo ist da die große Ernte?

Aber Jesus fragt zurück: Was versteht Ihr eigentlich unter ‚großer Ernte'? Kirchliche Erfolge, glänzende Statistiken, guter Gottesdienstbesuch, hohe Kollekten? Kurz: Meßbare Erfolge? Unter diesen Maßstäben hat Jesus freilich Unrecht. Aber er fragt uns mit Nachdruck: Stimmen Eure Maßstäbe? Versteht Ihr es richtig, was ‚große Ernte' heißt?

Wie sollen wir aber dieses Wort von der ‚großen Ernte' anders verstehen als von der Statistik her? Jesus Christus sagt uns damit: Es ist jetzt der Hochsommer Gottes, Gottes Erntezeit! Gottes Stunde ist angebrochen. Gott ist nahe! Gott hat seine Sache selbst in die Hand genommen. Er selbst bringt jetzt seine Ernte ein. Und sein Urteil über diese Ernte lautet: Sie ist groß!

Dieses Bild müssen wir ein wenig in unsere Wirklichkeit übersetzen. Es besagt: Da, wo die Not groß ist, ist auch die Hilfe groß. Zum menschlichen Mangel fügt Jesus Gottes Gabe, zur menschlichen Ohnmacht die Kraft Gottes hinzu. Das heißt für unsere Kirche, für unsere Gemeinde: Unsere ach so unvollkommene Kirche darf ein Erweis göttlicher Barmherzigkeit, ein von Gott aufgerichtetes Zeichen dafür sein, daß über all der Not, die wir täglich auch in der Kirche sehen, die Heilszeit, das heißt die Nähe Gottes angebrochen ist. Das heißt auch für uns persönlich: Gottes Nähe gilt auch uns! Auch wir sollen heil werden. Gott macht seine Arbeit gründlich. Das ist die Hoffnung für die Kirche, für uns, für die Welt! Jesus Christus ist da, auch in unserer Stadt Wiesbaden, auch in unserer Marktkirche. Freilich noch verborgen, oft nur zeichenhaft, andeutungsweise. Aber das ist unsere Hoffnung als Christen, die an Jesus ihren Anhalt hat: Jesus Christus kommt offenbar für alle. Dann wird die große Ernte eingebracht. Weil wir wie Jesus hoffen dürfen, gilt dieser aufmunternde Zuspruch: Die Ernte ist groß! Hier spricht nicht irgendein Träumer oder Visionär. Jesus sieht auch unter den Menschen, die keinen Platz für Gott haben, Gott am Werk, Gott in ihrer Mitte. Weil er sich an Gottes Nähe hält, weiß er um die große Ernte, erwartet er sie von Gott, ist er davon überzeugt: Gott wird ihn nicht enttäuschen. Auch wir dürfen von all den Zuständen, die uns im Blick auf die Kirche und auf unsere Gemeinde bedrücken, wirklich einmal wegsehen und uns an Gottes Versprechen – auch gegen den Augenschein – halten! Das ist frohe Botschaft!

Freilich: Diese Zusage Gottes hat für uns Konsequenzen! Wir dürfen unser Urteil über die Ernte Gottes revidieren. Das Stöhnen, das Jammern soll verstummen. Ist aber in unserem Text nicht vom ‚Jammern' die Rede? Das Wort, das im griechischen Text für ‚jammern' steht, heißt eigentlich: Es ging Jesus mitten durchs Herz, als er das Volk sah. Das ist etwas anderes als unser ‚Jammern'. ‚Das Volk': Vielleicht übersetzen wir besser: Da Jesus die Masse sah! ‚Masse' ist mehr als eine Menge. ‚Masse' hat es mit Anonymität, Einsamkeit, Unfreiheit, Zwang, Beeinflussung usw. zu tun. Und wir alle sind davon mitbetroffen, sind ein Teil dieser Masse, Nummern in einem seelenlosen Apparat, in dem das ‚Man' herrscht, in dem Verantwortung auf dieses anonyme ‚Man' abgeschoben wird. Menschen, die keine Gemeinschaft mehr miteinander haben, den Massenmedien in ihrer Urteilsbildung ausgeliefert, von Parolen und Propaganda beherrscht. Hier liegt eine wichtige Wurzel für dieses ‚Ohne mich'. Gesellschaftskritik wird da übermächtig. Wir gehen auf Distanz, soweit das uns möglich ist.

Sehen wir auf Jesus Christus! Er stimmt kein Klagelied an. Er hat vielmehr Erbarmen mit uns. Sein Erbarmen ist grenzenlos, weil er uns wie ein reifes, reiches Erntefeld ansieht, auch wenn wir eher eine Mißernte sehen. Kurz: Es lohnt sich auf Gottes Acker! Jesu ‚Die Ernte ist groß' hat Glauben in sich und für sich.

Zweitens: Wie steht es mit den Arbeitern auf diesem Ackerfeld Gottes? Es gibt – Gott sei Dank – eine große Zahl an Pfarrern, Missionaren, Diakonissen und Diakonen, Gemeindehelferinnen und Gemeindehelfer, Jugendleiter, Küster, also zahlreiche Helfer, die bewußt Mitarbeiter Gottes sind. Was sagt aber Jesus: Zu wenig Arbeiter für die große Ernte! Darum sein Ruf: Mitarbeiter für Gott gesucht!

Woran liegt der Mangel an Mitarbeitern? Einmal darin, daß wir allzu leicht vergessen, daß es um Gottes Ernte geht. Daher kommen manche Verzagtheit und Mangel an Motivation. Unser Text fragt uns: Geht es bei aller Eurer Arbeit um Gottes Ernte oder um Eure eigene? Wie viele Reich-Gottes-Arbeit wird dadurch unfruchtbar, daß sie aufhört, Schnitterarbeit für Jesus Christus zu sein. Wie oft wollen wir für die eigenen Scheunen ernten? Zum anderen liegt es daran, daß wir so oft keinen Erfolg unserer Arbeit sehen. Das entmutigt, macht müde, zermürbt. Unsere Geschichte spricht uns Mut zu: Gott selbst ist am Werk! Er hat seine Sache in seine Hand genommen und führt auch unsere Hand. Gott wirkt alles – und doch läßt er uns mitarbeiten. Das ist das Geheimnis der Reich-Gottes-Arbeit.

Drittens: Was sollen wir tun? Unser Bibelwort sagt zunächst: Werdet nüchtern und demütig. Laßt Euch sagen, daß Gott selbst am Werk ist, daß die Stunde seiner Ernte nahe ist. Steht ab von allem Klagen. Erwartet alles von ihm. Und darum stellt Euch als Mitarbeiter, je nach Euren Gaben, ihm zur Verfügung. Zwei Dinge sind wichtig:

Das eine: Zu Jesus Christus hintreten und uns von ihm neue Augen schenken lassen. Wer um Gottes Nähe weiß, kann es sich nicht leisten, selbstgerecht an Menschen vorüberzugehen, die offenbar für

Gott keinen Platz haben. Jesus will unser Denken umformen. Wir sollen mit seinen Augen, mit den Augen seines großen Erbarmens die Menschen sehen, die ihm noch ferne stehen.

Das andere: Zuletzt und zutiefst sollen wir dies Eine tun: „Bittet den Herrn der Ernte, daß ER Arbeiter in seine Ernte sende". Gott sucht Beter, die ihn um Arbeiter für seine Ernte bitten! Das Gebet will die lebendige Kraftquelle sein, aus der heraus wir die Kraft für unsere Mitarbeit holen können. Gott füllt unseren Mangel aus, wenn wir ihn darum bitten.

Gerade am Tage meiner Ordination will ich diese Bitte Euch als Gemeinde Jesu Christi besonders ans Herz legen. Laßt das Gebet der allgemeinen christlichen Kirche auch unter Euch Wirklichkeit werden, damit die Mitarbeiter Christi wirklich ihr Vertrauen darauf setzen können, daß sie im Gebet von der Gemeinde getragen werden. Denn: Die Ernte ist groß. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!"

Ein *Nachwort*: Am 17.10.1957 wurde ich an einem Werktag, weil der Propst sonst keinen Termin frei hatte, um 20 Uhr in der Marktkirche in Wiesbaden ordiniert, wohin man mich als ‚Verwalter' der dritten Pfarrstelle (und nicht als Vikar: Ausdrückliche Anordnung der Kirchenleitung, die mich zunächst nicht dem Dekan, sondern Propst Lic. Ernst zur Nieden direkt unterstellte, weil man offenbar fürchtete, ich käme mit den lieben Kollegen an der Marktkirche nicht zurecht!) hin beordert hatte, zwischen dem streitbaren, 1944 zu sechs Jahren Zuchthaus wegen Wehrkraftzersetzung verurteilten Pfr. Dr. Willy Borngässer und Landesbischof a. D. Lic. Dr. Ernst Ludwig Dietrich, der zumindest für die BK als ‚protestantische Unperson' galt/gilt. Propst zur Nieden hatte in absehbarer Zeit keinen Sonntagstermin mehr frei; darum fand meine Ordination im Wochengottesdienst statt, den ich dann zwei Jahre lang in Form von Reihenpredigten im Winter hielt – auch als Ersatz für eine Bibelstunde, die es an der Marktkirche nicht gab.

Beim Ordinationsgottesdienst ging es insofern etwas turbulent zu, als wir in der Sakristei warteten und warteten: Wer nicht kam, war Propst zur Nieden. Als nicht mehr länger geläutet werden konnte, befahl Pfr. Borngässer, anzufangen. Entgegen der Ordnung sollte ich vor der eigentlichen Ordinationshandlung predigen. Wenn zur Nieden dann noch nicht da wäre, sollte mein Doktorvater Prof. D. Wilhelm Jannasch, der damals (neben Pfr. Dr. Willy Borngässer) Assistent war (Pfr. Lic. Dr. Ernst Ludwig Dietrich war zwar im Ornat auch dabei, ohne aber als Assistent mitwirken zu dürfen; zur Nieden versteifte sich darauf, daß nur zwei Assistenten zugelassen seien! Heute übrigens kein Problem! Da sind schon Muslime und Atheisten aufgetreten! Ob er den ehemaligen Landesbischof fürchtete? Ich weiß es nicht.), mich ordinieren.

Kurz vor Ende meiner Predigt tauchte zur Nieden endlich auf; er war in einen Verkehrsunfall verwickelt gewesen. Wir dachten: Er macht es jetzt wohl kurz. Im Gegenteil: Er spulte sein ganzes Programm herunter nach dem Motto: ‚Heute hat sie der Herr in meine Hand gegeben'. Auf einem mir von ihm bei der ‚Programmbesprechung' mitgegebenen Merkblatt stand sinngemäß: Die Gemeinde und der Gesangverein sollen sich zurückhalten. Das Wichtigste sei doch, daß der Propst in die Gemeinde komme. Und ich dachte: Der Ordinand sei der Wichtigste. Kurz: Der Gottesdienst dauerte weit über zwei Stunden! Für mich war es schrecklich. Während heute der Ordinand den langen Verpflichtungstext ablesen darf, mußte ich ihn auswendig vortragen: Eine Tortur!

Zur Nieden war übrigens der Männerwerksbeauftragte der EKHN! Sein Motto: „Wenn wir nicht die Männer erreichen, laufen uns auch die Frauen weg!" Mich hat er, auch unter Mithilfe des Propstes für Oberhessen, immer wieder kräftig für die Männerarbeit eingespannt. Daß ich auf inständiges Bitten der Sekretärin von OKR Herbert (Frau Erbe) bei zur Niedens Beerdigung auf dem Friedhof in Wiesbaden-Biebrich den Kranz der EKHN niedergelegt habe, sei erwähnt.

Nun: Beim 50jährigen Ordinationsjubiläum war es besser! Frau Pröpstin Held überbrachte in liebenswürdiger Weise mir die Urkunde in die Wohnung! Zum Vergleich: Meine Urkunde zum Oberkirchenrat bekam ich einmal durch den Briefträger, einmal durch meine Sekretärin und einmal durch den Aktenboten überreicht! So konnten in der EKHN auch ‚hoheitliche Akte' aussehen! ‚Stil' war nicht immer ein besonderes Kennzeichen der EKHN! Die Zeiten können sich auch zum Positiven ändern!

Jesaja 55,11: Gottes Bodenpersonal

Gott spricht durch den Propheten: *So ist es mit dem Wort, das ich spreche: Es kehrt nicht erfolglos zu mir zurück, sondern bewirkt, was ich will, und führt aus, was ich ihm auftrage.*
(Andacht Kirchenverwaltung 24.1.1975)

Die Spezies ‚Pfarrer' ist in ihrer fraulichen und männlichen Ausführung ein dankbares Thema der Kritik. Oft kommt diese aus den eigenen Reihen. So behauptete zum Beispiel der Oberhofprediger Rudolf Kögel (1829-1896): *Gott regiert die Kirche auf dreifache Art: Mit den Pastoren, ohne die Pastoren, trotz der Pastoren. Und wenn die Kirche fällt, dann fällt sie meist durch die Pastoren.*

Gottes ‚Bodenpersonal' oder ‚Kleinverteilungsapparat' fühlt sich durchweg vielseitig beansprucht und dadurch überbeansprucht. So sieht es wenigstens der Göttinger Theologieprofessor Manfred Josuttis:

> *Der protestantische Pfarrer ist eine merkwürdige Zwitterfigur.*
> *Der Ausbildung und der Amtstracht nach tritt er auf als Gelehrter.*
> *Durch die Art seiner Dienstleistungen gehört er in die Reihe der Priester.*
> *In seinem theologischen Selbstverständnis möchte er am liebsten als Prophet agieren. Und die meiste Zeit verbringt er wahrscheinlich damit, die Rollen des kirchlichen Verwaltungsbeamten und des gemeindlichen Freizeitanimateurs zu spielen.*

Das weckt Skepsis! Was kann bei einer solchen Rollendiffusion schon Gutes herauskommen? So mancher Frust landet dann aggressiv auf unseren Schreibtischen im Paulusplatz 1 oder tönt aus dem Telefon! Ganz Eilige faxen ihren Unmut direkt in die Kirchenverwaltung in der Hoffnung, daß das Fax durch möglichst viele Hände geht. Aus Frust wird leicht Aggression!

Dabei geht es doch um eine frohe Botschaft, die auszurichten dem Predigtamt aufgetragen ist und dem die Kirchenverwaltung als ‚dienendes und helfendes Organ' der Kirchenleitung beistehen soll. Mehr hat uns die ‚Bekennende Kirche' 1949 bekanntlich nicht zugetraut! Die frohe Botschaft ausrichten: Daran erinnert auch unser Bibelwort aus dem Propheten Jesaja. Kürzlich wurde ich wieder an dieses Wort erinnert, als ich es in großen Lettern an der Decke der schönen Bechtheimer Kirche sah: *Mein Wort soll nicht leer zu mir kommen, sondern tun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende* – so lautet der Text bei Martin Luther. Gottes Wort ist wirkendes Wort und nicht leeres Wort, Tatwort und keine Leerformel.
Wo bleibt aber dafür der „Beweis des Geistes und der Kraft", wie Lessing es formuliert hat?

Von dem Zürcher Kabarettisten Franz Hohler stammt das folgende Gebet. Es hat zumindest dokumentarischen Wert: In ihm spiegeln sich die gegensätzlichen Positionen, die heute auch im deutschen Protestantismus vertreten werden, anschaulich wider. Es geht um das, was wir – meist verharmlosend – ‚Pluralismus' nennen. Offenbar ist Franz Hohler durch diese so gegensätzlichen Ausprägungen kirchlicher Frömmigkeit konsterniert:

Lieber Gott
Ich bitte dich sehr
Hab Mitleid mit mir
Ich bin ein armer Hund
Denn ich bin Pfarrer
Und bin umstellt von Menschen
Die es gut meinen
Und die alle wissen, was ich zu tun hab
Ich sollte den alten Leuten sagen
Warum sie getrost sein sollen
Und den jungen
Warum sie empört sein sollen
Und ich sollte lächelnd
Am Bazar Kuchen essen und Kaffee trinken und Hände schütteln
Während die Dritte Welt an den Grenztoren steht
Und über die Berge steigt

Durch die Flüsse schwimmt
Aus Verzweiflung und Hoffnung
Und wenn ich darüber predige
Und über die brennenden Asylantenheime
Ärgern sich die Kirchenpfleger und Bazartanten
Und wenn ich nur Psalmen lese in Altersheimen
Ärgern sich engagierte Christen
Und wenn ich mich
Zu den Engagierten setze
Meckern die Altersheime
„Wo bleibt der Herr Pfarrer?“
und wenn ich die Botschaft dann wörtlich verstehe
um Himmels willen, wörtlich
und die Kirche öffne
für die
die in Not sind
dann werde ich weggewählt
von der Mehrheit
die nicht in Not ist
oder von einem wohlgenährten Musterknaben
in einem Bischofspalast des Mittelalters.
Lieber Gott
Ich bitte dich sehr
Hab Mitleid mit mir
Ich bin ein armer Hund
Ich bin Pfarrer.
Amen.

Wer so betet, der schimpft nicht. Der leidet, der sucht, der erwartet etwas, der erhofft etwas – zumindest zwischen den Zeilen. Wer so betet, der fragt auch die Kritiker, ob die Vielzahl ihrer Wünsche nicht auch eine Ursache für den beklagten ‚Pluralismus‘ ist!

Mein Wort soll nicht leer zurückkommen: Dieses Versprechen Gottes bezieht sich aber nicht nur auf unsere Glaubensgeschichte. Dieses Wort umfaßt auch unsere persönlichen Lebensgeschichte. Ein Beispiel dafür liefert der Oberlehrer an der Königlich-Preußischen Gewerbeschule zu Berlin, Dr. Georg Büchmann, der zuerst im Jahr 1864 seine bis heute berühmte Sammlung von ‚Geflügelten Worten‘ erscheinen ließ. Sie wurde eröffnet von einem großen Kapitel ‚Biblische Citate‘ (in der Auflage von 1895 waren es 85 Seiten, 1994 immerhin noch 64 Seiten). Diesen biblischen Zitaten ging damals ein ernster Scherz Büchmanns voran. Da stand nämlich zu lesen:

Der Mensch wird nackt geboren wie Adam, er ist keusch wie Joseph, weise wie Salomo, stark wie Simson, ein gewaltiger Nimrod, der wahre Jakob, ein ungläubiger Thomas; er ist ein langer Laban, ein Riese Goliath; er lebt wie im Paradiese, dient dem Mammon und hat Mose und die Propheten, oder er stimmt, arm wie Lazarus oder ein blinder Tobias, Jeremiaden an, sehnt sich zurück nach den Fleischtöpfen Ägyptens, bekommt eine Hiobspost über die andere und muß Uriasbriefe bestellen, wobei er von Pontius zu Pilatus zu laufen hat.

So geht das weiter, eine ganze Seite menschlicher Möglichkeiten, spielerisch aneinandergereiht durch biblische Namen und Wendungen, die schließlich so enden:

Jedenfalls müssen ihm der Text, die Epistel und die Leviten gelesen werden, damit er den alten Adam ausziehe und er nicht länger wie in Sodom und Gomorrha lebe, in ägyptischer Finsternis und babylonischer Verwirrung. Doch wie dem auch sei, er sehnt sich danach alt zu werden wie Methusalem, und wenn es mit ihm Matthäi am letzten ist, wird er aufgenommen in Abrahams Schoß.

Glauben und Leben im Sinne Jesu bedeutet auch dies: Es Gott zutrauen, daß sein Wort auch unsere Glaubens- und Lebensgeschichte umfaßt. Und das geht nicht nur die Pfarrerinnen und Pfarrer etwas an, sondern uns alle, erst recht seit Martin Luthers Geflügeltem Wort vom ‚Priestertum aller Getauften‘.

Hiob 7,6: Die Predigt des Weberschiffchens

Schneller als das Weberschiffchen eilen meine Tage, ohne Hoffnung schwinden sie dahin.
(Eröffnung des Schuljahrs 1991/92 des Laubach-Kollegs in der Stadtkirche in Laubach)

Das Weberschiffchen predigt zur Schuljahrseröffnung! Sie haben bestimmt schon einen Webstuhl gesehen. Es ist schon faszinierend, mit welcher Schnelligkeit das Weberschiffchen hin- und hersaust, wenn es den Querfaden durch die Längsfäden zieht. Es schießt hin und her – zack zack zack, - es ist kaum mit den Augen zu verfolgen.

Im 7. Kapitel des Hiobbuches heißt es (V 6): „Schneller als das Weberschiffchen eilen meine Tage, ohne Hoffnung schwinden sie dahin." Das könnte heute auch ein Spruch von uns sein! Wie oft stöhnen wir, ob alt, ob jung, daß uns die Zeit davonläuft, daß unsere Tage und Jahre so dahinfließen. Ein Schlager versucht zu trösten: „Man müßte noch mal 20 sein!" Aber: Farbstift, Creme, Schneiderei und Toupet helfen nur begrenzt.

„Schneller als das Weberschiffchen eilen meine Tage, ohne Hoffnung schwinden sie dahin." Ja, die Zeit flitzt; wie schnell ist ein Tag herum. Unrast und Unruhe bestimmen unser tägliches Leben. Heute sagt man gerne ‚Streß' dazu! Wie gehen wir damit um? Man stöhnt und macht weiter! Das ist eine Möglichkeit. Manche versuchen es mit Schlaftabletten am Abend und Aktiv-Kapseln am Morgen. Andere legen sich auf die bekannte Couch. Ob das aber unser Fragen nach dem Wozu, nach dem Sinn unseres täglichen Hin und Her beantwortet?

Man könnte resignieren. Beliebigkeit wird dann zum Denk- und Handlungsprinzip. ‚Gelehrter' sprechen wir da von ‚Pluralismus'. ‚Pluralismus' heißt, daß ich nach freiem Ermessen von der Vernunft Gebrauch machen kann, die mir zur Verfügung steht, und daß jeder Gebrauch gleichermaßen gerechtfertigt ist. Im pluralistischen Einerlei traut man sich keine Wertungen mehr zu. Sokrates, Goethe, Walt Disney, Freud und Habermas, Johannes Mario Simmel, Fragen der Religion und der Sexualität, der Vollwertkost und der Glückseligkeit: Andersartig, aber gleichwertig! Auch bei Fettecken muß man erst klären, ob sie Kunst sind oder nicht, nicht nur bei Josef Beuys. Die Mode ist zwischen Tokio und Paris gleichgeschaltet. ‚Hamburger' und ‚Coca Cola' haben die Welt erobert, auf den Speisekarten vom Nordkap bis zum Odenwald drängen sich dieselben ‚internationalen Gerichte'. Selbst die Sprachen werden vereinfacht, zum Beispiel durch das ‚Computer-(D)Englisch' oder das ‚RMV-Deutsch'. Das oberbayrische Landhaus im Neubaugebiet von Hamburg, die altdeutsche Sitzgruppe und der original englische Hochlehner im Prospekt vom Möbelhaus Seegmüller, die heiße Karibik im kühlen nordischen Schlafzimmer, eingelegte Hahnenkämme und russischer Kaviar im Sortiment von ‚Feinkost Käfer' – dies alles ‚predigt' dasselbe: Dem Wollen und dem Geschmack sind offenbar keine Grenzen mehr gesetzt, schon gar keine von der Tradition oder der Vernunft. Die Verfügung ist universal geworden – und beliebig; sie hat ihre Grenze oft nur am Geld. Trotz aller modischen Kapitalismuskritik wird das Geld immer mehr zu einer quasimoralischen Instanz, die – wenn überhaupt – der Beliebigkeit Einhalt gebietet. Die grundsätzlich unbeschränkte Beliebigkeit wird (abgesehen von der Kreditwirtschaft und neuerdings dem Euro-Rettungsschirm) von der zur Verfügung stehenden Geldmenge in Grenzen gehalten. Nicht wenige schwören heute auf die ‚Natur'. ‚Es grünt so grün' – gerade auch bei Gutsituierten und Fortschrittskritikern. ‚Die Natur' soll dem Leben Sinn geben, die Menschen, die Welt heil machen. ‚Zurück zur Natur'! – der Ruf des ‚Genfer Bürgers' Jean Jacques Rousseau aus dem 18.Jahrhundert findet Nachahmer und Verstärker, nicht nur bei ‚grünen' Journalisten und Feuilleton-Redakteuren, die immer mehr den Boulevard beherrschen. ‚Die Natur' wird zur obersten moralischen Instanz, zur aussichtsreichsten Bewerberin auf den Thron, auf dem früher einmal Gott saß. Schon einige Male hat ‚die Natur' in der europäischen Tradition für dieses Amt kandidiert, nicht nur in Franz Abts bekanntem Männerchor: ‚Früh morgens, wenn die Hähne krähn' mit dem Refrain: *Der liebe Gott geht durch den Wald*! Doch: Was ist aber ‚Natur'? Von der frühen griechischen Philosophie bis heute wird darüber gestritten. Der Mensch als Teil der Natur, die Natur als Gegensatz zur menschlichen Willensfreiheit, die Natur als Gegenbegriff zur Gnade usw. Ausgerechnet die ‚Naturwissenschaften' haben den Naturbegriff zum Abschuß freigegeben: ‚Natur' ist kein wissenschaftlich verwendbarer Begriff. Aus ‚Natur' ist z.B. Mechanik, Wärmelehre, Elektrizität, Magnetismus, Optik usw. geworden. Über ‚Natur' darf jetzt ohne Anspruch auf Richtigkeit spekuliert werden: Als glücklicher Urzustand der Menschheit, als Kampf aller gegen alle, als Ware im Bioladen, als glückliche Hühner usw. ‚Die Natur' wird schnell zum diesseitigen Gott, zur Religion. Sie heilt auch die

menschlichen Gebrechen, wenn man sie nur gewähren läßt. Die antiautoritäre Erziehung ist für diesen Aberglauben nur ein Beispiel. Was ist aber ‚natürlich'? Die Grünkernkrütze oder der Coq au vin à la bourguignone, der Hahn in Burgunderweinsoße? Schon das 19. Jahrhundert war hier das Jahrhundert der Rekorde. Der Eiffelturm überbot das Ulmer Münster, die Bezwinger der Kaukasusgipfel triumphierten über die Sieger vom Matterhorn. Die ersten Autos waren halbwegs funktionssicher, als schon das Straßenrennen Paris – Rouen gestartet wurde. Etwa zur selben Zeit arbeitete Bruckner am Adagio seiner ‚Neunten', für die er mehr als doppelt soviel Orchestermusiker benötigte wie Beethoven zu Anfang des Jahrhunderts für seine ‚Neunte'. Bei der Eröffnung der höchsten Eisenbahn Europas auf die Jungfrau im Berner Oberland 1912 beendete der Pfarrer von Grindelwald seine Predigt mit den Worten: *Was bisher nur wenigen vergönnt war, Gottes Schöpfung zu bewundern von höchster Höhe aus, wird nun Tausenden zuteil, und Tausende danken es dem, der ihnen mit Gottes Hilfe den Weg zu dieser Freude bereitet hat.* Heute ist das allerdings auch manchen Pfarrern und Pfarrerinnen nicht mehr ‚natürlich', sondern ein ‚Frevel', ein Verbrechen gegen die Natur. Nicht nur gutsituierte Omas protestieren gegen ‚Stuttgart 21'. Um ‚Natur' wird heftig gestritten. Aus Sachfragen werden Glaubenskriege: der Krieg um den Frieden, um die Kernkraft, die Tiere, die Frauenemanzipation, den Wald, das Schulsystem. Im Krieg muß man die Fahne hochhalten, um wenigstens von den ‚Richtigen' und nicht von den ‚Eigenen' erschossen zu werden. Die Fahne der ‚Zivilen' sind die Meinungsbuttons auf dem Revers oder auf dem Kofferraumdeckel. Die Pfeifen der ‚Pfeifen' sorgen nicht nur bei ver.di für den Schlachtgesang. Eine verwirrende Vielfalt! Ist ‚natürlich' das, was man dafür hält? Also das Beliebige? Schon Martin Luther wußte: Wer Gott beiseite schiebt, ist noch lange nicht ‚gottlos'! Er hat dann andere ‚Herren'! Auch in Sachen Religion schießen die Selbstbedienungsläden und ‚Hinterhofmoscheen' wie Pilze aus dem Boden. Bibeltext und Zeitgeist führen oft eine wilde Ehe, nicht nur bei den ‚Linken'! ‚Natürlich' ist das, was nach Meinung der Redenden und (vor allem) Schreibenden ‚dran' ist. Und das ist meistens das, was sowieso in den Zeitungen steht. Wie sagte schon Wilhelm Busch: „Jeder hält sich seine Zeitung, seines Geistes Wasserleitung"!

Doch zurück zu Hiob! „Schneller als das Weberschiffchen eilen meine Tage": Hiob spricht einfach einmal aus, wie er sich vorkommt – eine Antwort ist bei ihm jedoch nicht in Sicht. Aber er spricht seine Situation einmal aus, er bleibt stehen und fragt: Wozu? Welchen Sinn hat mein Hin und Her? Wie ein Weber stoppt er das Weberschiffchen seiner Tage und schaut nach dem Muster, das er webt.

Es lohnt sich auch einmal für uns, anzuhalten, nach dem Muster unseres Gewebes zu schauen und nach dem Sinn unseres täglichen Hin- und Her zu fragen: Wozu? Was steht eigentlich bei mir hinter dem Gewirr an Fäden, hinter dem, was die Woche über so auf mich zukommt? Sind es bestimmte Menschen, denen ich begegne? Sie können Muster in mein Leben bringen! Von Wilhelm von Humboldt, der als Vater moderner humanistischer Bildung gilt, stammt der Satz: *Im Grunde sind es doch die Verbindungen mit Menschen, welche unserem Leben seinen Wert geben.* Wir wissen allerdings: Begegnungen sind nicht unumstritten. Man spricht heute gerne von ‚Kommunikation'. Manchmal sieht es so aus: Nicht mehr Gott ist die Wahrheit, sondern die Kommunikation! Da heute alles ‚gerechtfertigt' werden muß, ist der Rechtfertigungszwang praktisch ein Kommunikationszwang. Man muß miteinander über alles reden. Der Einzelne wird genötigt, sich ständig zu offenbaren, auch wenn es nichts zu offenbaren gibt. Jeder wird zum Lauscher und Belauschten zugleich. Kommunikation ist schon ein Terror der Spätmoderne, der in der Demokratie zur Tugend erklärt wurde. Im lebensweltlichen Alltag schlägt der Zwang zur Kommunikation schnell um in den Zwang zur Sensation. Denn in der Flut beliebiger Informationen muß Aufmerksamkeit erzielt werden. Manchmal schlägt Kommunikation um in Belanglosigkeit. Da begegnen sich zwei Sozialpädagoginnen: „Kannst du mir den Weg zum Bahnhof sagen?" Die Antwort: „Nein! Aber es ist gut, daß wir darüber gesprochen haben!" Ist die Kommunikation universal geworden, kommt es auf die Inhalte gar nicht mehr an. Im ununterbrochenen Gemurmel, im Geschwätz entzieht man sich dem Offenbarungszwang. Das Gemurmel, das Geschwätz macht alle Wörter gleich. Je mehr geschwätzt wird, desto weniger muß man zuhören. Am Anfang war das Wort – Am Ende steht die Kommunikation: So könnte man den Anfang des Johannesevangeliums modernisieren. Die ‚Sprüche' sind die gleichen, ob sie aus Radio und Fernsehen oder aus der Mainzer Bütt oder manchmal von der Kanzel kommen, ob sie am Stammtisch oder nach dem Joggen erzählt werden. Jeder tut so, als sei er wie jeder: der Pfarrer, die Kellnerin, der Lehrer, der Busfahrer, der Professor, der Rechtsanwalt, die Sprechstundenhilfe. Das universal gewordene ‚Du' täuscht eine Gleichheit vor, die sich die im Sozialprestige höher Eingestuften selbst vormachen. Das Kriterium der Wahrheit ist dann der Lacherfolg oder die Einschaltquote.

Hiob hält sein Weberschiffchen an. Genauer: Es wird ihm angehalten, und dies auf eine ganz brutale Weise! Er verliert Haus und Hof, seine Frau und seine Kinder, seine Gesundheit. ‚Arm wie Hiob' ist ein bekannter Spruch. Nicht wenigen geht es heute ähnlich: Erst nach dem Herzinfarkt, der Krebsdiagnose oder nach einer menschlichen Katastrophe bleiben sie stehen und fragen sich: „War das wirklich alles so richtig, wie das gelaufen ist?" Ist es für uns nicht heilsamer, schon heute einmal anzuhalten und nachzudenken? Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dieses Anhalten gerade bei Ihnen aussehen könnte. Wir leben nicht vom Brot allein, nicht von Essen, Schlafen und Arbeiten, aber auch nicht allein von der Kreativität, von Alternativen oder von der Kritik an der Leistung und der Leistungsgesellschaft, sondern auch von echten Begegnungen und Beziehungen. Welche Bedeutung haben für uns die Menschen um uns herum: unsere Familie, unsere Nachbarn, unsere Lehrerinnen und Lehrer? Es lohnt sich einmal anzuhalten und nachzudenken.

Vielleicht kam Ihnen in unserer Hiob-Auslegung ‚Gott' nicht ausdrücklich vor. Lag es daran, daß unser Bibeltext einer Klage entstammt, die gerade die Abwesenheit Gottes zur Sprache bringt? Das Weberschiffchen beobachten – es anhalten – nach dem Webmuster fragen – die Fäden entdecken, die dem eigenen Leben im Netz der Beziehungen Farbe und Struktur geben: Das sind Fragen, die wir mit Gott zusammenbringen können. Es lohnt sich, daß wir uns auf das Bild vom Weberschiffchen konzentrieren und es meditieren: um Gottes willen, um unsertwillen!

Psalm 22,5: Glaube und Wissen

Unsere Väter hofften auf Dich, Gott. Und da sie hofften, halfst Du ihnen aus.
300 Jahre Altes Kurfürstliches Gymnasium Bensheim Ökumenischer Gottesdienst am 30.08.1986 in St. Georg (Bensheim). Mitprediger: Domkapitular Ernst Kalb (Mainz)

Unser Jubiläum bezieht sich auf ein bildungspolitisches Ereignis, das Geistliches und Weltliches miteinander verbunden hat. Als der damalige Landesherr von Bensheim, der Mainzer Kurfürst Erzbischof Anselm Franz von Ingelheim am 30. August 1686 das heutige Alte Kurfürstliche Gymnasium als Lateinschule wiedergründete, da war er bestimmt der Meinung, für das weltliche und geistliche Wohl seiner Untertanen etwas Wichtiges geleistet zu haben. Und wenn wir heute das Gedächtnis dieses Tages feierlich begehen, dann sind auch wir der Überzeugung, daß Anselm Franz von Ingelheim eine bis heute fortwirkende gute Tat vollbracht hat. Dann sind wir der Überzeugung, daß es dem allgemeinen Wohl dient, wenn auch in Zukunft diese Schule mit ihren spezifischen Angeboten leben und wirken kann, ohne unvernünftigen schulpolitischen Gleichmachereien (Integrierte Gesamtschule! Einheitsschule!) zum Opfer zu fallen. Kurz: Dankbarkeit und Hoffnung bewegen uns bei diesem Jubiläum!

Von Dank und Hoffnung ist auch in der Lesung aus Psalm 22 die Rede! Können wir dieses Psalmwort aber so direkt, so unmittelbar auf das Ereignis beziehen, dessen wir heute gedenken, das von einer ganz bestimmten menschenbildmäßigen und bildungspolitischen Überzeugung bestimmt war? Müssen wir nicht heute schärfer zum Beispiel zwischen Wissen und Glauben, Wissenschaft und Religion, Weltlichem und Geistlichem unterscheiden, ja sogar Trennungen vornehmen? Sind nicht Schule und Kirche, Unterricht und Gottesdienst verschiedene Dinge? In der Alltagssprache heißt es: In Schule und Unterricht geht es um Wissen, in Kirche und Gottesdienst um Glauben. Nach der Meinung nicht weniger Zeitgenossen verhindert der Glaube Wissen und Wissen Glauben. Wissen erfordere Religionskritik – so die einen. Glaube erfordere Wissensverachtung – so die anderen. Solche Stimmen trennen uns von Anselm Franz von Ingelheim und seinem Bild von Schule!

Von Bibel und Wissenschaft herkommend bin ich aber davon überzeugt: WISSEN BRAUCHT GLAUBEN! – GLAUBE BRAUCHT WISSEN! Darüber wollen wir gemeinsam nachdenken!

WISSEN BRAUCHT GLAUBEN! Noch vor Kurzem waren sich viele Zeitgenossen einig: Wissen löst unsere Probleme! Wissenschaft ist die Lebensmacht Nummer Eins, insbesondere in Gestalt der Natur- und Sozialwissenschaften. Der Ruf nach der ‚wissenschaftsorientierten Schule' wurde laut. Zweck der Schule ist die Einführung in die Wissenschaften, von denen unsere Zukunft abhängt. Der Mensch ist ein Produkt des Lernens. Lernen ist unbegrenzt machbar, wenn man die Schule richtig organisiert. Kurz: Die Zukunft ist von der Wissenschaft bestimmt. Schule muß in die Wissenschaft einführen!

Inzwischen gibt es kritische Stimmen! Schafft Wissen, schafft Wissenschaft nicht auch neue Probleme? Dürfen wir alles, was wir wissenschaftlich können, auch anwenden? Kann Wissenschaft nicht auch Leben auslöschen? Ist unser Menschsein nicht mehr als Wissenschaft und Lehre? Ich will nicht einer billigen Wissenschaftskritik das Wort reden und für Irrationalität plädieren. Wohl aber finde ich es als ein hoffnungsvolles Zeichen, wenn junge Menschen solche kritischen Fragen nach dem Sinn von Menschsein und Wissenschaft stellen. Offenbar sind Wissen und Lernen auf eine Orientierung angewiesen: Wissen und Lernen: Wozu? Das ‚Drei-Tage-Wissen' genügt nicht: Am ersten Tag wird etwas gelernt. Am zweiten Tag wird es der Noten halber abgefragt. Am dritten Tag wird es vergessen, um wieder Neues zu lernen.

Leben ist mehr! Leben setzt auf eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens voraus. Wissen muß auf sinnvolles Lernen bezogen sein. ‚Sinn' geht aber über Wissen hinaus. ‚Sinn' hängt mit der Frage nach Gott zusammen. Also: Wissen braucht Glauben, wenn es sinnvolles, lebensdienliches Wissen sein soll!

Das andere: GLAUBE BRAUCHT WISSEN! Es gibt heute Formen ‚religiösen' Glaubens und Lebens, die auf Wissen verzichten wollen. Entscheidend werden dann Parolen, Aktionen und Emotionen. Daß sich ein solcher schwärmerischer Glaube nicht auf das Religiöse beschränkt, sondern sich auch auf andere gebiete, zum Beispiel auf das Politische und Ökologische ausweitet, ist bekannt. Glaube ohne Wissen ist stets in der Gefahr, ideologisch mißbraucht zu werden.

Glaube ist auf Wissen angewiesen! Er will, er muß auf seinen Grund und auf seine Folgen hin bedacht werden. Glaube im Sinne der Bibel erfordert Denken!

Christlicher Glaube als persönliches Vertrauensverhältnis zwischen Gott und Mensch ist ein Geschenk Gottes. Er ist mit erzieherischen Mitteln nicht machbar. Gleichzeitig aber gilt: Christlicher Glaube bedarf der Entfaltung durch das Denken, weil er in unserer Wirklichkeit wirksam werden will. Zu dieser Wirklichkeit gehört das Denken. Darum sucht christlicher Glaube auch das Wissen. Christlicher Glaube ist denkender Glaube!

Wissen ohne Glauben – Glaube ohne Wissen: Beides füllt nicht das Bild vom Menschen aus, das wir in der Bibel und in der christlichen Überlieferung, auf der auch die Wiedergründung des heutigen Alten Kurfürstlichen Gymnasiums beruht, finden. Wissen braucht Glauben – Glaube braucht Wissen: Damit ist der ganze Mensch beschrieben. Zum ganzen Menschen, wie Gott ihn geschaffen hat, gehören neben dem Wissen Danken, Vertrauen und Hoffen fest hinzu. Und dieses ganze Menschsein orientiert sich für den christlichen Glauben an Jesus Christus, der am Kreuz den 22. Psalm gebetet hat. Hier, an dieser entscheidenden Stelle unseres Heils, kommt es zum Ausdruck: Wir sind von Gott geliebte, angenommene und getragene Menschen. Dieses Getragen- und Geborgensein gibt unserem Leben, allem erzieherischen und schulischem Handeln Sinn und Ziel: Von Gott angenommen dürfen wir uns selber und untereinander annehmen. Hier ist unser Psalmwort auch unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen hoch aktuell!

Römerbrief 1,14-17: Die Pforte zum Paradies

Der Apostel Paulus schreibt: „Griechen und Barbaren, Weisen und Ungebildeten bin ich verpflichtet. Deshalb, was mich betrifft, bin ich bereit, auch euch in Rom das Evangelium zu verkündigen. Denn ich schäme mich des Evangeliums nicht. Denn Gottes Kraft ist es zur Rettung für jeden, der glaubt, für den Juden zuerst und auch den Griechen.
Denn Gottes Gerechtigkeit wird in ihm offenbart aus Glauben zum Glauben, wie geschrieben steht: Der Gerechte aber wird aus Glauben leben."

Dieser Paulustext hat es in sich! Jedenfalls schreibt ihm Martin Luther noch kurz vor seinem Tod seinen reformatorischen Durchbruch zu! Beim Studium dieser Bibelstelle sei ihm aufgegangen, was „Gerechtigkeit Gottes" eigentlich meint: Nicht die Gerechtigkeit, „durch die Gott gerecht ist und Sünder wie Ungerechte straft", sondern die Gerechtigkeit, „durch welche der Gerechte als durch Gottes Geschenk lebt." Es geht um die uns um Christi willen geschenkte Gerechtigkeit Gottes! Luther bekennt: *„So wurde mir diese Paulus-Stelle zur Pforte des Paradieses."* Hier wird für Luther die zentrale Frage nach dem gnädigen Gott beantwortet!

Ob uns heute diese Frage noch berührt? Ist sie für uns nicht eher ein Stück zwar ehrwürdiger, aber inzwischen überholter Tradition, wie es Erich Kästner in einem ‚Bahnhofsvierzeiler' zum Ausdruck bringt:

Jeden Abend stand er an der Sperre,
ein armer, alter, gebeugter Mann.
Er hoffte, daß einmal Gott ankäme!
Es kamen immer nur Menschen an.

Das klingt nach Enttäuschung! Aber: Warten wir wirklich auf Gott? Uns geht es doch weniger um den ‚gnädigen Gott' als um den ‚gnädigen Menschen', um Mitmenschen, die eben ‚menschlich' mit uns umgehen!
Ob damit aber die Frage nach dem ‚gnädigen' Gott überholt ist? Oder ist die Frage nach dem gnädigen Menschen nicht eine Chiffre für die Frage nach dem gnädigen Gott? Es könnte doch sein, daß die Frage nach dem gnädigen Gott und die Frage nach dem gnädigen Mitmenschen viel enger zusammen gehören, als wir das ahnen! Denken wir darüber nach!

Ein Film beeindruckt mich immer wieder: „Der Hauptmann von Köpenick" mit Heinz Rühmann (oder Rudolf Platte oder Harald Juhnke) in der Titelrolle. Dem Film liegt das gleichnamige Schauspiel von Carl Zuckmayer aus Nackenheim vor den Toren meiner Studienstadt Mainz zugrunde. Der Inhalt ist schnell erzählt: Am 10. Oktober 1906 besetzt eine Handvoll Soldaten unter Führung eines Hauptmanns des 1. Garde-Regiments das Rathaus von Köpenick bei Berlin, verhaftet den Bürgermeister und beschlagnahmt die Stadtkasse. Bald darauf wird bekannt: Die Soldaten waren echt, der Hauptmann aber war der 57jährige Schuhmacher und Maschinist Wilhelm Voigt, der schon 27 Jahre hinter Gittern saß und der nie Soldat war. Er hatte sich die Hauptmannsuniform bei einem Trödler gekauft.

Eine Szene aus diesem Film ist mir besonders in Erinnerung: Kaum hat dieser Wilhelm Voigt nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus in Rawitsch Unterschlupf bei seinem Schwager in Rixdorf gefunden, kommt ein Schutzmann und überbringt ihm wieder einmal eine Ausweisungsverfügung: Voigt muß binnen 14 Tagen aus Berlin und Umgebung verschwinden.
Nun faßt Voigt vor seiner Schwester und seinem Schwager sein Leben zusammen. Es ist eine Art Lebensbeichte mitten in einem Schauspiel:

Und dann stehste vor Gott dem Vater, der allens jeweckt hat,
vor dem stehste denn, und der fragt dir ins Jesichte:
Willem Voigt, wat haste jemacht mit dein Leben?
Und da muß ick sagen – Fußmatte muß ick sagen.
Die hab ick jeflochten im Jefängnis,
und denn sind se alle druff rumjetrampelt, muß ick sagen.
Und Gott sagt zu dir: Je wech! Sagt er!
Ausweisung! Sagt er! Dafür hab ick dir det Leben nich jeschenkt, sagt er!
Det biste mir schuldig.

Wo is et? Was haste mit jemacht?

Es ist schon beeindruckend, wenn dieser Wilhelm Voigt es als Frage Gottes an sich selbst formuliert: *„Was hast du, Wilhelm Voigt, aus deinem Leben gemacht?“* Eine sehr direkte, persönliche Frage!

Wir können meistens bestimmt Besseres aufzählen als dieser Wilhelm Voigt. Vielleicht haben wir aber auch schon dieses Gefühl gehabt: *„Sie sind auf mir herumgetrampelt“,* wie dieser es drastisch sagt, indem er sich mit einer Fußmatte vergleicht.

Mag das Reden über Angst heute modern sein, mögen Angst und Sinnlosigkeit von den Vertretern der öffentlichen Meinung und Interessenverbänden auch übertrieben werden, mag auch das, was gestern noch als Segen galt, heute als Fluch verstanden werden – die Frage nach dem Sinn unseres Lebens, nach seinem Gelingen oder auch Mißlingen begleitet uns ständig, bewußt oder auch unbewußt.

In dieser Frage nach dem Sinn unseres Lebens kann uns aber Gott begegnen! Carl Zuckmayer hat die Frage an diesen Wilhelm Voigt – *„Was hast du aus deinem Leben gemacht?“* – ausdrücklich als eine Frage Gottes gestellt. Hier kommt mitten im Schauspiel, mitten im Film Theologie zur Sprache! Unser Leben ist Gott nicht gleichgültig. Er hat uns unser Leben gegeben und bisher erhalten. Vieles, was uns da als Selbstverständlichkeit erscheint, ist gar nicht so selbstverständlich, sondern Gottes Geschenk. Gott ist es, der jeden neuen Tag schafft. Er mißt uns die Lebenszeit zu. Er verfügt über die Zukunft. Gott schenkt uns – gleichsam als Zugabe – das zum Leben Notwendige. Wir sollen daraus lernen, wie Gott seine Geschöpfe liebt. Das macht seine Gerechtigkeit, wie auch Martin Luther sie verstanden hat, aus. Gott schenkt. Er ist zuerst da. Wir sind in seiner Hand geborgen, mag sie auch zuweilen auf uns lasten, wenn wir Leid tragen, wenn wir von einem lieben Menschen Abschied nehmen müssen. Wir sind in Gottes Hand geborgen – das ist doch gemeint, wenn dieser Wilhelm Voigt Gott als den anredet, der *„allens jeweckt hat*“ und der deshalb fragen kann: „Was hast du mit deinem Leben gemacht?“

Nur: Dieser Wilhelm Voigt antwortet in einer bestimmten Richtung. Gott ist für ihn der große Frager, der große Kritiker, der unbestechliche Richter. ‚Geh weg!‘ – sagt dieser Gott, weil du meinen Vorstellungen, meinen Normen nicht entsprichst!

Hier kommt ein ganz bestimmtes Gottesbild zur Sprache. Gott wird hier bestimmt ernster genommen als bei so manchem Gerede vom ‚lieben Gott‘! Und dennoch fehlt etwas Entscheidendes an diesem Verständnis vom ‚Herrsein Gottes‘, das Carl Zuckmayer diesem Wilhelm Voigt in den Mund gelegt und das er wohl selbst vertreten hat.

Und dieses Entscheidende bringt der Apostel Paulus in dem Wort aus dem Römerbrief zur Sprache, das wir am Anfang der Predigt gehört haben. Ja: Dieses Wort ist das Thema, das den ganzen Römerbrief durchzieht: Die frohe Botschaft von Jesus Christus ist *„Gottes Kraft zur Rettung für jeden, der glaubt.“* Gott fragt nach uns. Er fragt: „Was hast du aus deinem Leben, das ich dir gegeben habe, gemacht?“ Aber er fragt um Jesu willen als der, der uns lieb hat, der uns und unsere Welt um Jesu willen nicht aufgibt! Statt ‚Geh weg!‘ sagt er ‚Komm her!‘ In Jesu Mund heißt das: *„Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken“!*

Freilich wissen wir, daß dieser einladende Gott bei uns große Konkurrenz bekommen hat. Andere Dinge sind an seine Stelle getreten. Auch Dinge, die wir gewöhnlich als ‚weltlich‘ einstufen, können schnell zum Religionsersatz werden: Moderne Schlager ersetzen Choräle; man erwartet von ihnen Trost und Hoffnung. Starkult und Showgeschäft sind fast so etwas wie moderne Heiligenverehrung und Reliquienkult geworden. Fußballstadien gleichen Wallfahrtsorten, Demonstrationen Prozessionen usw. Hochhäuser gliedern heute die Städte wie früher die Kirchtürme. Wurde noch vor Kurzem die Natur verachtet, so droht heute nicht nur im „grünen“ Spektrum eine Art Naturvergötterung. Belassen wir es bei diesen kurzen Andeutungen zum Nachdenken!

Biblisches Denken ist von einem anderen Grund her bestimmt: In diesem Evangelium von Jesus von Nazareth *„wird Gottes Gerechtigkeit offenbart aus Glauben zum Glauben, wie geschrieben steht: Der Gerechte wird aus Glauben leben.“* Das Evangelium ist eine frohe Botschaft vom Erweis der Barmherzigkeit Gottes in Jesus Christus. ‚Glauben' heißt: Sich auf diesen Zuspruch des Evangeliums verlassen. ‚Gottes Gerechtigkeit‘ ist das Geschenk, das allen Glaubenden zuteil wird! Und diese Gerechtigkeit bietet Gott aller Welt an! Sie kennt keine Grenzen. Auch nicht die Grenze des Todes! Wir Lebende und unsere Toten sind bei Jesus geborgen. Er ist der Herr über Lebende und Tote.

Freilich: Die Christen zur Zeit des Paulus konnten sich ‚Herren‘ leichter vorstellen als wir heute. Sie dachten z. B. an die Person des Kaisers, an seinen Hofstaat und an seine Bauten. Demgegenüber sieht

z. B. das Europa-Parlament in Strasburg von außen eher wie ein modernes Hallenschwimmbad, von innen eher wie eine überdimensionale Tanzbar aus. Politische Macht ist heute oft unsichtbar, anonym geworden. Man kann damit schon Angst einjagen! Bürokratie und Computer erscheinen als moderne Ungeheuer, die in der kollektiven Phantasie das Gefühl einer Allgegenwart hervorrufen, demgegenüber früher die Allgegenwart Gottes geradezu gemütlich war. Anonyme Mächte scheinen uns heute die Frage zu stellen, die in Carl Zuckmayers ‚Hauptmann von Köpenick' diesem Wilhelm Voigt von Gott gestellt wird.

Gehen wir noch einen Schritt weiter! Im „Hauptmann von Köpenick" sagt Gott zu Wilhelm Voigt*: „Geh weg! Dafür, daß alle auf dir rumtrampeln, habe ich dir das Leben nicht gegeben!"* Das klingt schon dramatisch.

Bei uns geht es in der Regel nicht so dramatisch zu, wenn wir uns von Gott bis auf einzelne Augenblicke in unserem Leben verabschieden, wenn wir zu Gott sagen: ‚Geh weg!'

Dennoch bleibt Gottes Frage nach uns in Kraft. Und diese Frage nach uns ist eine Einladung! Der Gott der Bibel ist der einladende Gott. Nicht das „Geh weg!" ist für den biblischen Gott charakteristisch, sondern das „Komm her!" Gott hat uns in Jesus Christus reich beschenkt. Deshalb fragt er nach uns! Heute und morgen!

1. Mose 28,10-19a: Himmelsleitern – in und außerhalb der Bibel

Jakob zog aus von Beer-Seba und reiste gen Haran und kam an einen Ort, da blieb er über Nacht; denn die Sonne war untergegangen. Und er nahm einen Stein des Orts und legte ihn zu seinen Häupten und legte sich an dem Ort schlafen. Und ihm träumte; und siehe, eine Leiter stand auf der Erde, die rührte mit der Spitze an den Himmel, und siehe, die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder; und der Herr stand obendarauf und sprach: Ich bin der Herr, Abrahams, deines Vaters, Gott und Isaaks Gott; das Land, darauf du liegst, will ich dir und deinem Samen geben. Und dein Same soll werden wie der Staub auf Erden, und du sollst ausgebreitet werden gegen Abend, Morgen, Mitternacht und Mittag; und durch dich und deinen Samen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden. Und siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hin ziehst, und will dich wieder herbringen in dies Land. Denn ich will dich nicht lassen, bis daß ich tue alles, was ich dir geredet habe. Da nun Jakob von seinem Schlaf aufwachte, sprach er: Gewiß ist der Herr an diesem Ort, und ich wußte es nicht; und fürchtete sich und sprach: Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels. Und Jakob stand des Morgens früh auf und nahm den Stein, den er zu seinen Häupten gelegt hatte, und richtete ihn auf zu einem Mal und goß Öl obendrauf und hieß die Stätte Beth-El...
(Andacht Kirchenverwaltung 11.09.1992)

Jakobs Traum von der Himmelsleiter fasziniert nicht nur bei dem Mystiker Johannes vom Kreuz oder bei dem Maler Marc Chagall, dessen Himmelsleiter-Gemälde unübertroffen ist! ‚Jakobs Traum' ist die erste Traumerzählung im Alten Testament. Der Traum besteht nur aus einem Bild, seine Wiedergabe nur in zwei Sätzen. Eigentlich geht es um eine Treppe, die Himmel und Erde verbindet, vielleicht sogar um eine steinerne Aufschüttung, also um eine Rampe. Ähnliche Vorstellungen liegen zum Beispiel den babylonischen Tempeltürmen zugrunde, die die Götter besteigen. In den Pyramidentexten steigt der tote König auf einer Leiter zu seiner Mutter Nut. Hier wie dort begegnet auch der Ausdruck: ‚die Pforte des Himmels'. Wir befinden uns also mitten in der reichen Religionswelt des vorderen Orients. Was Jakob im Traum sieht, kann man also nicht auf eine bestimmte Vorstellung festlegen. Ich finde: Das ist gut so! Das reizt auch zum Nachdenken, zum Nachzeichnen, ja zum Nachträumen! Das kann auch die Brücke zwischen diesem alten Text und uns heute schlagen helfen!

Eine Leiter ist für uns zunächst ein nüchterner Gebrauchsgegenstand. Sie ist aber auch ein Bild für Wünsche und Sehnsüchte, aber auch für Ängste und Bedrohung. Die Leiter ist ein Bild für Aufstieg und Karriere, aber auch für eine Rang- und Hackordnung. Und: Jakobs Traum wird bis heute nicht nur ‚geistlich', sondern auch höchst ‚weltlich' geträumt. Dafür je ein Beispiel, in das wir auch unsere Erfahrungen einbringen können.

Zunächst ein Gedicht eines Postbeamten namens Heinrich Schäffer, das ich einem Band mit dem Titel: ‚Deutsches Lachen' entnommen habe, bei dem einem aber auch das Lachen vergehen kann, wenn man ‚Opfer' ist! Das Gedicht Heinrich Schäffers ist überschrieben: ‚Der Posthilfsbote Säbelbein'. Es beginnt:

Der Posthilfsbote Säbelbein
Lädt für Berlin Pakete ein.
Der Hilfspackmeister Livius
Schaut treulich, wie er soll und muß,-
Daß auch der Hilfsbot' Säbelbein
Lädt für Berlin Pakete ein.
Da naht sich auch Herr Stiefelbrand
Der seines Zeichens Praktikant,
Der schauet starr und unverwandt:
Ob Hilfspackmeister Livius
Nachsehe, wie er soll und muß,-
Daß auch der Hilfsbot' Säbelbein
Lädt für Berlin Pakete ein.
Darauf kommt, wie von ungefähr

Herr Schellen – Obersekretär.
Er kontrolliert: ob Stiefelbrand
Auch schauet starr und unverwandt
Wie Hilfspackmeister Livius
Nachschaue, wie er soll und muß
Daß auch der Hilfsbot' Säbelbein
Lädt für Berlin Pakete ein.
Und siehe, aus des Tunnels Tor
Tritt stolz des Amtes Direktor.
Sein Adlerblick erblitzt daher:
Ob Schellen – Obersekretär –
Auch kontrollier', daß Stiefelbrand
Nachschaue, starr und unverwandt
Wie Hilfspackmeister Livius
Sich überzeugt so, wie er muß
Daß Hilfspostbote Säbelbein
Lädt für Berlin Pakete ein.

Dieser ‚Posthilfsbote Säbelbein' ist allgegenwärtig und überzeitlich. Wir können ihn jeden Tag erleben. Die wirkliche ‚Hierarchie', wie wir das nennen, braucht auch nicht immer von oben nach unten zu gehen, wie die Parole vom ‚Druckmachen' im Polit- oder Gewerkschaftsdeutsch lautet. Es gibt auch Druck von unten nach oben, wenn ver.di und die IG Metall ‚Warnstreiks' machen, wenn ‚Pfeifen pfeifen'! Und ‚Pfeifen' gibt es genug! Gegenüber der Entstehung des Gedichts sind die Ränge, so meine ich, höher geworden. ‚Hilfsbote', ‚Hilfspackmeister', ‚Obersekretär' – das klingt altmodisch. Heute heißt es eher: ‚Amtsfrau', ‚Amtsrat', ‚Postdirektor' usw. Egal, wie die Titel auch lauten: Die ‚weltliche Himmelsleiter' existiert auch heute noch. Durch die von den Alliierten uns nach dem Zweiten Weltkrieg in den Pelz gesetzte ‚Mitbestimmung' ist sie noch um Stufen verlängert. Wer babbelt – selbst bei der Kirche – nicht alles mit! Natürlich auf anderer Leute Kosten!

Gehört Schäffers Gedicht zur sogenannten ‚Trivialliteratur', so stammt das andere Beispiel aus einem Klassiker der Religionspädagogik. 1714 hatte der Hamburger Gymnasialrektor Johann Hübner (1668-1731) erstmals seine *Zweymal zwey und fünfzig Auserlesene Biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testament, der Jugend zum Besten abgefaßt,* herausgebracht. 1859 erschien bereits die 107. Auflage, 1928 die 465. Auflage! Also ein weltweiter Bestseller unter den Schulbüchern!

Die Geschichte *Von der Himmels-Leiter im Traume* fehlt bei Hübner natürlich nicht. Sie wird in Anlehnung an den Luthertext zunächst plastisch erzählt. Da für Hübner als Pädagogen Vertrauen gut, Kontrolle aber besser ist, stellt er nach der Darbietung des Textes 14 ‚Deutliche Fragen' im Blick auf das Textverständnis, zum Beispiel als Frage 6: „Wo nahm Jakob denn sein Quartier?" Frage 8: „Was hatte Jakob in dieser Nacht für einen Traum?" Frage 9: „Wer war auf der Leiter?" usw. Man sieht den Lehrer alten Stils plastisch vor sich.

Nun: Träume verlangen in der Regel eine Deutung. Das war damals, das ist aber auch heute der Fall. Ging es früher da eher ‚religiös' zu, so heute meistens ‚psychoanalytisch'. Wir haben da ein reiches Deutungsgewerbe!

Zuerst die ‚weltliche' Deutung dieser Himmelsleiter! Sie ist bei Heinrich Schäffer verhalten skeptisch und dient eher der Aufarbeitung von Frustrationen:

Die Glocke klingt, fort fährt der Zug!
Ach, leider war nicht Zeit genug
Daß der Posthilfsbote Säbelbein
Lädt sämtliche Pakete ein –
Es blieb, o böses Mißgeschick
Der Ladung Hälfte noch zurück.
Da schwindet durch des Tunnels Tor
Dahin des Amtes Direktor
Herr Schellen – Obersekretär –
Klabastert spronstreichs hinterher

Worauf der junge Stiefelbrand
Im Wartesaale ‚eins' verschwand
Und Livius trinkt voll Verdruß
In ‚vierter' einen Schnaps zum Schluß.
Auf dem Perron steht ganz allein
Der Posthilfsbote Säbelbein
Und spricht: ‚So geht es allemal
Weil Mangel ist an Personal.

Der Gymnasialrektor Hübner ist da optimistischer. Er verfährt in seiner Auslegung des Traums von Jakob volkspädagogisch. In seinen ‚Nützlichen Lehren', die er an die ‚Deutlichen Fragen' angehängt hat, heißt es: *Man hat endlich daraus zu lernen, daß sich Gott den Seinigen oftmals in der Einsamkeit offenbart. Denn hier sah Jakob etwas im freien Felde, da er ganz allein war, welches er schwerlich in dem größten Gasthofe würde gesehen haben.* Alkoholprobleme gab es also auch schon damals, ohne daß es besondere ‚Suchtbeauftragte' gab! Die Geschichte von Jakobs Traum dient also auch als Mittel der Suchtprävention, wie überhaupt die Bibel für ihn das Lehrbuch der Sittlichkeit und Moral ist.

Hübner endet aber nicht – wie so manche heutige Predigten und kirchliche Appelle – mit der Moral, sei sie politisch oder ökologisch gefärbt. Auf die Darbietung des Textes, die ‚deutlichen Fragen' und die ‚Nützlichen Lehren' folgen endlich ‚Gottselige Gedanken', die er sogar ins Lateinische übersetzt hat:

Was dorten Jakob sah, erscheint uns zwar nicht weiter,
doch zeigt mir Gottes Wort dergleichen in der Tat:
Ich sehe vor mir stehen auch eine solche Leiter,
die bis gen Himmel reicht, und nur drei Stufen hat.
Die sind des Vaters Huld;
Herr Jesu! Deine Schmerzen:
Und Herr Gott Heilger Geist! Dein Glaub in meinem Herzen!

Vielleicht mag heute eine solche direkte, ja trinitarische Übertragung des Jakobstraums zu gewagt, ja illegitim zu sein: Vergleichende Religionswissenschaft stellt – auch den christlichen Glauben relativierend – nicht nur bei der ‚Himmelsleiter' den Bezug zur vorderorientalischen Religionswelt fest. Die ‚Pforten des Himmels' begegnen für nicht wenige unter uns auch außerhalb der jüdisch-christlichen Religionskultur. Vielleicht entsprechen die Erfahrungen und Frustrationen des Posthilfsboten Säbelbein eher unserer Alltagswelt. Wie oft stehen wir allein auf dem ‚Perron'!

Ich möchte mich, ohne unsere Alltagserfahrungen zu übersehen, an den Heidelberger Professor für Altes Testament Claus Westermann halten, an den ich gerne zurückdenke: „Wesentlich ist, daß die hinauf- und hinabsteigenden ‚Gottesengel' den Ort, an dem Jakob liegt, mit dem Himmel verbinden." Himmel und Erde kommen da zusammen. Wichtig ist der Segen Gottes: „Durch Dich und Deinen Samen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden." Wichtig ist das große Versprechen des segnenden Gottes: „Siehe, ich bin mit dir!" Hören wir da nicht auch Jesu großes Versprechen mit: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende"? Wie wir auch Jakobs Traum heute träumen, eher auf Schäffers oder eher auf Hübners Weise: Wir sind umfangen, getragen und gehalten von außerhalb unserer selbst her. Das ist der Grund zu Freude und Lob, auch in Leid und Trauer. Nicht ohne Grund bezieht sich Strophe 2 des Liedes ‚Näher mein Gott zu dir' auf Jakobs Traum:

Bricht mir wie Jakob dort
Nacht auch herein,
find ich zum Ruheort
nur einen Stein,
ist selbst im Träume hier
mein Sehnen für und für:
Näher, mein Gott, zu dir,
näher zu dir!

Prediger Salomo Kap. 1, 2-3;14-15;18: Alles ganz eitel?

Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger. Was hat der Mensch für einen Gewinn von all seiner Mühe, die er hat unter der Sonne? Ich sah an alles Tun, das unter der Sonne geschieht, und siehe, es war alles eitel und Haschen nach Wind. Krumm kann nicht gerade werden. Wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämen, und wer viel lernt, der muß viel leiden.
(Andacht Kirchenverwaltung 26.4.1991)

Ein Nobelpreis ist schon etwas wert! Er steht bei uns ein für Können und Zuverlässigkeit. In seinem Buch ‚Zufall und Notwendigkeit' schreibt der französische Biologe und Nobelpreisträger Jacques Monod – der französische Hoimar von Ditfurth–: *Es muß der Mensch endlich aus seinem tausendjährigen Traum erwachen und seine totale Verlassenheit, seine radikale Fremdheit erkennen. Er weiß nun, daß er seinen Platz wie ein Zigeuner am Rande des Universums hat, das taub ist für seine Musik und gleichgültig gegen seine Hoffnungen, Leiden oder Verbrechen.*

So neu ist das übrigens nicht! Schon der Apostel Paulus (1. Kor. 15,32) zitiert aus dem Propheten Jesaja (22,13): *Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot.* Der Prediger Salomo hat also Vorgänger und Nachfolger.

Das Predigerbuch gehört, wie auch die Sprüche Salomos und das (apokryphe) Buch Jesus Sirach, zur Weisheitsliteratur. Es geht da um Erfahrungen und Einsichten, die meistens unmittelbar plausibel sind. Einige Beispiele: „Wer zugrunde gehen soll, der wird zuvor stolz; und Hochmut kommt vor dem Fall" (Sprüche 16,18); „Besser gut gehängt als schlecht verheiratet" (Kierkegaard); „Wenn die Frau ihren Mann ernährt, so gibt es lauter Streit" (Sirach 25,28); „Habe den Mut, dich deines Verstandes ohne Anleitung von Gremien zu bedienen" (frei nach Kant); „Eine Frau, die schweigen kann, ist eine Gabe Gottes" (Sirach 26,17); „Wer sich selbst nichts gönnt, gönnt auch anderen nichts" (Oberkirchenrat Dr. Joachim Schmidt, Darmstadt); „Fürchtet Gott und haltet das Pulver trocken" (Friedrich der Große). Ob solche Sätze in der Bibel stehen oder nicht – das spielt für ihren Wahrheitsgehalt im Grunde keine Rolle.

Alles ist Zufall: Ist das plausibel? Alles ist Schicksal: Ist das einsichtig? Geht es hier um Weisheit oder um Dummheit? Zwei Beispiele aus der Geschichte:

(1) Kürzlich haben die ‚Darmhessen' (auch die EKHN) ein Jubiläum verschlafen. Zu dessen Vorgeschichte: Nach dem die Französische Revolution auslösenden Sturm auf die Bastille in Paris 1789 versuchte in Straßburg eine rebellierende Volksmenge, das Rathaus zu stürmen. Ein hessen-darmstädtisches Regiment rettete Tresor und Stadtarchiv. Dabei kam ihm der Umstand zu Hilfe, daß die hessischen Soldaten – entsprechend den hessischen Wappenfarben – rot-weißer Löwe auf blauem Grund – blau-weiß-rote Kokarden trugen. Die Straßburger Revolutionäre – sie trugen auch blau-weiß-rot, aber als Farben der Französischen Revolution – dachten, als die Hessen erschienen, es kämen Gesinnungsgenossen. Statt dessen gab es Prügel!

Durch Ordre vom 2. Februar 1791 verfügte Hessen-Darmstadt, um Verwechslungen auszuschließen, daß die hessischen ‚Feldzeichen' nur noch rot-weiß sein sollten. Freilich: So ganz unverwechselbar sind sie auch bis heute nicht. Rot-weiß wird von den katholischen Christen – in der Tradition der Kreuzzugsfahne (weißes Kreuz auf rotem Grund) – als Kirchenfahne benutzt. Allerdings führt seit 1809 die katholische Kirche auch die Fahne gelb-weiß. Die evangelische Kirchenfahne (violettes Kreuz auf weißem Grund) wurde erst 1926 vom Deutschen Evangelischen Kirchenbund beschlossen.

Bei solchen Dingen kann man über das Thema ‚Zufall oder Notwendigkeit' als geschichtlich interessierte Zeitgenossen oder als gelangweilte Zuschauer diskutieren. Es bringt nicht viel, es sei denn, man macht es zwei Sozialpädagoginnen nach, die sich auf der Rheinstraße treffen. Die eine fragt die andere: „Kannst du mir den Weg zum Bahnhof zeigen?" Darauf die andere: „Leider nein! Aber wie gut, daß wir darüber gesprochen haben!"

(2) Ein wenig anders sieht das – nicht nur im Blick auf unsere feminismusträchtige Zeit – bei der 1756 in Mainzisch-Cleebronn geborenen Maria Gottliebin Kummer aus, die Tochter eines strengen Pietisten herrnhutischer Prägung. Sie hat wohl ein Stück Weltgeschichte geschrieben, obwohl ihr Konfirmator sie 1770 so beurteilte: „Profectus mittelmäßig. Mores: fromm" (Zu deutsch: Religion: Sehr gut. Kopfrechnen: Schwach), wobei ‚mittelmäßig' die unterste Bewertungsstufe im Württembergisch-Cleebronner Konfirmandenregister bedeutete. Nach einem Vernehmungsprotokoll aus dem Jahre 1801

konnte die Kummerin nicht einmal ihren Namen schreiben. Dennoch war sie nicht auf den Mund gefallen! Als ihr 1794 in einem Verhör vorgeworfen wurde, sie sei katholisch, denn sie habe auf dem Michaelsberg mitgebetet und das Kreuz geschlagen, antwortete sie: sie habe kein Kreuz gemacht, es sei ihr auf die Nase eine Mücke gesessen. Für die damalige Zeit war die Kummerin weit gereist! 1782 ist sie in Speyer, dann in Augsburg und Wien. 1791 stellen sich bei ihr Visionen ein. Mit diesen öffnete sie sich auch das Haus des Meimsheimer Pfarrers Ludwig Jakob Hiller (1742-1818), ein Sohn des bekannten Liederdichters Philipp Friedrich Hiller. Die Gottliebin bezog Hiller geschickt in ihre Visionen ein; er wurde ihr offenbar hörig. Schließlich betrachtete er sich als Prophet des Alten Testaments. Er glaubte der Prophezeihung der Kummerin, er werde der Vater eines der Zeugen aus der Offenbarung des Johannes sein, und sie, die Kummerin, müsse diesen Zeugen zur Welt bringen. Als das Wirklichkeit wurde, war es höchste Zeit für das württembergische Konsistorium, gegen beide einzuschreiten. Hiller wurde aus dem Pfarramt entlassen, die Kummerin ins Zuchthaus eingesperrt. Kaum wieder in Freiheit, überredete sie 22 Personen, mit ihr nach Kanaan auszuwandern. 1801 verließen sie das Zabergäu in Richtung Jerusalem. In Wien wurden sie aufgegriffen und wieder nach Hause geschickt.

Nun bezog die Kummerin auch die (spätere) EKHN in ihr Tun ein. 1802 tauchte sie in Hetschbach bei Höchst im Odenwald als Tagelöhnerin auf. Sechs Wochen später wurde sie allerdings aus der Grafschaft Erbach ausgewiesen. Etwas merkwürdig: Hetschbach war ein Mannlehen von Kurpfalz des Freiherrn Wambolt von und zu Umstadt. Sei's drum! 1805 tauchte die Kummerin in Markirsch im Elsaß auf, wo ihr 1808 die baltische Baronin Barbara Juliane von Krüdener (1764-1824) begegnete. Durch Visionen gewann die Kummerin auch diese weltgewandte Frau für sich! Mit ihr zog sie nach Neu-Cleebronn, wo sie wieder einmal verhaftet und im Waisenhaus in Ludwigsburg bis 1815 in Sicherungsverwahrung genommen wurde. Als die Württembergische Regierung noch glaubte, die Kummerin säße noch sicher im Gefängnis, geschah dies: 1815 begegnete Frau von Krüdener dem Zaren Alexander I. von Rußland. Sie folgte ihm nach Paris – zusammen mit der von den örtlichen Behörden heimlich aus der Sicherungsverwahrung entlassenen Kummerin! Dort empfing der Zar auch die Gottliebin Kummer, die auch den Herrscher Rußlands durch ihre Visionen gewann. Der Zar schenkte ihr Gehör, bis ihm das unverblümte Betteln der Kümmern mißfiel und sie abreißen mußte. 1828 starb sie verlassen in Cleebronn. Es gilt heute als ziemlich sicher, daß Frau von Krüdener an der Entstehung der geschichtsträchtigen Heiligen Allianz zwischen Preuße, Österreich und Rußland mitbeteiligt war und auch – zumindest über sie, wenn nicht gar direkt – die Kummerin! Zufall oder Notwendigkeit? Diese Frage ist hier nicht nur für Historiker interessant!

Zwischen der kleinen und der großen Geschichte liegt unser persönliches Leben mit seinen kleinen und großen Geschichten. Zum Leben gehört das Nachdenken. Stimmen wir da dem Urteil des Predigers Salomo zu? Ist alles eitel? Ist alles Zufall? Ist alles relativ? Hängt unsere Antwort da nicht auch von unserer jeweiligen Situation, von unseren konkreten Erfahrungen ab?

Zur Spruchweisheit gehört auch ein Satz, den der dänische Theologe und Philosoph Søren Kierkegaard formuliert hat: „Man kann das Leben nur rückwärts verstehen, aber nur vorwärts leben!" Das Lernen aus der Geschichte und aus der eigenen Biographie ist nicht so einfach, wie das auf den ersten Blick erscheint. Der Teufel kommt nicht immer durch die gleiche Tür – sagt der Volksmund. Eine Prise Skepsis gehört schon zur Lebensweisheit hinzu, auch in der Kirche – wenn auch der Heilige Geist kein Skeptiker ist, wie uns Martin Luther versichert. „Alles ist eitel!" – diese Weisheit des Predigerbuches kann uns von manchen Illusionen freimachen. Allerdings genügt diese Weisheit für unser Leben nicht! Der Prediger Salomo muß zum Beispiel durch den Apostel Paulus ergänzt werden, der im Römerbrief Kapitel 8 schreibt: *Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die nach seinem Ratschluß berufen sind. Ich bin gewiß, daß weder Tod noch leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.*

Johannes 6,68: Der ‚Hans im Glück‘

Petrus spricht zu Jesus: *Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist der Heilige Gottes*.
(Andacht beim Betriebsausflug der Kirchenverwaltung der EKHN am 17.05.1974 in der frisch renovierten Barbara-Kirche in Braubach am Rhein)

Gedanken beim Betrachten eines Bibelbuches:
Gebet.
Gebet und dazu das Buch.
Reicht das aus?
Müßte man nicht mehr tun?
Ein Buch und eine Haltung –
Es gehört viel dazu –
zu glauben, daß das ausreicht.
Laßt uns das Sortiment erweitern!
Es gibt noch andere Möglichkeiten.
Warum nur *ein* Weg?
Mischwarenangebot. Für jeden etwas.
Etwas Soziales, etwas Politisches, etwas Sakrales,
etwas Kulturelles,
etwas, Etwas...
Warum auch nicht?
Wieviel wird um des lieben Friedens willen angeboten?
Was darf’s denn sein?
Wie hätten Sie’s denn gerne?
Wo und wann beginnt der Ausverkauf?

Petrus spricht zu Jesus: *Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist der Heilige Gottes.*

Der Lerntheoretiker Robert F. Mager erzählt das Märchen vom ‚Hans im Glück‘ so nach:
„Es war einmal ein Seepferdchen, das eines Tages seine sieben Taler nahm und in die Ferne galoppierte, sein Glück zu suchen. Es war noch gar nicht weit gekommen, da traf es einen Aal, der zu ihm sagte: ‚Psst. Hallo Kumpel. Wo willst du hin?‘
‚Ich bin unterwegs, mein Glück zu suchen‘, antwortete das Seepferdchen stolz.
‚Da hast du’s ja gut getroffen‘, sagte der Aal, ‚für vier Taler kannst du diese schnelle Flosse haben, damit kannst du viel schneller vorwärts kommen.‘
‚Ei, das ist ja prima‘, sagte das Seepferdchen, bezahlte, zog die Flosse an und glitt mit doppelter Geschwindigkeit von dannen.
Bald kam das Seepferdchen zu einem Schwamm, der es ansprach: ‚Psst. Hallo, Kumpel. Wo willst du hin?‘ ‚Ich bin unterwegs, mein Glück zu suchen‘, antwortete das Seepferdchen. ‚Da hast du’s ja gut getroffen‘, sagte der Schwamm, ‚für ein kleines Trinkgeld überlasse ich dir dieses Boot mit Düsenantrieb; damit könntest du viel schneller reisen.‘ Da kaufte das Seepferdchen das Boot mit seinem letzten Geld und sauste mit fünffacher Geschwindigkeit durch das Meer.
Bald traf es auf einen Haifisch, der zu ihm sagte: ‚Psst. Hallo. Kumpel. Wo willst du hin?‘ ‚Ich bin unterwegs, mein Glück zu suchen‘, antwortete das Seepferdchen. ‚Da hast du’s ja gut getroffen. Wenn du diese kleine Abkürzung machen willst‘, sagte der Haifisch und zeigte auf seinen geöffneten Rachen, ‚sparst du eine Menge Zeit‘. ‚Ei, vielen Dank‘, sagte das Seepferdchen und sauste in das Innere des Haifisches, um dort verschlungen zu werden.
Die Moral dieser Geschichte: Wenn man nicht genau weiß, wohin man will, landet man leicht da, wo man gar nicht hin wollte.“ Soweit Magers Auslegung der bekannten Parabel.
„Ich bin unterwegs, mein Glück zu suchen“ – „Damit kannst du viel schneller vorwärts kommen“ – „Wenn man nicht genau weiß, wohin man will, landet man leicht da, wo man gar nicht hin wollte“: Mager bezieht dies alles auf die Organisation von Lernprozessen, auf ihre genaue Planung, Durchführung und kontrollierbaren Erfolg.

Die Parabel können wir aber auch auf unser Leben übertragen. Sie bringt doch auch ein Stück unsere Biographie, im Besonderen und im Banalen, zur Sprache. Jeder findet in ihr bestimmt ein Stück seiner eigenen Lebensgeschichte wieder.
„Ich bin unterwegs, mein Glück zu suchen“: darauf gibt es viele Antworten: Vom Aal über den Schwamm bis zum Haifisch. „Da hast du’s ja gut getroffen“ – auch das haben wir bestimmt schon gehört. Was ist aber das Gute? Es gibt da viele Antworten, bis hin zum Terror des Guten, der sich in der Hypermoral auswirkt! ‚Gutmenschen‘ sind zuweilen schlimm! Unser Alltag ist da vorsichtiger: Viele Antworten liegen da zwischen der des Aals und der des Haifischs. Oft sind sie schillernd.
Petrus gibt in der Bibelstelle aus dem Johannesevangelium, die wir gehört haben, auch eine Antwort. Auch diese haben wir in unserem Leben schon gehört, im Religions- und Konfirmandenunterricht gelernt, vielleicht auch schon ein Stück weit erprobt. Vielleicht haben wir aber auch die ‚Moral‘, die Mager seiner Parabel anfügt, auch schon erfahren: „Wenn man nicht genau weiß, wohin man will, landet man leicht da, wo man gar nicht hin wollte.“
Was aber Petrus von Mager unterscheidet, ist genau dies: Mager ist der Meinung, daß unser Leben im Grunde planbar und machbar ist. Es läßt sich ‚rationalisieren‘, berechnen, organisieren. Die Antworten stehen bereit. Man braucht sie nur mit gutem Willen zu übernehmen.
Magers gibt es unter uns genug! Ja: Mager steckt irgendwie in uns drin. Mager: ein Teil unseres Lebens! *Mager in uns*!
Petrus gibt auch eine Antwort! Aber sie ist gerade nicht eine fertige Antwort! Sie hat einen bestimmten Zuspruchs- und Aufforderungscharakter: Sie will uns in eine gemeinsame Suchhaltung hineinrufen, die auch um Überraschungen auf diesem Weg weiß. Gottes Wege sind von uns aus gerade nicht planbar, nicht verplanbar, nicht berechenbar.
Landen wir aber damit nicht gerade beim Haifisch? Bestimmt dann, wenn wir Gott verrechnen, wenn wir ihn auf unsere Rechnung setzen wollen! Wenn wir aber darauf vertrauen, daß Gottes Hand und hält und trägt – auch dann, wenn wir sie nicht erkennen können, auch dann, wenn sie auf uns lastet – dann haben wir eine Chance, eine Alternative zu diesem Haifisch zu finden.
Petrus spricht zu Jesus*: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist der Heilige Gottes.*

Matthäus 28,20: Wer ist wie Gott?

Jesus Christus verspricht uns: *Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!*
Ansprache bei der Wieder-Indienstnahme der Michaelskapelle auf Schloß Reichenberg (‚Offensive Junger Christen') bei Reichelsheim/Odw. am 12.05.1988 (Christi Himmelfahrt)

Jesus Christus ist mitten unter uns! Er ist da, wo wir in seinem Namen zusammenkommen. Er feiert mit uns. Das ist unser Reichtum als Gemeinde Jesu Christi. Wir freuen uns über diesen Reichtum und feiern unsere Gemeinschaft mit Jesus Christus, mit dem uns nahen Gott.

Wir freuen uns, daß der erhöhte Herr auch in dieser Michaelskapelle, die wir heute wieder in Dienst nehmen dürfen, mit seinem Wort und Geist gegenwärtig sein will. Das ist Grund zu Lob und Dank, in den wir auch diejenigen besonders eingeschlossen wissen, die an diesem herrlichen Werk mitgearbeitet haben, Gott zur Ehre und zum Nutzen seines Volkes hier und überall. Wir berufen uns auf D. Martin Luther, der anläßlich der Weihe der Torgauer Schloßkapelle 1545 sagte: *Auf daß dies Haus dahin gerichtet werde, daß nichts anderes darinnen geschehe, denn daß unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort, und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang*. Das ist eine vollgültige Umschreibung für ‚Gottesdienst im Namen Jesu'!

Wir feiern die Wieder-Indienstnahme einer ‚Michaelskapelle'! Dieser Name ist biblisch und geschichtlich bedeutungsträchtig. Der Erzengel Michael wurde bzw. wird als Schutzherr der Seelen, als Teufelsbezwinger, als Repräsentant der himmlischen Hierarchie, als Drachentöter und Krankenheiler in Kultus und Kunst dargestellt und verehrt, auch in der Evangelischen Kirche. In unserem ‚Evangelischen Kirchengesangbuch' (EKG) gibt es Engellieder und Michaelsstrophen. ‚Michael' – das heißt: ‚Wer ist wie Gott?' Das ist ein Hinweis auf Gottes Macht und Größe. Wir feiern die Gemeinschaft mit diesem Gott, der unter uns ist.

‚Michael' – ‚Wer ist wie Gott?': Das ist aber auch eine sehr persönliche Frage an uns, an unseren Glauben, an unser Leben im Alltag! Wem schenken wir Glauben? Den Bedrängnissen und Ängsten in uns und um uns? Oder der Botschaft der Offenbarung des Johannes, daß der Kampf Michaels mit dem Drachen schon entschieden, daß es schon ausgemacht ist, daß Jesus Christus siegt? Der Sieger steht schon fest: Jesus Christus, der heute und morgen bei uns ist. Das ist Evangelium, Frohe Botschaft!

Daß Jesus siegt, bleibt ewig ausgemacht, sein wird die ganze Welt; denn alles ist nach seines Todes Nacht in seine Hand gestellt. Nachdem am Kreuz er ausgerungen, hat er zum Thron sich aufgeschwungen. Ja, Jesus siegt! Ja, Jesus siegt!: Weil wir dieses Bekenntnis von Johann Christoph Blumhardt uns zu eigen machen, feiern wir diesen Gottesdienst. Darum hat auch die ‚Offensive Junger Christen' diese Michaelskapelle wieder aufgebaut als Bekenntnis zum gegenwärtigen Herrn!

Freilich: Dieses Bekenntnis ist immer wieder angefochten. Auch dafür kann diese Kapelle ein Hinweis sein: Im 14. Jahrhundert erbaut, wurde das Gotteshaus nach Einführung der Reformation als gottesdienstliche Stätte aufgegeben, im Anfang des 17. Jahrhunderts, als Graf Friedrich Magnus zu Erbach seine Hofstatt auf den Reichenberg verlegte, aber wieder in Gebrauch genommen. Über die weiteren Schicksale der Kapelle ist wenig bekannt. Aus den Reichelsheimer Kirchbaurechnungen von 1691 und 1692 geht hervor, daß damals die Kapelle nicht mehr kirchlichen, wohl aber weltlichen Zwecken diente. Sie wurde in ihrem Oberbau als Fruchtspeicher benutzt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam die Kapelle in Verfall. Unserer früherer hessen-darmstädtischer Prälat Prof. D. Dr. Dr. Wilhelm Diehl hat in seinem ‚Baubuch für die evangelischen Pfarreien der Souveränitätslande und der acquirierten Gebiete' (Darmstadt 1935, S. 28f.) den kurzen Hinweis auf ‚Reichenberg' mit der Bemerkung beschlossen: „Heute ist die Kapelle nur noch als dach- und deckenlose Ruine vorhanden"!

Der Glaube an Jesu Gegenwart ist stets angefochtener Glaube! Der Wiederaufbau dieser Kapelle kann eine Ermutigung zum Glauben sein! Wer so Kraft und Zeit einsetzt, der vertraut darauf: Dieser Jesus Christus ist unter uns, wie er es ‚Matthäi am Letzten' versprochen hat. Er schenkt uns seine Liebe, damit wir sie anderen weiterschenken, den nahen und den fernen Nächsten. Er wendet sich uns in Wort und Sakrament zu, damit wir uns im Gebet, im Lobgesang und im Hören ihm zuwenden. Weil er Leid, Not und Schuld auf sich genommen hat, deshalb bringen wir auch die Seufzer und Schreie gequälter und sich quälender Menschen in unser Gebet vor Gott, damit er tröste und heile. Das ist Seelsorge im Namen Jesu Christi. Weil Gott der Schöpfer und Bewahrer unseres Lebens ist, deshalb befehlen wir auch die seufzende Kreatur, ja die ganze Schöpfung Gott an, damit er sie bewahre!

Der dreieinige Gott segne und behüte alle, die in dieser Kapelle ein- und ausgehen. Der Friede des Herrn sei mit euch allen (+)!

Am Tage der Wiederindienstnahme dieser Michaelskapelle, am Jubiläum der Offensive Junger Christen, an Christi Himmelfahrt beten wir mit Worten aus der Orthodoxen Kirche, an die uns auch die hier aufgestellte Ikone erinnert:

Weit über die Engel ward unsere Menschen-Natur erhoben, die vormals gefallen war. Auf göttlichen Thron wurde sie gesetzt. Kommt, laßt uns ein Fest feiern und laut rufen: Lobsinget dem Herrn alles, was geschaffen ist! Erhebt Ihn hoch in Ewigkeit!
Es feiert der ganze Kosmos, die sichtbare und die unsichtbare Welt. Engel und Menschen jubeln im Chor, unaufhörlich verherrlichen sie die Himmelfahrt dessen, der sich aus Gnaden mit uns durch seine Menschwerdung vereinigte.
Nachdem Du den göttlichen Heilsplan erfüllt hast, bist Du eingegangen in die Herrlichkeit. Christus, unser Gott! Du hast Dich nicht von uns getrennt, Du bleibst der Treue! Denen, die Dich lieben, rufst Du zu: ‚Ich bin mit euch, niemand kann wider euch sein'.

Lukas 10,42: Unendlichkeit

Jesus spricht: *Eins aber ist not.* Oder: Gott als ‚Unendlichkeit'? *

Sprache und Wirklichkeit

Bis in Tageszeitungen hinein sind heute Verständnis und Deutung biblischer Begriffe wie z.B. Natur/ Schöpfung, Ewigkeit/ Unendlichkeit usw. umstritten. Nicht nur ‚Evolutionsbiologen' verbitten sich jede kritische Anfrage an ihr als ‚strenge Wissenschaft' ausgegebenes autarkes, immanentes, geschlossenes System von Wissen, das neben sich kein anderes braucht oder duldet. Zuweilen wird man an die ‚Freidenker' zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit ihrer Verkürzung von ‚Realität' auf ‚empirische Wissenschaft' („Ein Pfund Rindfleisch macht eine gute Suppe!") erinnert, denen (der im Grunde fromme) Charles Darwin ein atheistischer Evolutionsbiologe und Ernst Haeckels ‚Welträtsel' eine ‚Kultbibel' war (Menschenaffe → Affenmensch → Mensch). War noch für Friedrich Nietzsche der Gottesmord („Gott ist tot, und wir haben ihn getötet!") eine Irrsinnstat, weil mit Gott der Richtungs- und der Handlungssinn des Lebens verloren ging (Volker Gerhardt), so wird heute der Tod Gottes auch als Befreiung der Wissenschaft von Mythologie und Weltanschauung gefeiert

Nun liegt es auf der Hand, daß sich die ‚Eigengesetzlichkeit' (Autonomie) der modernen Wissenschaften zu ‚Eigenwelten' gesteigert hat; nicht nur in der Schule werden Lehrer zu virtuosen Vertretern von Fachweltanschauungen. In Schulen, Redaktionsstuben usw. leben unter dem Anspruch strenger ‚Wissenschaftlichkeit' die Rudimente einer ganzen Fülle von Weltanschauungen: In der Naturkunde Darwinismus und Biologismus, im Deutschunterricht die Weltanschauungen der jeweiligen Lieblingsdichter, in der Geschichte die politischen Weltanschauungen moderner Parteien, Politologen und Soziologen, in den Redaktionsstuben statt der ‚68er' die ‚Greenpeace'-Aktivisten usw. Daß der Gott der Bibel solche ‚Weltanschauungen' dadurch ‚entmythologisiert', daß er die einmalige Distanz zwischen Schöpfer und Geschöpf betont -– das wird vergessen! Nicht nur im mörderischen Sozialdarwinismus (‚Ausmerze'!), im Stalinismus und Nationalsozialismus macht sich der Mensch – gegen den Menschen – zum Gott!

Nicht nur für eingefleischte Marxisten und Freidenker müßte ‚Religion' eigentlich schon längst ausgestorben sein. Es gibt aber keine menschliche Kultur, die ihre Prinzipienfragen (vor allem die nach Anfang, Ende und Sinn von Welt und Leben) nicht in irgendeiner Weise ‚repräsentiert' (Robert Cummings Neville) sehen muß. Die Religion ist hier unentbehrlich, weil sie sich auf diese Prinzipienfragen und ihre eigentümlichen Beantwortungsformen versteht, nämlich auf ursprüngliche Bilder, Geschichten und Symbole. Und hier liegt „das entscheidende Argument dafür, daß das Christentum der Neuzeit bei aller Kritik nicht untergehen konnte. Denn der Ersatz für Religion wäre wiederum Religion, wofür z.B. der Marxismus ein gutes Beispiel ist. Der Zusammenhang von wissenschaftlichem und religiösem Weltbild ist viel enger, als wir es ahnen. Wir müssen wieder lernen, zwischen ‚Realität' und ‚empirischer Wirklichkeit' zu unterscheiden! ‚Realität' kann nicht an ‚empirischer Wirklichkeit', an bloßer Gegenständlichkeit gemessen werden. Sonst landet man schnell beim Rindfleisch und der guten Suppe. ‚Realität' ist umfassender! Und zur ‚Realität' gehört auch der biblische Gott!

Das ist auch im Blick auf die Sprache wichtig! Schon die Erschließung von ‚(empirischer) Wirklichkeit' bedarf der übertragenen Rede. Mathematische Formeln genügen nicht. Weiter: Eine Verständigung mit mir selbst bedarf ebenfalls vorrationaler Bilder. Und: Religiöser Glaube wird ebenfalls durch übertragene Redeformen getragen. Also: Jeder, nicht nur der ‚Religiöse', braucht Bilder! So ist z.B. ‚Schöpfung' in allen Wahrnehmungs-, Erkenntnis- und Denkakten als deren kreatives, ursprünglich-schöpferisches Moment anwesend, als die weiterwirkende schöpferische Kraft im Geschaffenen, und zugleich ist Schöpfung im Blick auf den absoluten Anfang von allem zu verstehen als bedingungslose Schöpfung aus dem Nichts: so z.B. der Philosoph Charles Sanders Peirce. Dies ist in den Ursprungserzählungen der Religionen, in der jüdisch-christlichen Tradition in der Distanzierung von Schöpfer und Geschaffenem repräsentiert.

Die Folge: Gott ist aus der Welt zwar nicht zu beweisen, sofern dies mathematisch-deduktiv gemeint sein soll (Kann dies aber auch bei den Ergebnissen der Evolutionsbiologie usw. immer geschehen?). Es bestehen aber sehr gute Gründe, die Abgeschlossenheit der geltenden Wissenschaftssysteme an ihrer entscheidenden Stelle aufzubrechen: dort nämlich, wo ihre eigene Kreativität und ursprüngliche Ermöglichung versteckt ist (Hermann Deuser). In diesem Zusammenhang spielt auch die Kategorie

‚Unendlichkeit' eine wichtige Rolle, der wir vor allem in historisch-theologischer Perspektive ein wenig nachgehen wollen.

Der Aufgang der ‚Unendlichkeit' im Barockzeitalter

„Die Unendlichkeit steigt wie eine gewaltige Gottheit über dem Beginn des 17. Jahrhunderts auf und erzeugt auf allen Lebensgebieten verschiedenartige, tiefgreifende Rückwirkungen": Mit dieser These will der frühere Frankfurter Theologe Wolfgang Philipp die Erkenntnis auf den Begriff bringen, daß ‚Unendlichkeit' bzw. die ‚Unendlichkeit des Alls' nicht einfach ein ‚naturwissenschaftliches Ergebnis' oder ein mathematisches oder ein astronomisch- kosmologisches Phänomen ist. ‚Unendlichkeit' ist auch eine anthropologische Kategorie, das heißt eine vorgegebene Denk- und Ergriffenheitsform, die sich im Barockzeitalter als ‚kosmischer Nihilismus und Pessimismus' aktualisiert. „Was die abendländische Menschheit damals zu ertragen hatte, war nicht einfach die Verwandlung eines geo- in ein heliozentrisches Weltbild, sondern die Zerstäubung eines bis ins Detail durchkonstruierten, Mensch und Welt umfassenden Gehäuses in ein durchaus mittelpunktloses unendliches Welten- und Menschheitsbild". Das ‚Einsame Ich' und das ‚Unendliche All' sind die beiden Gestirne der neuen Epoche (Text nach Wolfgang Philipp).

Das aus der Antike stammende dreistöckige Weltgebäude (Himmel-Erde-Hölle) war offenbar nicht nur ein theoretisches ‚Weltmodell', sondern auch ein theologisch und anthropologisch bedeutsames ‚Weltbild' im Sinne einer ‚Weltanschauung'. Es repräsentierte ein umfassendes, in sich geschlossenes Bild der Wirklichkeit: Alles ist Sein vom Sein: Gott ist das Sein selbst, der ‚Ozean des Seins', der dann im Barock z.B. als ‚Pantheismus' (Das ALL und Gott sind eins) ausgelegt wird. Alles Geschaffene ist ‚geschaffenes Sein', d.h. es hat Anteil am Sein, d.h. an Gott. Gott und die Schöpfung stehen in einer Ähnlichkeitsbeziehung des Seins (Fachausdruck: ‚analogia entis'). Es herrscht also ein gleitender Übergang von der Theologie zur Anthropologie. Alles ist in einen Ordo eingefügt: Sein ist stets geordnetes Sein. Alles hat seinen Platz.

Dieses antik-mittelalterliche Sphärenhaus wird durch den Aufgang der ‚Unendlichkeit' im Barock zertrümmert. Die ‚Unendlichkeit' wird hier zum Grund aller Wirklichkeit. Die Folge: Es herrscht ein mittelpunktloses infinites (unbegrenztes) Welten- und Menschheitenbild mit den Folgen: Pantheismus, Unendlichkeitspathos, mystisch-universale All-Eins-Gläubigkeit, unpersönliche Frömmigkeit, Vergottungsrausch. „Gott ist Alles, über Allem, außer Allem, in Allem, vor Allem, nach Allem, Alles ER" (Lucilio Vanini)!

Der Aufgang der Unendlichkeit wird ambivalent erlebt: als faszinierendes Entzücken (Befreiung), aber auch als Grauen, als Schock. Unendlichkeit erscheint auch als bestürzende Wirklichkeit: Der Mensch vereinzelt; er ist ungeborgen, ausgesetzt am Ufer des unendlichen Alls. Einsames Ich – unendliches All. Der Einzelmensch kreist in sich selbst (Vgl. auch die Entdeckung des Blutkreislaufs durch Harvey 1619 als Bild dieses Grundgefühls). Die Vorstellung vom Menschen als einem „von Natur aus sozialen und politischen Wesen" zerbricht. Bei Thomas Hobbes besteht die Menschheit aus wölfisch einsamen Wesen, die durch den Staat zu kollektivieren, zu zähmen sind. Der Aufgang des Absolutismus entspricht auch einem elementaren menschlichen Bedürfnis des 17. Jahrhunderts.

Der Mensch des Barock fühlt sich in den ‚eisigen Hallen' der Unendlichkeit der Zerstäubung von Raum und Zeit, dem Weltgrauen, dem typisch barocken Weltekel, der Skepsis und ihren Kompensationen wie Rausch, Schwulst, Engagement, Prunk und Ausschweifung ausgesetzt. Das Einsame Ich ist in quälender Weise der Irrealität, der Raum- und Zeitlosigkeit, dem Illusionären, der präsentischen Punktualität und der Auflösung aller Horizonte (Atomismus) preisgegeben. Es entsteht der ‚Barockpessimismus' als Verlust von Weltvertrauen, Selbstvertrauen und Harmoniefreude. Zeuge dafür ist z.B. das Lied von Andreas Gryphius (1616-1664) „Die Herrlichkeit der Erden muß Rauch und Asche werden" sowie das von Michael Franck (1609-1667): „Ach wie flüchtig, ach wie nichtig ist der Menschen Leben!" Und bei Johannes Rosenmüller (1620-1684) heißt es: „Welt ade, ich bin dein müde, ich will nach dem Himmel zu, da wird sein der rechte Friede und die ew'ge Seelenruh".

Giordano Bruno (1548-1600) gilt als ein wichtiger Urheber des neuzeitlichen Unendlichkeits-Pathos. Ihm gilt das Universum mit seiner Unendlichkeit von Welten als ewiger und erschöpfender Ausdruck der göttlichen Macht und nimmt damit die Stelle Jesu Christi ein. Der Enteignung des Gottessohnes folgt dann bei Baruch Spinoza diejenige Gottes des Vaters: Zwischen der Unendlichkeit Gottes und

der des Raumes wird nicht mehr unterschieden. Spinoza war vom biblischen Transzendenzglauben zum naturphilosophischen Pantheismus konvertiert.

Das Erlebnis der neuen Unendlichkeit löst bei Giordano Bruno und bei Lucilio Vanini (1584-1619) einen Unendlichkeits- und Vergottungsrausch aus, der dann bei den Zeitgenossen in einen kosmischen und anthropologischen Nihilismus umschlägt. Der Barockpessimismus ist ein kosmischer Nihilismus als das ambivalente Gegenstück zum kosmischen Vergottungsrausch; er beinhaltet allerdings nicht nur Depression, sondern (als Kompensationen) auch die Flucht ins Engagement wie zum Beispiel die Gegenreformation, Abenteuer (‚Simplicissimus' von Grimmelshausen), Hetzjagd, Händel, Duell, Trunksucht, Schwulst, Libertinismus, Prunkbauten usw.

Antworten protestantischer Theologie und Frömmigkeit

Die protestantische Theologie der Barockzeit wird durch den Ausdruck ‚Orthodoxie' gekennzeichnet. In diesem Begriff tritt allerdings der Aspekt der ‚Lehre' zu stark hervor (Lehre als Sicherung der Identität der wahren Kirche). Es entsteht leicht der Eindruck des Doktrinären, Begrenzten, Beengten, der Mittelmäßigkeit usw. Dabei wird verkannt, daß dieses Zeitalter zugleich ein ‚frommes' Zeitalter war: Es bringt eine reiche Erbauungsliteratur hervor, die von der Trostschrift bis zum Predigtdruck, vom Gebetbuch bis zum Gesangbuch (Vertrauenslieder! Vgl. Paul Gerhardt) reicht. Neben der Lehre wird die persönliche Frömmigkeit wichtig: Es kommt nicht nur die frömmigkeitskritische Aufgabe der Theologie in den Blick, sondern auch die theologiekritische Aufgabe der Frömmigkeit. Im Einzelnen seien erwähnt:

Die *protestantische Schultheologie* sieht sich durch den barocken Deismus (Uhrmachergott) und den Pantheismus herausgefordert. Für die jetzt entstehende protestantische Metaphysik spielen auch spanische Jesuiten (zum Beispiel Franz Suarez) eine wichtige Rolle. Die protestantische Theologie verteidigt den ‚Theismus' (Glaube an den persönlichen Gott), indem sie versucht, die dogmatische Auskleidung des alten Sphärenhauses zu festigen und als objektives Gehäuse des Theismus zu retten. Die theologischen Lehrgebäude sind so etwas wie metaphysische Ersatzhimmel. Die Unfehlbarkeit der Bauelemente (der isolierten Bibelzitate) und die Festigkeit des Mörtels (der aristotelischen Logik und Begrifflichkeit), mit der man sie nach der Denkkonsequenz der Zeit verklammerte, sollten die Unerschütterlichkeit dieser metaphysischen Ersatzhimmel garantieren. Zwischen der Architektur dieser Dogmatiken der orthodoxen Barocktheologie und den Kuppeln der Barockkirchen bestehen Analogien! Theologie ist – barocker Hochschätzung des Engagements gemäß – weithin Streit-Theologie. Man versucht, des eigenen Glaubens im Engagement gewiß zu sein. Die Theologie der Orthodoxie ist bedrohte Theologie. Indem sie das alte Sphärenhaus aus dogmatischen Gründen verteidigt, füllt sich ihr Gottesbegriff aber unaufhaltsam mit dem neuen Grauen des Kosmischen, mit der neuen existentiellen Angst der Zeit! Gott wird zu einem furchtbaren Dämon, der nach Art der Götter Assurs und Babylons den Blitzkeil schwingt.

Hier sei ein Sprung ins Heute gestattet! Seit den Tagen des Täufertums (z.B. Mennoniten, ältere Baptisten usw.), der pietistischen Erweckungsgemeinden und der Gemeinschaftsbewegung galt das starre, es-hafte, doktrinär vorgegebene kirchliche Dogma geradezu als satanische Gefahr für den persönlichen Kontakt mit dem Heiland. In der Gegenwart geht die ‚evangelikale' Spielart des Protestantismus aber vielerorts eine Ehe mit dem altkirchlichen und orthodoxen Dogma ein und unterwirft sich der um sich greifenden Strömung des sog. ‚Fundamentalismus'. Der Vorgang ist deswegen geistes- und frömmigkeitsgeschichtlich so eigenartig, ja abwegig, weil sich die evangelikale Frömmigkeit hier mit einem fremden Gefüge panzert und aufrüstet und in seinem Namen zu Felde zieht. Dieses fremde Gefüge, der Fundamentalismus stammt aus dem Westen Amerikas, aus der Welt der Farmen und Fencen, wo man den ‚Modernismus' der Theologen des östlichen Neuengland schon immer als teufliche Neuerung empfand und ihm die ‚fünf Fundamente' der Religion entgegensetzte: die totale Irrtumslosigkeit der Bibel auf allen Gebieten, die Jungfrauengeburt Jesu, das stellvertretende Blutopfer Christi, die Auferstehung des Erdenleibes und die Schrecken des Jüngsten Gerichts.. Die angegriffenen Modernisten setzten sich ihrerseits mit dem Ruf ‚wider die Cowboy-Religion' zur Wehr. Der Fundamentalismus kam in den ‚roaring twenties' , den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts, zur Macht. Er setzte unter erheblichen Tumulten z.B. in vier Weststaaten der USA das Verbot der Abstammungslehre Darwins durch und führte 1925 den berühmten 'Affenprozeß' in Dayton/Tennessee, jenes Verfahren gegen einen im Biologieunterricht unvorsichtigen Lehrer, das in moderner Verfilmung (‚Wer Wind sät...') Aufsehen

erregte. Das damalige sowjetrussische Atheismus-Museum in Leningrad widmete dem Prozeß einen Sonder-Stand. Heute tun es die Gehirnforscher usw.

Die Wiederbelebung der Mystik im Protestantismus

Für den Mystiker ist der kosmische Nihilismus eine grandiose ‚mystische Reinigung' (Purgatio). Die traditionellen Welt- und Gottesbilder entziehen sich ihm. Er wird auf sich zurückgeworfen und damit frei, aus Nichts und Verwesung heraus der Einigung mit einem unnennbaren göttlichen Über-Ich entgegenzufliegen, um seinen grenzenlos bedrohten Daseins-Kern zu retten. So beschreibt zum Beispiel die lutherische Orthodoxie das Heilsziel der Gläubigen als ‚Unio Mystica'! (Mystische Einung). Zertrümmerte Sphärenschalen und fragwürdig werdende dogmatische Supranaturalitäten sind dem Mystiker ohne Belang. Die Mystik der Antike und Scholastik, die deutsche Mystik des 14. Jahrhunderts, die romanische Mystik und die jüdische Mystik der Kabbala gewinnen auf die protestantische Mystik großen Einfluß. Als ein Beispiel für ein Anknüpfen an die neuplatonische Mystik sei Johann Heinrich Schröders (1667-1699) Lied: ‚Eins ist not' genannt:

‚Eins ist not!' Ach Herr, dies Eine lehre mich erkennen doch;
alles andre, wie's auch scheine, ist ja nur ein schweres Joch,
darunter das Herze sich naget und plaget
und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget.
Erlang ich dies Eine, das alles ersetzt,
so werd ich mit Einem in allem ergötzt.//
Seele, willst du dieses finden, such's bei keiner Kreatur,
laß, was irdisch ist, dahinten, schwing dich über die Natur,
wo Gott und die Menschheit in Einem vereinet,
wo alle vollkommene Fülle erscheinet,
da, da ist das beste, notwendige Teil,
mein Ein und mein Alles, mein seligstes Heil. (EG 386, 1-2)

Auf der anderen Seite knüpft z. B. Philipp Nicolais (1556-1608) Lied ‚Wie schön leuchtet der Morgenstern' an die romanische Brautmystik (Bernhard von Clairvaux) an:

Zwingt die Saiten in Cythara und laßt die süße Musika
Ganz freudenreich erschallen,
daß ich möge mit Jesulein, dem wunderschönen Bräut'gam mein,
in steter Liebe wallen.
Singet, springet, jubilieret, triumphieret, dankt dem Herren;
Groß ist der König der Ehren. (EG 70, 6)

Daß die Mystik auch in der die barocke Theologie mitbestimmenden Barockphilosophie (Bruno, Hobbes, Descartes, Spinoza) eine Rolle spielt, sei erwähnt. Die Barockphilosophie kann aus der Spannung zwischen mystisch-existentialistisch einsamem ICH und pantheistisch-unendlichem ALL verstanden werden. Das ‚sum cogitans' (Im Akt des Denkens bin ich') von Descartes (das bekanntere ‚cogito ergo sum' ist eine spätere Formulierung!) ist so zu übersetzen: Als Existierender, als reflektierend Existierender findet sich der Mensch in Ich-Einsamkeit vor und wird so seiner gewiß.

Für die neue Frömmigkeit ist auch die *barocke Präsentik* wichtig. Ein Beispiel dafür ist Philipp Nicolais Lied: ‚Wachet auf, ruft uns die Stimme' :

Zion hört die Wächter singen, das Herz tut ihr vor Freude springen,
sie wachet und steht eilend auf.
Ihr Freund kommt vom Himmel prächtig, von Gnaden stark, von Wahrheit mächtig,
ihr Licht wird hell, ihr Stern geht auf.
Nun komm, du werte Kron, Herr Jesu, Gottes Sohn! Hosianna!
Wir folgen all zum Freudensaal und halten mit das Abendmahl. (EG 147, 2)

Für Nicolai ist hier ewiges Leben nicht etwas jenseits von Raum und Zeit Liegendes. Gott ‚gebiert' innerhalb dieser Welt und schon während dieser Zeit den Menschen durch sein Wort in dem Mutterleib seiner Kirche ‚zum ewigen Leben'. Ewiges Leben ist die Verwirklichung des Bundes von Liebe und Gegenliebe zwischen Gott und Mensch. Das ist barocke präsentische Eschatologie! Sie nimmt die Erlebnisgestalt der Jesusliebe an.

Der Aufgang des transzendenten Lichtes in der Frühaufklärung

Wer die Aufklärung lediglich als ‚Rationalismus', ‚Eudämonismus' und Absolutsetzung der ‚Homo-Mensura-Regel' (Glaube an die Vernunft, Glückseligkeit, der Mensch als das Maß aller Dinge) versteht, verkürzt sie in unzulässiger Weise. Im Blick auf unser Thema ist die Entdeckung des transzendenten Schöpfungslichtes, des (hebräisch) ‚Kabod Jahwe' als Grundlage und Substrat der gesamten Wirklichkeit wichtig, das an die Stelle des zertrümmerten alten Sphärenhauses tritt. Der Faktor der Überwindung des Barock ist ein spezifisches Transzendenzerlebnis, bei dem ‚Transzendenz' eine Wirklichkeit jenseits der ‚Unendlichkeit' bedeutet. Diese neue Transzendenz verdankt sich vor allem der Welt des britischen Bibelchristentums mit seinem Höchststand des Alttestamentlichen. In konfessioneller Hinsicht spielen hier vor allem reformierte Elemente (Oliver Cromwell, Puritanismus usw.) eine wichtige Rolle. Diese Bewegung ist mit einem starken Philosemitismus (Verehrung Israels) verbunden. Die Erwartung der Wiederkunft Christi und der Errichtung des Tausendjährigen Reiches erforderte nach der Überzeugung dieser Bibelchristen die Aufhebung des Verbots von 1290, das den Juden das Betreten Englands untersagte. Es entstand das eigenartige Phänomen des *britischen Hebraismus*, aus dem drei Bewegungen hervorgingen, die auf den Kontinent übergriffen und das Werden der Aufklärung vorantrieben. Diese drei Bewegungen sind:

Die sog. Physikotheologie als Erweis der Existenz Gottes und seiner Eigenschaften aus den Wundern seiner Schöpfung mit den Hauptbegriffen: Herrlichkeit – Betrachtung – Wunder (vgl. Christian Fürchtegott Gellerts [1715-1769] Lied: ‚Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht' : EG 506). Die Schöpfungswerke sind Reflex der neuen Transzendenz:

> *Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke;*
> *Der Himmel prächtig ausgeschmückt, preist dich, du Gott der Stärke.*
> *Wer hat die Sonn an ihm erhöht? Wer kleidet sie mit Majestät!"*
> *Wer ruft dem Heer der Sterne? (EG 506, 2)*

Der sog. Philosemitismus: Eine neue befreiende messianische Hoffnung auf den kommenden Weltherrscher verbindet nicht nur die christlichen Konfessionen, sondern auch Juden und Christen: Der Einzug Israels ins puritanische Britannien (ab 1655), der ‚Hebraismus' des britischen Spätbarock, der Sieg biblischen Transzendenzglaubens über die Metaphysik der Natur und der Aufgang der britischen Physikotheologie sind Vorgänge, die nicht voneinander zu trennen sind.

Die *Christuslyrik*, die Christus als den feiert, der über Dunkel, Grauen, Meeressturm und Gewitternacht als rettende Sonne des Lebens erscheint: Christus als Gnadensonne und Himmelslicht. Diese ‚Lyrik' stellt sachlich eine neue universale Christusbegegnung dar, in der Christus kennzeichnenderweise als ‚Kabod' oder (griech.) ‚Doxa' (Herrlichkeit) erscheint; die Begegnung mit ihm wird als ‚Auf-Klärung', als Lichtaufgang erlebt.

Das verbindende Moment des Aufgangs der Physikotheologie, des neuen Transzendenzglaubens und der neuen Christuslyrik ist das Motiv des neuen Lichts; der Kabod-Doxa-Komplex ist das gemeinsame Grundmotiv.

Das barocke Verständnis von Unendlichkeit – eine Folge des Kopernikanismus?

Das barocke Verständnis von Unendlichkeit wird oft auf die ‚Kopernikanische Wende' zurückgeführt. Die Erde steht nicht mehr im Mittelpunkt der Welt, sondern die Sonne. Für das Bewußtsein des Abendlandes hat Giordano Bruno das alte Weltenhaus zerschlagen und darüber hinaus die neue Gottheit der ‚Unendlichkeit' heraufgeführt: „Vernichte die Theorien von dem Weltmittelpunkt der Erde! Zerbrich die äußeren Beweger und die Schranken dieser sog. Himmelskugeln! Öffne uns das Tor, durch welches wir hinausblicken können in die unermeßliche, ununterschiedliche Sternenwelt!....": Diesen *‚Kopernikanisch-Brunoischen Schock'* hat 1872 der Theologe David Friedrich Strauß als ‚Wohnungsnoth' interpretiert, die seit Bruno für den alten Christengott eingetreten sei.

Die Verbrennung Brunos in Rom (17.2.1600) könnte, wie die Ächtung der Heliozentrik 1616 durch die römische Inquisition und der Prozeß gegen Galilei 1632, ein Hinweis auf „ein jedenfalls bei der katholischen Kirche ideologisch besetztes Feld" sein. Allerdings ist im Blick auf Giordano Bruno zu betonen, daß hier kein ‚kopernikanisches Martyrium' vorliegt. Bruno hat als erster die kopernikanische Reform mit dem Bild des Aufgangs eines neuen Lichtes verbunden. Sein als Befreiung des Menschen aus dem ‚Kerker' der Welt verstandenes Unendlichkeitspathos nimmt die Leistung des Kopernikus als

absolute Metapher für die neue Standortbestimmung des Menschen in der Welt: Der Unendlichkeit des Kosmos soll die Verneinung der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen entsprechen. Bruno dürfte für dieses metaphysische Pathos und nicht für eine astronomische Theorie gestorben sein. „Giordano Bruno wurde von der Inquisition verurteilt, weil er die Inkarnation (Menschwerdung Gottes) geleugnet hat. Für seinen Copernicanismus, den er selbst gegenüber den Inquisitoren ausgesprochen hat, hat sich die Inquisition nach Ausweis der Inquisitionsakten nicht interessiert“ (Richard Schröder). Den für die Metaphorisierung des Kopernikus wichtigsten Schritt hat Friedrich Nietzsche getan, indem er eine auch Bruno entgegengesetzte Deutung der Stellarisierung (Sternwerdung) der Erde formuliert hat: „Seit Kopernikus rollt der Mensch aus dem Zentrum in’s x“; durch die ‚Niederlage der theologischen Astronomie‘ sei das menschliche Dasein ‚noch beliebiger, eckensteherischer, entbehrlicher in der sichtbaren Ordnung der Dinge‘ geworden. „Ist nicht gerade die Selbstverkleinerung des Menschen, sein Wille zur Selbstverkleinerung seit Kopernikus in einem unaufhaltsamen Fortschritte? Ach, der Glaube an seine Würde, Ewigkeit, Unersetzlichkeit in der Rangfolge der Wesen ist dahin – er ist Thier geworden, Thier, ohne Gleichnis, Abzug und Vorbehalt, er, der in seinem früheren Glauben beinahe Gott (‚Kind Gottes‘, ‚Gottmensch‘) war... Seit Kopernikus scheint der Mensch auf eine schiefe Ebene gerathen – er rollt immer schneller nunmehr aus dem Mittelpunkt weg – wohin? In’s Nichts? In’s durchbohrende Gefühl seines Nichts?“ So Nietzsche.

In eine ähnliche Richtung zielt Sigmund Freud: „Die zentraler Stellung der Erde war ihm [= dem Menschen] aber eine Gewähr für ihre herrschende Rolle im Weltall und schien in guter Übereinstimmung mit seiner Neigung, sich als den Herrn dieser Welt zu fühlen. Die Zerstörung dieser narzißhaften Illusion knüpft sich für uns an den Namen und das Werk des Nik. Kopernikus... Als die kopernikanische Reform aber allgemeine Anerkennung fand, hatte die menschliche Eigenliebe ihre erste, die kosmologische Kränkung erfahren“. Diese negative Auslegbarkeit der kopernikanischen Leistung enthielt für Freud aber eine therapeutische Funktion: Kopernikanischer, darwinistischer und psychoanalytischer Schock ist für ihn ein Kulturgewinn, insofern dieser ‚Entwicklung der Menschheit zur verständigen Resignation‘ ist.

Diese Deutungen der ‚Kopernikanischen Wende‘ haben mit dem Vorgang der kopernikanischen Reform als einem theoretisch-astronomischen Werk aber nichts zu tun. Hier wird die Leistung des Frauenburgers gerade nicht als Erkenntnis genommen, sondern als absolute Metapher: als ambivalentes Orientierungsmodell für die Rangindikation (Rangstellung) des Menschen in der Welt. Kopernikanisches Pathos und Resignation bleiben beide an dem Metaphernrealismus hängen. „Steigerung und Erniedrigung des Menschen als kopernikanische Lesarten nehmen gleichermaßen das, was da ursprünglich gesetzt und entdeckt worden war, nicht als theoretische Wahrheit, sondern als Metapher. Und zwar als absolute Metapher, indem die kopernikanische Umformung des Kosmos zur Orientierung für die Beantwortung einer Frage bestimmt wird, die sich mit rein theoretischen und begrifflichen Mitteln noch nie beantworten ließ: der Frage nach der Stellung des Menschen in der Welt, im Sinne der Alternative seiner zentralen Bedachtheit und Versorgtheit oder seiner peripheren Exzentrizität im Weltgetriebe... Geozentrik und Heliozentrik bzw. Azentrik werden zu Diagrammen, von denen abzulesen sein sollte, was es mit dem Menschen in der Welt auf sich hatte... Was das abgelöste Weltbild an Bedeutung getragen haben sollte, wurde erst am Fazit seines Verlustes demonstriert“ (Hans Blumenberg).

„Die Unendlichkeit der Welt... ist in der neueren naturwissenschaftlichen Kosmologie wieder strittig und daher eines säkularen Unendlichkeits-Pathos verdächtig. Im Bilde des Menschen hingegen, der schon der Scholastik und besonders dem Kusaner (Nikolaus von Kues) als Abbild der Unendlichkeit Gottes galt, in der allein der Mensch das Maß seines Geistes findet, ist das Motiv des Unendlichen bis in die Gegenwart hinein wirksam geblieben...Für den Gedanken der weltoffenen Selbsttranszendenz oder Exzentrizität des Menschen [bleibt] ein Bezug auf Unendlichkeit im Sinne der Selbstüberschreitung des seiner Endlichkeit bewußten Menschen auf das absolut Unendliche hin konstitutiv“ (Wolfhart Pannenberg).

* Vgl. Karl Dienst, ‚Unendlichkeit‘ als theologisch-philosophische Kategorie im Kirchenlied, in: Journal of Religious Culture/ Journal für Religionskultur Nr. 135 [2010]. Web.uni-frankfurt.de/ irenik).- Hans Blumenberg, Die kopernikanische Wende, Frankfurt/M. 1965.- Ders., Die Genesis der kopernikanischen Welt, Frankfurt/M. 1975.- Karl Dienst, Kopernikanische Wenden, in: Jahrbuch der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung 18, 1967, S. 1-49.- Winfried Zeller, Der Protestan-

tismus des 17. Jahrhunderts, Bremen 1962 (Klassiker des Protestantismus V) .- Karl Dienst, Mystik und Protestantismus – ein Widerspruch?, in: Hildegard von Bingen in ihrem Umfeld – Mystik und Visionsformen im Mittelalter und früher Neuzeit, hg. von Änne Bäumer-Schleinkofer, Würzburg 2001, S. 227-248.- Ders., Mystik und Konfessionalität (Luther 72), 2001, Heft 2, S. 65- 83).- Richard Schröder, Bemerkungen zur copernicanischen Reform, in: BThZ 5 (1988), S. 48-67.- Ders., Wissenschaft contra Religion? Zum Fall Galilei, in: Die Normativität des Wirklichen. Über die Grenze zwischen Sein und Sollen, hg. von Thomas Buchheim u.a. (FS Robert Spaemann zum 75. Geb.), Stuttgart 2002, S. 112-154.

Epheserbrief 4,22-32: Ziehet den neuen Menschen an! Aber wie?

Legt von euch ab den alten Menschen mit seinem früheren Wandel, der sich durch trügerische Begierden zugrunde richtet. Erneuert euch aber in eurem Geist und Sinn und zieht den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Darum legt die Lüge ab und redet die Wahrheit, ein jeder mit seinem Nächsten, weil wir untereinander Glieder sind. Zürnt ihr, so sündigt nicht; laßt die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen, und gebt nicht Raum dem Teufel.
Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit eigenen Händen das nötige Gut, damit er dem Bedürftigen abgeben kann.
Laßt kein faules Geschwätz aus eurem Mund gehen, sondern redet, was gut ist, was erbaut und was notwendig ist, damit es Segen bringe denen, die es hören.
Und betrübt nicht den heiligen Geist Gottes, mit dem ihr versiegelt seid für den Tag der Erlösung.
Alle Bitterkeit und Grimm und Zorn und Geschrei und Lästerung seien fern von euch samt aller Bosheit.
Seid aber untereinander freundlich und herzlich und vergebt einer dem andern, wie auch Gott euch vergeben hat in Christus.

Ein bekannter Spruch lautet: „Christentum ist all das, was man nicht darf"! Der österreichische Liedermacher Wolfgang Ambros spottet: „Das Leben ist ein Heidenspaß, für Christen ist das nichts". Der bekannte Journalist Johannes Groß hielt 1979 in Frankfurt einen Vortrag unter der Überschrift: ‚Die Misere der öffentlichen Gefühle'. Darin heißt es: „Zum öffentlichen Klima der Bundesrepublik tragen auch die Kirchen ihren Scheffel Mehltau bei. Seit der Stuttgarter Schulderklärung 1945 ist die Evangelische Kirche den Deutschen keine Handreichung schuldig geblieben, die weniger frohe Botschaft enthielt als den permanenten Ruf zur Buße und Umkehr... In ihr herrscht heute gleichsam ein ewiger Karfreitag." Mit anderen Worten: Christsein ist all das, was man nicht darf! Und unser Briefabschnitt kann dieses Vorurteil zunächst bestätigen! Also: Verbote als Markenzeichen des neuen Menschen?

Auf der anderen Seite sind wir aber nicht nur Täter alles dessen, was unser Briefabschnitt da aufführt, sondern zugleich auch Opfer! Auch wir werden belogen, bestohlen, betrogen, ungerecht behandelt usw. Bei aller Abneigung gegen Moralpredigten hat die Aufforderung unseres Textes doch auch ihre positive Seite: „Erneuert euch in eurem Geist und Sinn und zieht den neuen Menschen an". Vieles klingt da doch vernünftig und lebensdienlich.
Legt von euch ab den alten Menschen. Zieht den neuen Menschen an! Wie macht man das aber? Das ist die zentrale Frage! Mir fallen da zunächst zwei Bilder und eine politische Rede ein!

Erstens: 1866 hat die Stuttgarter Malerin Charlotte Reihlen das bekannte Bild vom breiten und schmalen Weg in Auftrag gegeben, das ein Wort Jesu aus der Bergpredigt illustriert. Das Bild ist in zwei Hälften (links und rechts) geteilt. Auf der linken Seite ist der breite Weg dargestellt, den Frau Reihlen so erklärt: „Der breite Weg wird, wie der Herr Jesus sagt, durch eine so weite Pforte eröffnet, daß dieselbe mit Stiefeln und Sporen, Kutschen und Pferden begangen und befahren werden kann. Zu beiden Seiten des Eingangs prangen die nackten Statuen zweier Hauptvertreter der Lust, nämlich des Bacchus und der Venus". Wir würden heute von Alkohol bzw. Drogen und Sex reden. Beide – Bacchus und Venus – werden dann im Gemälde eifrig entfaltet. Gleich vorn links auf dem Bild befindet sich eine feucht-fröhliche Gesellschaft in einem Biergarten bei Kartenspiel, Trinken, Schimpfen und Fluchen. Ein Gast liegt schon unter dem Tisch. Hinter dem Biergarten befindet sich an dem breiten Weg das Theater, das Spielkasino, an dessen einem Fenster sich einer aufgehängt hat, ein Lottostand usw. Und oben fährt sogar ein Eisenbahnzug ins höllische Feuer hinein!
Auf dem Bild rechts ist der ‚schmale Weg' dargestellt. Er entspricht deutlich der pietistischen Frömmigkeit der Malerin. Da findet sich eine Kapelle, eine Sonntagsschule, eine Kinderrettungsanstalt, ein Diakonissenhaus usw. Frömmigkeit und Barmherzigkeit sind hier die leitenden Gesichtspunkte für den neuen Menschen! Hier lautet die Botschaft: Eine bestimmte Frömmigkeit schafft den neuen Menschen!

Nicht nur als Eisenbahnfreund frage ich allerdings, warum auf dem Bild die Eisenbahn in die Hölle fährt. Für die Negersklaven war sie in ihren Spirituals (z.B. ‚Swing low, sweet chariot') gerade das Bild für die Fahrt in den Himmel! Es gibt eine Vermutung: Der Grund liege im Lebenslauf der Male-

rin, deren Grundstücke für den Bau des Stuttgarter Hauptbahnhofs enteignet wurden. Dies machte sie für spätere wirtschaftliche Probleme in ihrer Familie verantwortlich.

Spätestens hier wird deutlich: Was der ‚breite' und was der ‚schmale Weg', was der ‚alte' und was der ‚neue Mensch' ist, wie beides konkret aussieht und wie beides hergestellt werden kann: Das bestimmen auch wir mit unserer Biographie, mit unseren Vorstellungen, Wünschen und Interessen mit!

Zweitens: Dies wird noch deutlicher bei dem zweiten Bild, das 2001 bei der Darmstädter Lebensreformausstellung auf der Mathildenhöhe eine wichtige Rolle spielte. Es findet sich in dem Buch des (auch ‚Sinalco-Bilz' genannten) Lebensreformers und Heilpraktikers Friedrich Eduard Bilz (1842-1922) von 1904 mit dem Titel: ‚Der Zukunftsstaat'. Es ist ebenfalls nach dem Zwei-Wege-Schema gemalt. Auf der linken Hälfte kann man unter der Überschrift: ‚Das Volk im heutigen Staat' sehen und lesen, wie Bilz die heutige Gesellschaft sieht und kritisiert (Ich zitiere einige Bildunterschriften): 10 stündige Arbeitszeit, Schlafkammer mit geschlossenen Fenstern, Kranken-Elend, Familie eines Trinkers, Wartezimmer eines Rechtsanwalts, Gerichtssaal, Krankenzimmer, Überfüllte Irrenanstalten, Überfüllte Zuchthäuser, Kriegsschauplatz, Ein mit Rauch gefülltes Gastzimmer, Arbeitslose und Bummler, Existenz-, Konkurrenz- etc. Kampf.

Auf der rechten Seite des Bildes, unter der Überschrift ‚Das Volk im Zukunftsstaat' ist rechts oben eine lachende junge Frau mit einer brennenden Fackel in der Hand zu sehen und links oben hüteschwenkende Männer in Kniebundhosen über der Zeile ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit'. In der Mitte der rechten Hälfte des Bildes, dort wo auf der gegenüberliegenden Seite das Krankenzimmer dargestellt war, ist nun auf doppelt so großer Fläche ‚Das irdische Paradies' zu sehen: ein apfelpflückender Mann in Badehose, dazu sieben schöne junge Frauen in leichten Gewändern und drei mit Blumenpflege und Obsternte beschäftigte nackte Kinder. Im Hintergrund die über den Bergen aufgehende Sonne, der eine blonde junge Frau die Arme in Lichtgebets-Haltung entgegenstreckt. Um dieses zentrale Motiv herum finden sich weitere Bilder. In seinem ‚Zukunftsstaat', einem Wälzer von 886 Seiten, lautet die Grundidee: ‚Zurück zur Natur!' Unter Berufung auf das ‚göttliche Naturgesetz' verlangt Bilz zum Beispiel das staatliche Grundeinkommen für alle, die gesetzliche Festlegung der Arbeitszeit auf drei Stunden täglich, die Verstaatlichung von Grund und Boden, die ‚tunlichste Gleichstellung aller Menschen, besonders in pekuniärer Hinsicht', vegetarische Ernährung, Verzicht auf Tabak, Alkohol und scharfe Gewürze, Verzicht auf beengende Kleidung. *An Stelle religiöser Schwärmerei und abergläubischer Zeremonien* fordert Bilz *eine vernünftige Religion, deren Sittengesetz in den Lehren gipfelt: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.* Bilz ist – gut idealistisch – davon überzeugt, daß es hier nur auf die bessere Einsicht und auf deren praktische Umsetzung ankomme, um den guten Zukunftsstaat zu schaffen. Auch der Erste Weltkrieg konnte diese seine Selbstgewißheit nicht erschüttern. Sie geistert bis heute noch durch unsere Lande! Hier lautet die Botschaft: Ein bestimmter Lebensstil schafft den neuen Menschen!

Drittens: Nun die politische Rede etwa aus der gleichen Zeit! Sie stammt von August Bebel, dessen Portrait sich im Zentrum des eben erwähnten Bildes aus dem ‚Zukunftsstaat' von Bilz befindet. Bebel war der damalige sozialistische Hoffnungsträger!

Bebel hat den sozialistischen Zukunftsstaat in Form einer Parodie der Zehn Gebote geschildert: Die Diebe sind verschwunden, weil das Privateigentum verschwunden ist und jeder in der neuen Gesellschaft seine Bedürfnisse leicht und bequem befriedigen kann. ‚Stromer und Vagabunden' existieren ebenfalls nicht mehr. Mord? Weshalb? Es kann sich keiner bereichern, und Mord aus Haß und Rache hängt immer wieder direkt oder indirekt mit dem heutigen Sozialzustand der Gesellschaft zusammen. Meineid, Urkundenfälschung, Betrug, Erbschleicherei, betrügerischer Bankrott? Das Privateigentum fehlt, an dem und gegen das diese Verbrechen begangen werden könnten. Brandstiftung? Wer soll daran Freude haben oder Befriedigung suchen, da die Gesellschaft jede Möglichkeit zum Haß nimmt? Münzverbrechen? Ach, das Geld ist nur Chimäre, der Liebe Müh wäre umsonst. Religionsschmähung? Unsinn; man überläßt dem ‚allmächtigen Gott' zu bestrafen, wer ihn beleidigt, vorausgesetzt, daß man sich um seine Existenz noch streitet. So sind alle Fundamente der heutigen ‚Ordnung' zur Mythe geworden. Die Eltern erzählen den Kindern davon nur noch wie aus alten märchenhaften Zeiten, und die Kleinen werden die Köpfe schütteln und das alles nur schwer begreifen können. Soweit Bebel. Hier lautet die Botschaft: Ein bestimmtes politisches Handeln schafft den neuen Menschen! Menschenverwandlung durch Weltverwandlung! Gott ist für ihn im Grunde eine Ablenkung, eine Vertröstung, ein

Priesterbetrug! Als es noch die DDR gab, schloß der Deutschlandsender sein Programm mit der ‚Internationale', die 1871 als Lied der Pariser Kommune von Eugène Pottier gedichtet wurde und die bis 1943 Nationalhymne der Sowjetunion war. Die Antwort der ‚Internationale' auf die Frage nach dem neuen Menschen ist so etwas wie ein Revolutionschoral, eine Anklage gegen Gott. Hier geht es um das letzte Gericht. Im Refrain heißt es: Völker, hört die Signale! Auf zum letzten Gefecht! Es geht hier um die Erlösung der Welt und des Menschen! Woher kommt sie? Die Antwort klingt fast bekenntnishaft:

Es rettet uns kein höh'res Wesen,
kein Gott, kein Kaiser, noch Tribun.
Uns aus dem Elend zu erlösen,
können wir nur selber tun!"

Wer so denkt und handelt, für den ist alles zutiefst und konsequent diesseitig! Alles, dem wir begegnen und das wir sind, ist im genauen Sinn des Wortes ‚Welt' unsere Welt, die wir nach unseren Vorstellungen verändern müssen und auch können! Wir verdanken uns selbst!

Man mag die biblische Botschaft vom Jüngsten Gericht entmythologisieren oder als veraltet bezeichnen. Aber: Auf Gerichtsvorstellungen verzichten wir auch heute nicht! Meistens wird das Gericht in die Gegenwart hinein verlagert und als unmittelbar bevorstehend angesagt, wenn man nicht den Ratschlägen der jeweiligen ‚Experten' und Ankläger folgt. Auf der Anklagebank sitzen dann immer die anderen! Die Welt erscheint als ein großes Tribunal. Man entkommt dem Tribunal, wenn man es selbst wird! Der Journalismus verkommt schnell zum Boulevard!
Könnte es aber nicht sein, daß Gott anders denkt als wir? Könnte es nicht sein, daß der breite und der schmale Weg, der alte und der neue Mensch aus der Sicht Jesu anders aussehen, als wir ihn uns vorstellen?

Auch in unserer Briefstelle geht es darum, mit allem Nachdruck uns Gottes Einladung wichtig zu machen! Christlicher Glaube bedeutet: das von Gott Gewährte wahrnehmen und annehmen. Wer schmeckt und sieht, wie freundlich Gott ist, der hat ein Auge für den Alltagsgott. Der weiß: Gott begegnet auch in den Selbstverständlichkeiten des Alltags. Da sind Gottes Wirken und unser Tun miteinander verschränkt, kaum zu unterscheiden. Beides gehört ‚unvermischt und ungetrennt' zusammen. Gott ist ein Alltagsgott – wir sind Gottes Mitarbeiter. Gottes Güte ist mitten unter uns buchstäblich mit Händen zu greifen und mit dem Mund zu schmecken. Im Sinne unserer Briefstelle von Gott reden, heißt: Bei Gottes Güte anfangen, bei dem, was er uns schenkt. Wer so von Gott spricht, der freut sich über den nahen Gott. Der will nicht zuerst Schöpfer, Erfinder und Schmied seines Glückes sein, sondern als ein Beschenkter leben.

Und umgekehrt: ‚Sünde' ist nicht in erster Linie Übertretung eines Verbotes, sondern das Übersehen der Güte, der Gabe Gottes. In diesem Sinne ist der bekannte Vers von Wilhelm Busch: *Das Gute, dieser Satz steht fest, ist stets das Böse, das man läßt* umzukehren: *Das Böse, dieser Satz steht fest, ist stets das Gute, das man läßt*, das man übersieht, an dem man achtlos vorübergeht. Der Sünder ist in erster Linie ein Kostverächter. Christlicher Glaube zerstört sich selbst, wenn er nicht zuerst und zuletzt vom Guten redet, das Gott an uns und durch uns tut, sondern von Erfahrungen des Negativen ausgeht in der Meinung, daß außer Mitleid, Protest, Empörung und einer verzweifelten Hoffnung nichts möglich sei.

Drei Botschaften haben wir gehört:
Eine bestimmte Frömmigkeit schafft den neuen Menschen!
Ein bestimmter Lebensstil schafft den neuen Menschen!
Ein bestimmtes politisches Handeln schafft den neuen Menschen!

Unser Briefabschnitt sagt: Der neue Mensch versteht sich als der beschenkte Mensch! Das macht unser Rechnen und Verrechnen klein und unsere Freude über Unverhofftes und Geschenktes groß. Und so ist unser Briefabschnitt nicht eine ‚strohene Epistel', sondern frohe Botschaft, Evangelium!

Matthäus 7,13-14: Zwischen Himmelfahrt und Höllenfahrt

Jesus spricht: *Gehet ein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis führt; und ihrer sind viele, die darauf wandeln. Und die Pforte ist eng, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt; und wenige sind ihrer, die ihn finden.*
(Andacht Paulusplatz am 14.10.1983, bei der die entsprechende Märklin-Lokomotive vorgezeigt wurde).

Matthäus würde bestimmt staunen, wenn er es erfahren könnte, was alles aus der Bergpredigt herausgelesen wurde und noch wird. Er würde vielleicht auch staunen, wenn er diese Schnellzuglokomotive hier sähe, mit der ich meine Auslegung beginnen will.

Es handelt sich um die Lokomotive Baureihe 18^4; sie trägt die Betriebsnummer der DB 18 478 und ist auch als Märklin-Modell auf dem Markt. Diese Maschine wurde spätestens 1918 gebaut. Sie gilt als ‚Star unter den Dampflokomotiven', als eine der schönsten Maschinen der Welt. Technisch handelt es sich um eine Vierzylinder – Verbunddampfmaschine. Berühmt wurde dieser Lok-Typ z.B. durch seinen Einsatz beim luxuriösen ‚Rheingold-Expreß', der auch durch unsere Lande (Mainz, Bingerbrück) fuhr. Die Baureihe 18^4 ist eigentlich die bayerische Schnellzuglokomotive S 3/6, deren erstes Exemplar (3601/18 401) 1908 abgenommen wurde. Die 18 476 wurde 1960 ausgemustert und 1966 ins Verkehrsmuseum nach Luzern gebracht, wo ich sie besichtigt habe. Als Märklin-Modell steht sie auf meinem Verwaltungs-Schreibtisch.

Nun hat die Eisenbahn bei der Auslegung der Botschaft der Bibel schon früher eine Rolle gespielt! Ich denke hier zum Beispiel an den bekannten Spiritual *Swing low, sweet chariot*. Hier stellt sich ein Negersklave seine Reise in den Himmel wie die Fahrt in einem Pullmannwagen vor – ein freudiges Erlebnis!

Andere Gefühle bewegten offenbar das Kirchentagspräsidium mit dem ‚Prellbock' als ‚Symbol für Umkehr'! Offenbar hatten die Urheber (als Mercedes- oder ‚Ente'-Fahrer) wenig Ahnung von der Funktion eines solchen Gerätes, das einem Hemmschuh zu vergleichen ist. Ich assoziiere einen Augenblick: Der Kirchentag 1983 als Prellbock, auf den Wagen draufdonnern, weil sie sich auf einem falschen Gleis befinden?? Fährt der ‚Zeitgeist' da nicht sanfter durch die Lande? Ist der Prellbock als Bild für eine ‚Bekehrung' nicht eher etwas für harte Evangelikale? Sei's drum!

Will unser Bergpredigttext aber nicht auch in einem ‚harten' Sinn verstanden werden? Nur der Weg durch das enge Tor führt zum Leben, und es sind offenbar nur wenige, die ihn beschreiten. Matthäus warnt die Gemeinde vor dem Gericht. In die Sprache der Eisenbahn übersetzt: Der Zug soll nicht auf den Prellbock donnern, sondern über eine Weiche auf das richtige Gleis fahren!

Entgegen dem Slogan der Deutschen Bundesbahn: „An der nächsten Weiche links und dann immer gerade aus" machen wir noch einen Umweg. Auch dazu ein ganz bekanntes Bild: Die Stuttgarter Fassung vom ‚Breiten und schmalen Weg', selbst gemalt oder in Auftrag gegeben von Charlotte Reihlen 1866. Sie gehörte der Hahnschen Gemeinschaft, also einem entschiedenen ‚Pietismus' an. Die Malerin legt hier fest, was der breite und was der schmale Weg ist. Die Bilder werden mit vielen Bibelsprüchen erläutert und somit auf Hintergründiges bezogen.

Vom Betrachter aus links ist der Breite Weg dargestellt. In einer Erklärung heißt es: „Der breite Weg wird, wie der Herr Jesus sagt und auch unser Bild es bezeichnet, durch eine so weite Pforte eröffnet, daß dieselbe mit Stiefeln und Sporen, Kutschen und Pferden begangen und befahren werden kann. Zu beiden Seiten des Eingangs prangen die nackten Statuen zweier Hauptrepräsentanten der ungezügelten Lust, nämlich des Bacchus und der Venus..." Beide werden nun ausgiebig illustriert. Gleich vorne links eine Gartengesellschaft, die bei Gesang, Kartenspiel, Zeitungen, Essen und Trinken, Schimpfen und Fluchen Bacchus frönt. Ein Gast liegt schon unter dem Tisch. Jesaja 5,22 kommentiert: „Weh denen, die Helden sind, Wein zu saufen, und Krieger in Völlerei." 1. Korinther 10,7 verstärkt dies. Gegenüber diesen Bacchusfreunden gewährt auch die Venus ihre Befriedigung (oder vielmehr Nichtbefriedigung). Der ‚Gasthof zum Weltsinn' (Die Fahne am Haus war hier ursprünglich ‚Schwarz-Rot-Gold', also die Fahne der Republik!), das Theater, die Spielhölle, an deren einem Fenster sich einer aufgehängt hat, die Lottospieler – all das sind Stationen des breiten Weges.

Der schmale Weg entspricht den Vorstellungen der Malerin von Frömmigkeit: Gottesdienst, Sonntagsschule, Bibelstunden, Kinderrettungsanstalt, Diakonissenhaus usw. Der Weg dorthin ist schmal und steil!

Was hat aber die Eisenbahn mit diesem Bild und unserer Textauslegung zu tun? Auf dem Bild bleibt das Industriezeitalter ausgespart. ‚Grün' bzw. Greenpeace und Umwelt herrschen vor – wie dann 2011 beim Stuttgarter Hauptbahnhof. Und doch erscheint 1866 das Industriezeitalter wenigstens in ‚Gartenzwergformat', wie Martin Scharfe (Die Religion des Volkes) formuliert: in Gestalt einer Eisenbahn! Auf dem breiten Weg links oben fährt eine zweifach gekuppelte Dampflokomotive (‚Atlantic-Typ'; es könnte sich um eine bayerische S 2/5 handeln, wenn da nicht künstlerische Freiheit herrscht!) mit Durchgangswagen!

Warum kommt aber die Eisenbahn auf die Seite der Gottlosen? Nach den umgebenden Bibelsprüchen wäre an die Sonntagsentheiligung zu denken. Manche wollen allerdings hier dem Pietismus überhaupt Technikfeindlichkeit bescheinigen, was zum Beispiel im Blick auf Württemberg so allgemein nicht stimmt.

Oder ist die Lösung einfacher? Liegt sie vielleicht in der Biographie von Charlotte Reihen begründet, worauf mich der württembergische Prälat Rolf Scheffbuch aufmerksam machte? Die Familie Reihlen besaß Ländereien in Stuttgart, die dem Bau des dortigen Hauptbahnhofs zum Opfer fielen. Die Malerin (oder Auftraggeberin des Gemäldes) brachte spätere wirtschaftliche Schwierigkeiten der Familie mit dieser Enteignung zusammen, so daß nun die Eisenbahn auf dem Bild schnurstracks in die Hölle fährt! Andere haben hier wieder Anderes vermutet!

Zurück zu unserem Text! Das Zwei-Wege-Schema ist schon bei Griechen und Juden verbreitet. Es ist ein Bild für die ethische Entscheidung des Menschen zum Guten oder Bösen mit den entsprechenden Folgen. Matthäus denkt bei der Aufnahme dieses Bildes wohl nicht daran, daß Gott möglichst Viele zur Verdammnis bestimmt hat. Im Gegenteil: Matthäus möchte auf die Dringlichkeit der Einladung Jesu hinweisen, zu ihrer Annahme ermuntern! Gottes Einladung ist ein Wunder! Ihr Wundercharakter wird auch durch die Rede von den ‚Wenigen' unterstrichen!

Bei aller näheren Bestimmung, was der ‚breite' und was der ‚schmale' Weg ist, sollten wir uns stets dessen bewußt sein, daß wir da mit unserer Person mit im Spiel sind! Das ist nicht einfach ein Zeichen für unsere Unvollkommenheit, sondern für unsere Freiheit. Gott will, daß wir uns da Gedanken machen! Stellen wir uns einmal vor, wie das Gemälde bei einem ‚Liberalen' oder bei einem Verfechter von ‚Frieden schaffen ohne Waffen' aussehen würde. Wer würde jeweils auf der rechten oder linken Seite des Bildes sitzen?

Könnte es aber sein, daß Gott anders denkt als wir? Daß Gott gerade die nicht verdammt, die wir verdammen? Martin Luther hat davon etwas Wichtiges geahnt, wenn er im ‚Bekenntnis vom Abendmahl Christi' 1528 schreibt:

> *Nichts ist so klein, Gott ist noch kleiner;*
> *Nichts ist so groß, Gott ist noch größer;*
> *Nichts ist so kurz, Gott ist noch kürzer;*
> *Nichts ist so lang, Gott ist noch länger...*
> *Gott ist ein unaussprechlich Wesen über und außer allem, das man nennen oder denken kann.*

Das gibt Gelassenheit. Das macht all unser Rechnen und Berechnen klein und – so hoffe ich – unsere Freude über Unverhofftes, Geschenktes groß.

Lukas 17,21b: ‚... mitten unter Euch'!

Jesus spricht: ... *Das Reich Gottes ist mitten unter euch!*

Schon im Mittelalter gab es bestimmte Sonntage, an denen in besonderem Maße von der Zukunft der Welt und ihrem endlichen Abschluß in Lesungen (‚Perikopen') und Predigten die Rede sein sollte. So verwies zum Beispiel der Zweite Advent symbolisch auf das ‚Zweite Kommen Christi zum Gericht' (im Unterschied zum ‚Ersten Kommen ins Fleisch'). Die ‚altkirchliche' Perikope für den Zweiten Advent war Lukas 21,25-36. In diesem Text ist von ‚Vorzeichen' die Rede, die die Wiederkehr Christi einst ankündigen sollen.

1896 erfolgte mit der sog. ‚Eisenacher Perikopenreihe' eine Modernisierung der Perikopenordnung. Texte, die der modernen Weltanschauung widersprachen (z.B. Wundergeschichten), traten jetzt zurück. Für den Zweiten Advent sah man Lukas 17,20-30 vor. Hier ist auch von der Wiederkunft Christi die Rede. Allerdings verschiebt sich mit der veränderten Textauswahl auch der Akzent homiletischer und katechetischer Bemühungen: Statt von den Vorzeichen und der unmittelbaren Nähe des Reiches Gottes ist hier – besonders in der damaligen Fassung der Luther-Bibel – eher von der geistigen, immateriellen Qualität dieses Reiches die Rede: *Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Man wird auch nicht sagen: Siehe hier! Oder: Dort ist es! Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch* (Lukas 17,20f.).[1] „Die Vorstellung eines sinnlich-transzendenten Einbruchs des Gottesreiches in diese Welt zu einem nahen zukünftigen Zeitpunkt war hier zugunsten der Abweisung falscher, und zwar gerade allzu konkreter Vorstellungen vom Reich Gottes preisgegeben worden. Darin lag eine deutliche Zurücknahme der älteren Auslegung des Begriffs ‚Reich Gottes': Der neue Text ließ mehr Raum für die aufgeklärte Vorstellung von einem innerweltlichen Gottesreich, das in langsamer Vervollkommnung seiner fernen Vollendung entgegenreifte."[2]

Außerbiblische Anschauungsformen

Es gibt bekanntlich nicht nur die Theologie der ‚zünftigen' Theologinnen und Theologen. Außerdem wird nicht nur von der Kanzel in der Kirche gepredigt. Auch dienen nicht nur ‚Anschauungsformen aus der Bibel und ihrem Kulturkreis' der Verkündigung der ‚Letzten Dinge', die sich im ausgehenden 19. Jahrhundert ja nicht mehr allein auf das jüdisch-christliche Erbe beziehen. Zu den ‚Letzten Dingen' gehört das Reich Gottes ebenso wie Vorstellungen vom sozialistischen Zukunftsstaat sowie die Fragen des individuellen Fortlebens nach dem Tode usw. Als Beispiel einer vielgestaltigen eschatologischen Predigt soll uns die Eisenbahn-Metaphorik dienen![3]

Die Eisenbahn als ‚Fascinosum'

In dem bekannten Spiritual Swing low, sweet chariot (‚Schwing sanft, geliebter Wagen')4 stellt sich ein Negersklave seine Reise zum Himmel wie die Fahrt in einem komfortablen Pullmann-Wagen vor. Für ihn ist das ein unbeschreibliches Gefühl der Freude:

(Refrain)
Schwing sanft, geliebter Wagen,
Komm, mich heimzutragen,
Schwing sanft, geliebter Wagen,
Komm, mich heimzutragen.

Ich sah übern Jordan, und was hab ich gesehn?
Komm, mich heimzutragen,
Eine Band von Engeln mir entgegengehn.
Komm, mich heimzutragen.

Wenn du eher dort bist, als ich es kann,
Komm, mich heimzutragen,
Sag all meinen Freunden, ich käm später an,
Komm, mich heimzutragen.

Der schönste Tag, den ich gesehen hab,
Komm, mich heimzutragen,

Als Jesus wusch meine Sünden ab,
Komm, mich heimzutragen.

Ähnliche Gefühle begegnen in *The Gospel Train* (Der ‚Evangeliums-Zug'):

(Refrain)
Einsteigen, Kinder,
Einsteigen, Kinder,
Einsteigen, Kinder,
Hier ist noch Platz für viele.

Der Evangeliums-Zug kommt,
Ich hör' ihn gerade nahn,
Ich hör' die Räder sich drehn
Und durch das Land rattern.

Er nähert sich jetzt dem Bahnhof,
O Sünder, sei doch klug,
Komm und nimm deinen Fahrschein,
Halt dich bereit für den Zug.

Das Fahrgeld ist billig, und alle können mit,
Die Reichen und Armen sind dabei,
Der Zug hat keine zweite Klasse,
Keinen Unterschied im Preis.

Bald werden wir die Station erreichen,
O, wie werden wir dann singen
Mit dem ganzen Himmelsheer,
Wir werden den Himmel zum Klingen bringen.

Wir werden jubeln nach all unserm Kummer
Und singen in alle Ewigkeit,
Mit Christus und seinem ganzen Heer
An jenem himmlischen Ufer.

Der folgende Spiritual *This Train* (‚Dieser Zug') enthält auch so etwas wie eine konkrete ‚eschatologische Ethik':

Dieser Zug fährt in den Himmel, dieser Zug.
Dieser Zug fährt in den Himmel, dieser Zug,
Dieser Zug fährt in den Himmel,
Wenn du mitwillst, mußt du heilig sein, dieser Zug.

Dieser Zug hat keinen Zuschlag, dieser Zug,
Nimm keinen andern als diesen Sonderzug.

Dieser Zug nimmt keine Schlafmützen mit, dieser Zug,
Er nimmt nur die gerechtfertigten Menschen mit, dieser Zug.

Dieser Zug nimmt keine Kartenspieler mit, dieser Zug,
Dieser Zug nimmt keine Zigarettenraucher mit, dieser Zug.

Dieser Zug fährt in den Himmel, dieser Zug,
Wenn du mitwillst, mußt du heilig sein, dieser Zug.

Auch in unseren Breiten war gerade die Eisenbahn das Symbol für den Anbruch der neuen Zeit! Die Dampflokomotive zog fast religiöse Gefühle auf sich. 1843 schrieb Heinrich Heine: *Mit der Eisenbahn beginnt ein neuer Abschnitt in der Weltgeschichte, und unsere Generation darf sich rühmen, daß sie dabei gewesen.* Friedrich List legte 1878 noch einen Zahn zu: *Durch die neuen Transportmittel wird der Mensch ein unendlich glücklicheres, vermögenderes, vollkommeneres Wesen.* Es entsteht ein neuer Kult mit neuen Kultbauten: Der Bahnhof wird zum Tempel! Ein Zitat: *Bahnhöfe sind die schön-*

sten Kirchen der Welt, in denen sich die Religion des Jahrhunderts entfaltet: die Religion der Eisenbahn. Wenn ich mir da die neu renovierten Hauptbahnhöfe in Darmstadt und Frankfurt am Main unter diesem Gesichtspunkt anschaue: In der Tat wurden damals Kirchen- und Bahnhofskuppeln einander angeglichen. Und solche Kuppeln sind so etwas wie ein Ersatzhimmel! Man denke nur an die Barockkuppeln.

Noch einen Schritt weiter! Das Reich Gottes hat es auch mit der *Gleichheit der Menschen* zu tun. Mit der Eisenbahn wurde damals auch ein gleichmacherischer Moment verbunden. Ein Schweizer Wochenblatt vermerkte: *Selbst der Kaiser von Rußland vermag sich vor den Handwerksgesellen mit spärlichem Wochenlohn durch Schnellreisen nicht mehr auszuzeichnen.* Schließlich brachte der liberale protestantische Theologe Richard Rothe die ‚Religion der Eisenbahn' auf den Punkt:

Ich lebe in der festen Überzeugung, daß die Erfindung der Dampfwagen und der Schienenbahnen dem Reiche Christi eine weit bedeutendere positive Förderung geleistet hat als die Ausklügelung der Dogmen von Nicäa und Chalcedon.

‚Nicäa' (325 n.Chr.): Das meint die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes! Mit ‚Chalcedon' (451 n.Chr.) ist die Zwei-Naturen-Lehre Jesu, dieses ‚wahrer Gott und wahrer Mensch' gemeint. Für die Fortschrittsreligion Richard Rothes war die Erfindung der Eisenbahn also wichtiger als die beiden Grundpfeiler des christlichen Glaubens. Vielleicht hat Richard Rothe die IV. Klasse, die sog. ‚Holzklasse' nicht gekannt, die noch in meiner Jugendzeit für ‚Reisende mit Traglasten' in die Personen-Züge eingestellt wurden. Sei's drum! Die Technik als die erlösende Macht, die Eisenbahn als ihre Krippe: Das ist das ‚Evangelium' des ‚Eisernen Zeitalters'!

Die Eisenbahn als ‚Tremendum'
Die Eisenbahn als ‚Evangelium': Dem wurde freilich auch widersprochen! Zunächst lehramtlich-katholisch: Um 1845 verbot Papst Gregor IX. den Priestern, die Absolution denen zu erteilen, die ihr Leben auf diesen ‚Teufelsmaschinen' (gemeint war die Eisenbahn!) riskierten, welche die ‚Naturgesetze' über die Geschwindigkeit verletzten. Was hier als ‚Naturgesetz' galt, das bestimmte damals die Geschwindigkeit eines Pferdes. ! Etwas plakativ ausgedrückt: Für die einen hat es die Eisenbahn mit der Himmelfahrt, für die anderen mit der Höllenfahrt Jesu zu tun. Aber selbst der Vatikan in Rom hat heute einen, wenn auch bescheidenen Bahnhof!

Die Eisenbahn war das Kultbild eines Glaubens an die segnende Kraft der Wissenschaft, die Verkörperung des Szientismus. Heute überwiegen dagegen in unserer veröffentlichten Meinung – und darin unterscheiden wir uns vom 19. Jahrhundert – eher depressive Gefühle und Stimmungen im Blick auf unsere durch die Technik (z.B. Atomstrom, Klimakatastrophe, CO_2, Umweltverschmutzung) bestimmte Zivilisation. Gleichzeitig verspricht man sich aber das Heil von ‚Bildung', womit man meistens ‚Ausbildung', näherhin die Kenntnis des ‚Computers' meint. Und das, was man unter ‚Klimaschutz' versteht, hat goße finanzielle Horizonte. Kürzlich sagte mir ein Politiker: Die Deutschen sind doch stinkreich. Man muß ihnen das Geld nur aus der Tasche holen, am besten dadurch, daß man ihnen dadurch ein moralisch gutes Gewissen verschafft. Oder tun es auch die Gelder für ‚Einspeisungen', die nun statt der traditionellen E-Konzerne die lokalen Windbeutel-, Fäkalien- und Unkrautbarone oder 'Dorfmussolinis' einstreichen? Was hier getrickst, gelogen und betrogen wird, geht auf keine Kuhhaut. Es muß nur die richtige Farbe haben, am besten grün mit roten Tupfern!

Im Jahr 1866 illustrierte (oder ließ illustrieren) die zur pietistischen Hahnschen Gemeinschaft gehörende Charlotte Reihlen aus Stuttgart[5] Jesu Wort vom breiten und vom schmalen Weg (Mt. 7,13-14). Das Bild ist in zwei Hälften (links und rechts) aufgeteilt. Auf dem breiten Weg, der zur Verdammnis führt, symbolisierenden linken Seite ist oben glutrot das Jüngste Gericht abgebildet. Und genau in Richtung Jüngstes Gericht fährt dort ein Eisenbahnzug! Die Bibelsprüche, die Charlotte Reihlen in dem Bild als Kommentar hier angebracht hat (anbringen hat lassen), könnten auf die Sonntagsentheiligung durch die Eisenbahn hinweisen: Die Eisenbahn als eine ‚Allegorie der Sonntagsentheiligung'.[6]

Es entspricht dem Charakter dieses Bildes, daß bei den einzelnen ‚Stationen' auch biographische Motive gesucht wurden bzw. werden. Dies gilt auch im Blick auf die Eisenbahn. So wurde z.B. die Hypothese vertreten, daß die Familie Reihlen „einst just jenes Bodenarsenal besaß, was dann zum Bau des Stuttgarter Hauptbahnhofs enteignet wurde. Als Ungerechtigkeit erfahrene Derivation trübt hier offenkundig die Zeitwahrnehmung ein".[7]

Demgegenüber weist Friedrich Gustav Lang[8] z.B. darauf hin, daß die Reihlens die Eisenbahn als unternehmerische Chance ergriffen haben: „Keine Rede also von ‚Enteignung' oder ‚Deprivation' während Charlottes Lebenszeit!"

Bei der Spurensuche weist Lang dann auf die 1866 erstmals in Europa im Rahmen der Kriegsstrategie eingesetzten Eisenbahn hin, die schon 1861-1865 im amerikanischen Bürgerkrieg kriegsentscheidend gewesen sein soll. „Möglicherweise hat sich auch dies auf Charlotte Reihlens Bild niedergeschlagen, denn am Ende des breiten Weges gleich bei der Kriegsszene sind Negersklaven abgebildet. So scheint an dieser Stelle höchst aktuelle Zeitgeschichte verarbeitet."[9] Allerdings fehlt im deutenden Kommentar zur Eisenbahn eine solche Beziehung. Lang vermutet den Grund in einem ‚Umschwung der politischen Stimmungslage': Die 1866 zunächst angesichts des ‚Kollaps des Deutschen Bundes' herrschende ‚apokalyptische Katastrophenstimmung' habe sich schnell verflüchtigt, so daß die Eisenbahn auf dem Bild nicht mehr als Zeichen der Endzeit, sondern nur noch als Beispiel für staatlich institutionalisiertes und gesellschaftlich toleriertes ethisches Fehlverhalten (Sonntagsentheiligung) taugte. Der deutenden Phantasie sind offenbar keine Grenzen gesetzt!

Solchen Hypothesen ist allerdings ein rationalistischer Grundzug gemeinsam: Wirkungen haben ‚vernünftige', d.h. vor allem ‚technisch' zu erklärende Ursachen! Dieser Rationalismus übersieht zum Beispiel das mit großen technischen Neuerungen (z.B. um 1900 auch Autos!) verbundene ‚Tremendum' als einer auch psychosozialen Befindlichkeit, die sich auch religionskulturell ausdeuten ließ. ‚Stuttgart 21' ist kein Einzelfall! Selbst ‚Juchtenkäfer' gewinnen eschatologische Qualität!
Für solche Befindlichkeiten sei auf ein Gedicht von Justinus Kerner (1786-1862) aufmerksam gemacht, das überschrieben ist: ‚Im Eisenbahnhofe'. Das Ganze ist in Moll gestimmt: Eine gewaltige Apokalypse! Da heißt es:

Hört ihr den Pfiff, den wilden, grellen,
Es schnaubt, es rüstet sich das Tier,
Das eiserne, zum Zug, zum schnellen,
Her braust's wie ein Gewitter schier.
In seinem Bauche schafft ein Feuer,
Das schwarzen Qualm zum Himmel treibt;
Ein Bild scheint's von dem Ungeheuer,
Von dem die Offenbarung schreibt.

Spätestens hier werde ich an Charlotte Reihlen erinnert!

Bei Justinus Kerner ist die Eisenbahn Symbol für den kulturellen und menschlichen Verlust, den die Technik mit sich bringt, ein Verlust, der aber zumindest quasireligiös beklagt wird:

Dampfschnaubend Tier! Seit du geboren,
Die Poesie des Reisens flieht!
Zu Roß mit Mantelsack und Sporen
Kein Kaufherr mehr zur Messe zieht...
Kein Wandrer bald auf hoher Stelle,
Zu schauen Gottes Welt mehr weilt,
Bald alles mit des Blitzes Schnelle
An der Natur vorübereilt.

Die Kulturkritik geht schnell in die Klage, in die Buße oder in die Utopie über – je nach der eigenen Weltanschauung:

Ich klage: Mensch mit deinen Künsten
Wie machst du Erd und Himmel kalt!
Wär ich, eh du gespielt mit Dünsten,
Geboren doch im wildsten Wald!
Wo keine Axt mehr schallt, geboren,
Könnt's sein in Meeres stillem Grund,
Daß nie geworden meinen Ohren
Je was von deinen Wundern kund.
Fahr zu, o Mensch,
Treib's auf die Spitze,

Vom Dampfschiff bis zum Schiff der Luft!
Flieg mit dem mit dem Blitze!
Kommst weiter nicht als bis zur Gruft!

Soweit Justinus Kerner! „Wär ich, eh du gespielt mit Dünsten geboren doch im wildsten Wald!" Dem Jesus der Bergpredigt, auf den auch Charlotte Reihlen sich bezieht, geht es aber weder um eine Romantisierung noch um eine Verfluchung der ‚Natur'. Uns wird hier nicht eine Abkehr von der Zivilisation als solcher nahegelegt, sondern die Abkehr von den falschen Erwartungen, die durch sie hervorgerufen werden.

Zwischen Faszinosum und Tremendum

Die Ambivalenz der Eisenbahn hat z.B. Heinrich Heine[10] in der ihm eigenen Prägnanz und Ironie im Mai 1843 so zum Ausdruck gebracht: *Die Eröffnung der beiden neuen Eisenbahnen, wovon die eine nach Orléans, die andere nach Rouen führt, verursacht hier eine Erschütterung, die jeder mitempfindet, wenn er nicht etwa auf einem sozialen Isolierschemel steht. Die ganze Bevölkerung von Paris bildet in diesem Augenblick gleichsam eine Kette, wo einer dem andern den elektrischen Schlag mitteilt. Während aber die große Menge verdutzt und betäubt die äußere Erscheinung der großen Bewegungsmächte anstarrt, erfaßt den Denker ein unheimliches Grauen, wie wir es immer empfinden, wenn das Ungeheuerste geschieht, dessen Folgen unabsehbar und unberechenbar sind. Wir merken bloß, daß unsere ganze Existenz in neue Gleise fortgerissen, fortgeschleudert wird, daß neue Verhältnisse, Freuden und Drangsale uns erwarten, und das Unbekannte übt seinen schauerlichen Reiz, verlockend und zugleich beängstigend. So muß unsern Vätern zu Mut gewesen sein, als Amerika entdeckt wurde, als die Erfindung des Pulvers sich durch ihre ersten Schüsse ankündigte, als die Buchdruckerei die ersten Aushängebogen des göttlichen Wortes in die Welt schickte. Die Eisenbahnen sind wieder ein solches providentielles Ereignis, daß der Menschheit einen neuen Umschwung gibt, das die Farbe und Gestalt des Lebens verändert; es beginnt ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte, und unsre Generation darf sich rühmen, daß sie dabei gewesen. Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unsrer Anschauungsweise und in unsern Vorstellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahnen wird der Raum getötet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig. Hätten wir nur Geld genug, um auch letztere anständig zu töten! In vierthalb Stunden reist man jetzt nach Orléans, in ebensoviel Stunden nach Rouen. Was wird das erst geben, wenn die Linien nach Belgien und Deutschland ausgeführt und mit den dortigen Bahnen verbunden sein werden! Mir ist, als kämen die Berge und Wälder aller Länder auf Paris angerückt. Ich rieche schon den Duft der deutschen Linden; vor meiner Thüre brandet die Nordsee."*

Unterwegs zur Eindeutigkeit!

Wie sieht das ‚Reich Gottes' in seinen säkularen Varianten konkret aus? In seinem Buch ‚Der sozialdemokratische Staat' von 1891 benutzt Oswald Köhler (geb. 1851), Parteimitglied der SPD aus Liegnitz (Schlesien), die Eisenbahn als Beispiel für präzises Nachdenken über den sozialistischen Zukunftsstaat.[11] Dies war für ihn keine müßige Spielerei, sondern ernsthafte Vorbereitung auf den Eventualfall der Revolution. Wie sahen Köhlers detaillierte Regelungen für den sozialistischen Eisenbahnverkehr konkret aus? „Die Dauer des normalen Eisenbahnverkehrs der Eisenbahn ist auf 15 Stunden, von morgens 6 Uhr bis abends 9 Uhr (sonntags und feiertags im Sommer vom 1. Mai bis 1. September auf 21 Stunden von morgens 4 Uhr bis nachts 1 Uhr) normiert, nach welcher Richtschnur die Fahrpläne aufgestellt werden müssen. Die Arbeitszeit der im Eisenbahn- und Postwesen usw. tätigen Personen ist im Durchschnitt dieselbe wie bei allen anderen Tätigkeitszweigen, d.h. es liegen ihren Festsetzungen der Durchschnittssatz von fünf Stunden zugrunde. Bei denjenigen Dienstarten des Verkehrswesens, bei denen eine Ablösung von fünf zu fünf Stunden nicht möglich ist, darf die Gesamtzahl der Dienststunden pro Monat gleichwohl die festgesetzte Monatssumme nicht übersteigen."

Eschatologie im Erbe

Die Sozialdemokratie war davon überzeugt, daß der Sozialismus weltgeschichtlich die Nachfolge des Christentums antreten werde. Der Inhalt der Erbschaft: Die Zukunftserwartung einer neuen Welt, nunmehr auf Erden durch die sozialistische Revolution realisiert. Dennoch bindet – bei allen Differenzierungen – auf der weltanschaulichen Ebene der Vorstellungshorizont jüdisch-christlicher Eschatologie das Moment der Kontinuität: Auch bei allen inhaltlichen Umbesetzungen zeigt sich eine Verwandtschaft zwischen normativen jüdisch-christlichen und sozialistischen Erwartungen an die Zu-

kunft. In einer Rezension des genannten Buches von Lucian Hölscher (FAZ 20.7.1989) weist Trutz Rendtorff z.B. auf Karl Barth und Ernst Bloch hin: „Wenn Karl Barth 1922 von der ‚Opposition gegen das Bestehende' überhaupt spricht, wenn bei ihm der auch bei Ernst Bloch auftauchende Satz zu lesen ist, das Bestehende sei immer das Böse, dann zeigt sich doch auch: Kritik. Veränderung und Überwindung des Bestehenden konnten in theologischen und kirchlichen Kreisen zu einem Leitmotiv werden, das, mentalitätsgeschichtlich gesehen, den Resonanzboden abgibt, auf dem sich das Gefühl einer Verwandtschaft zwischen Christentum und ‚linker' Politik einzustellen vermochte... Immerhin ist heute eine normativ besetzte Zukunftserwartung einer durch Kritik und Veränderung des ‚Bestehenden' heraufzuführenden besseren, gerechteren neuen Welt ein starkes Motiv im Protestantismus. Und es wird auch ohne die Deckung durch die wissenschaftliche Theologie in den ökumenischen Versammlungen der Gegenwart eifrig von einer aktivistischen Reich-Gottes-Terminologie Gebrauch gemacht. Die Suche nach Zukunftsbildern ist heute an ganz anderen Themen als um die Jahrhundertwende [1900] orientiert, macht aber auch angesichts etwa der ökologischen Krisenphänomene wiederum von eschatologisch-apokalyptischen Vorstellungen Gebrauch." Soweit Trutz Rendtorff 1989. Wir sehen: Die zum Beispiel von dem ersten Gießener Professor für Praktische Theologie von Johannes Gottschick (1847-1907) vertretene These, man könne ‚eine ganze Predigt von Jesu Gottessohnschaft usw.' halten, auch ohne diese ‚Stichworte' zu gebrauchen, ist in gewissem Sinne umkehrbar! Man kann politische und gesellschaftliche Phänomene durch ihre Gleichsetzung mit biblischen Begriffe auch ‚religiös' aufladen. Aber auch dies hat homiletische und katechetische Vorbilder: Zu allen Zeiten hat man immer wieder die in der Bibel angegebenen Vorzeichen des Weltendes unmittelbar auf die verschiedenen Krisenphänomene der jeweiligen Zeiten bezogen und diese so auch in religiöse Deutungssysteme einbezogen. So predigte nicht nur Pfarrer O. Heinzelmann aus Boytzenburg in Ungarn 1875 über apokalyptische Vorzeichen: „Diese düsteren Zeichen sind deutlich da! Ob sie zunehmen – ob sie noch einmal überwunden werden, wer will das mit Sicherheit behaupten"? Ver.di will da mit Jesus lieber einen Tarifabschluß!

Anmerkungen:

1 In der revidierten Luther-Bibel (1984) heißt es: „Denn siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch" (V 21b).
2 Lucian Hölscher, Weltgericht oder Revolution. Protestantische und sozialistische Zukunftsvorstellungen im deutschen Kaiserreich, Stuttgart 1989, S. 48.
3 Vgl. Karl Dienst, Bergpredigt und Eisenbahn, in: Der Evangelische Erzieher 37, 1985, S. 190-194.
4 Theo Lehmann, Nobody knows. Nigro Spirituels, Leipzig o.J. Texte: S. 147, 150f., 155.
5 Zu Entstehung, Konzeption und Geschichte dieses Bildes vgl. Friedrich Gustav Lang, Geschichte und Konzeption von Charlotte Reihlens Zwei-Wege-Bild, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte, 110. Jg., Stuttgart 2010, S. 305-367.
6 Martin Scharfe, Die Religion des Volkes. Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus, Gütersloh 1980, S. 87.
7 Volker Drehsen, ‚Des Geistes wandelnder Altar'. Religionspraktische Folgen aus der Begegnung von Frömmigkeit und Eisenbahn im 19. Jahrhundert, in: Grund- und Grenzfragen der praktischen Theologie (Pastoraltheologische Informationen Bd. 12.1 = Folge 28), Passau 1992, S. 57-82; hier S. 61f.
8 Lang, Geschichte (wie Anm. 5), S. 347f.
9 Lang, Geschichte (wie Anm. 5), S. 348.
10 Heinrich Heine, Lutezia. Zweiter Teil. LVII (Ed. Elster , Bd. 6, S. 359f.), 5.5.1843.
11 Hölscher, Weltgericht (wie Anm. 2), S. 395f.

Offenbarung 4,11 und 5,13: Lob und Preis!

Herr, unser Gott, du bist würdig, zu nehmen Preis und Ehre und Kraft; denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen waren sie und wurden sie geschaffen. Und jedes Geschöpf, das im Himmel ist und auf Erden und unter der Erde und auf dem Meer und alles, was darin ist, hörte ich, der Seher Johannes, sagen: Dem, der auf dem Thron sitzt, und dem Lamm, Jesus Christus, sei Lob und Ehre und Preis und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit!
(Martinskirche DA, 27.8.2006: 10 Jahre Rinck-Gesellschaft)

Im Darmstädter Komponistenviertel gibt es einen Weg mit seinem Namen. Auf dem Alten Friedhof ist seine Grabstätte noch erhalten. Und im neuen „Darmstädter Stadtlexikon" ist er zu finden: Der 1770 in Elgersburg in Thüringen geborene und 1846 in Darmstadt verstorbene „Großherzoglich Hessische Cantor, Hoforganist wie auch Kammer-Musici" Dr. Johann Christian Heinrich Rinck. 1805 von Gießen als Kantor und Organist an die Darmstädter Stadtkirche und als Musiklehrer am Paedagog und an der Stadtschule berufen, war er als Geiger auch Mitglied der großherzoglichen Hofkapelle und seit 1813 Hoforganist an der Schloßkirche. Zu seiner Zeit galt Rinck als einer der hervorragendsten Orgellehrer Deutschlands. Er komponierte – neben weltlicher Musik – zahlreiche Orgelwerke für die gottesdienstliche Praxis, er war als Orgelbauexperte und als „Examinator der Schulkandidaten der Provinz Starkenburg" für das Großherzogtum Hessen tätig und hatte an der Herausgabe des Hessischen Gesangbuchs von 1814 großen Anteil, für das er das entsprechende Choralbuch und das jede Gemeinde verpflichtende Präludienlbuch zusammenstellte. Im Klartext: Jede evangelische Gemeinde des Großherzogtums Hessen hörte an jedem Sonntag Rinck! Ein heute kaum noch faßbarer Gedanke. Rinck wieder als eine zeitüberdauernde Persönlichkeit des Darmstädter Lebens und seiner Religionskultur ins Gedächtnis zu rufen: Darum geht es auch der 1996 in Darmstadt gegründeten Christian-Heinrich-Rinck-Gesellschaft", deren zehnjähriges Bestehen mit einer „Rinck-Woche" begangen wird.

Rinck und die Kirchenmusik: In seiner „Selbstbiographie" von 1833 schreibt Rinck: „Persönliche Neigung, Geschmack, frühere Jugendbildung und früheres Bedürfnis leiteten meine Phantasie hauptsächlich auf die Bearbeitung von Kirchenmusik". Ein großer Teil seines Schaffens galt den Lehrern, die als Organisten landauf landab die Orgel im Gottesdienst spielten. Ihnen wollte er helfen!

Der Gottesdienst war Rinck wichtig! War er damit aber nicht schon zu seiner Zeit ein ‚Ausnahme-Protestant'? Um 1860 schreibt der spätere Gießener Kirchenrat Georg Schlosser über den Darmstädter Kirchenbesuch: „Sonntags war die Hofloge in der Hofkirche nur schwach besetzt: Die Großherzogin Mathilde war katholisch, und der Großherzog Ludwig III., ein rechter Darmstädter Spießer, war unkirchlich". Der Darmstädter Hofgerichtsadvokat Buchner fiel bei seinem sonntäglichen Gottesdienstbesuch dadurch auf, daß er das Gesangbuch sichtbar in der Hand trug, was Schlosser als ein Bekenntnis wertete.
Protestanten und Gottesdienst: Das ist kein problemloses Thema! „Ich gehe in den Gottesdienst, wenn ich dazu das Bedürfnis habe!" So habe ich es als Pfarrer in Gießen oft gehört. Und das Bedürfnis hatten manche Protestanten kaum!

Nun feiern wir in diesem Gottesdienst das Heilige Abendmahl! Jesus Christus lädt uns als Gäste an seinen Tisch. In der orthodoxen, in der römisch-katholischen, in der anglikanischen und in der lutherischen Abendmahlsliturgie heißt es:

> *„Wahrhaft würdig und recht, billig und heilsam ists,*
> *daß wir dir, heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott,*
> *allezeit und allenthalben Dank sagen durch Christum, unsern Herren...*
> *Durch welchen deine Majestät loben die Engel,*
> *anbeten die Herrschaften, fürchten die Mächte;*
> *die Himmel und aller Himmel Kräfte samt den seligen Seraphim*
> *mit einhelligem Jubel dich preisen.*
> *Mit ihnen laß auch unsre Stimmen uns vereinen*
> *Und anbetend ohn' Ende lobsingen".*

Ein großartiges Bild in einer poetischen Sprache! Gemeinsam mit Gott und seinem himmlischen Hofstaat feiern wir hier in der Kirche als dem sichtbar gewordenen neuen Jerusalem Gottesdienst! Wir haben das bestimmt schon einmal gesehen: Die Kirchengebäude vor allem des Mittelalters bergen

nicht nur die Schar der irdischen Gottesdienstbesucher. Mosaiken, Gemälde oder Plastiken von Heiligen und Engeln an den Wänden, in den Fenstern und in den Gewölben repräsentieren zugleich Gottes himmlischen Hofstaat, in den die irdische Gemeinde einbezogen wird. Mit den Tausenden von Engeln und den unzähligen bereits Vollendeten bilden die noch lebenden Gläubigen die Festversammlung des himmlischen Jerusalem, einen ewigen Gottesdienst, von dem auch in der Offenbarung des Johannes die Rede ist.

Und wir werden aufgefordert, unsere Stimmen mit dem anbetenden Lobpreis der Engel, Herrschaften und Mächte des Himmels zu vereinen. Wir werden so zu Teilnehmern der „himmlischen Liturgie". Die Offenbarung des Johannes berichtet von „himmlischer Musik", von Liedern und von Instrumentalmusik im „himmlischen Jerusalem".

An diesem großartigen Bild haben die Künstler weitergearbeitet und auch die Orgel in diese „himmlische Musik" mit einbezogen.

Die Orgel ist zum einen das Instrument der Engel, in deren Lobgesang auch die Menschen einstimmen. Die Orgel ist aber nicht nur das Musikinstrument der Engel, sondern auch der Ersatz für die Harfen der Sänger auf dem Zionsberg. Sie ist also auch das Begleitinstrument der erlösten – oder künftig erlösten – Menschen.

Freilich dienten die Orgeln anfangs nicht eigentlich der Begleitung des Gemeindegesangs, wie das heute der Fall ist. Dieser wurde vom Kantor und den Schülern angeführt. Die Orgel wechselte als selbständige Stimme mit den Gesängen der Gemeinde ab und besorgte zugleich deren Intonation. Dies ist auch noch für Rincks Komponieren wichtig!

Wir reden heute viel von Ökumene! Wir sollten allerdings dabei gerade den Gottesdienst nicht vergessen! Hier haben wir Protestanten einen großen Nachholbedarf! Für das biblische Verständnis ist Gottesdienst mehr als z. B. ein mit Liedern garnierter Lehrvortrag. In Darmstadt darf man z. B. auch auf den Gottesdienst der orthodoxen Christen hinweisen, auch wenn er die Orgel nicht kennt. Der *orthodoxe Gottesdienst* erinnert mich in seiner Buntheit, Lebendigkeit und in seinen Wiederholungen liturgischer Stücke eher an einen orientalischen Basar als an einen nüchtern-steifen, protestantisch-reformierten Gottesdienst zum Beispiel in Genf oder in der ehemaligen Kurpfalz. Beim orthodoxen Gottesdienst hat man den Eindruck: Hier kommt ein Stück Jenseits in Diesseits! Symbole, Gebärden, Farben, Gewänder und Prozessionen, lange Gebete und ergreifende Gesänge: In ihnen spiegelt sich ein Stück des Himmels wider. Da wird die Offenbarung des Johannes wörtlich genommen. Im Gottesdienst geschieht ein Stück Verwandlung der Welt, ja des ganzen Kosmos. Deshalb ist der Besuch des Gottesdienstes für orthodoxe Christen die Christenpflicht überhaupt!

Demgegenüber geht es bei den *Protestanten* verschiedenster Couleur meist legerer zu. Allerdings ist die der heutigen römisch-katholischen Messe nahestehende lutherische Messe keine Neuschöpfung der Reformationszeit, sondern eine Reform der abendländischen Messe. Dagegen haben die sogenannten „Reformierten", das heißt die evangelischen Christen, die sich eher auf Johannes Calvin und die Genfer Reformation berufen, weithin den einfachen mittelalterlichen Predigtgottesdienst übernommen. Hier steht die Predigt im Mittelpunkt des Gottesdienstes, der öfters nur von der Kanzel aus stattfindet. Damit der Pfarrer dort auch einmal ausruhen kann, befindet sich – wie in meiner kurpfälzisch-reformierten Heimatgemeinde Weisel bei Kaub am Rhein – in der Kanzel ein Klappstuhl. In reformierten Kirchen fehlt auch ein Altar. Wenn das Abendmahl gefeiert wird, stellt man einen Tisch hinein.

Vor allem bei den (kaum noch zu unterscheidenden) *freikirchlichen* oder *freigemeindlichen* Christen, die ihre gottesdienstliche Heimat oft im angelsächsisch-amerikanischen Raum mit seinem religionskulturellen Jahrmarkt haben, finden wir ein buntes Bild. Längst ist dessen Religionsvielfalt wieder nach Europa zurückgekehrt und hat die Zahl der christlichen Konfessionen bzw. Gruppen mit ihrer unterschiedlichen Gottesdienstpraxis erheblich vermehrt. Der ‚freie Markt' der Religionen blüht auch bei uns.

Rincks Wirken heute gedenken heißt also auch, den gottesdienstlichen Bezug seines Schaffens nicht zu vergessen. Auch im evangelischen Verständnis ist Gottesdienst mehr als eine „Lehrveranstaltung", auch mehr als ein Konzert im Kirchenraum! Daran erinnert uns Rinck! Und er befindet sich da in guter Gesellschaft mit der Offenbarung des Johannes! Zusammen mit Gott und seinem himmlischen Hof-

staat feiert die Gemeinde Jesu Christi, feiern wir Gottesdienst in der Kirche als dem sichtbar gewordenen neuen Jerusalem! Wenn wir hier in das „Heilig, Heilig, heilig ist Gott, der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll...!“ einstimmen, stimmen wir schon heute ein in den Gesang der Engel und Erlösten. An die Stelle der Harfen der himmlischen Sänger ist die Orgel getreten. Wo sie erklingt, vereinen sich Himmel und Erde. Dazu hat auch Christian Heinrich Rinck seinen Beitrag geleistet. Halten wir ihn dadurch in Ehren, daß wir seine Musik wieder beleben! Sie darf ein Teil unseres Gottesdienstes heute sein!

Johannes 17,21: ‚Ob Christ, ob Jud, ob Hottentott'?

... auf daß sie alle eins seien.

Wer hat wem die Schau gestohlen? In der später (1917) ‚Unionskirche' genannten, durch Aufnahme von Anregungen von Matthias Merian 1667-1677 zu einer Bilderkirche umgestalteten Idsteiner St. Martinskirche sang im Vereinigungsgottesdienst der Lutheraner und Reformierten im damaligen Herzogtum Nassau am 31.10.1817 der Chor:

Darum feiern mit Begeisterung –
Weil dieses Liebe lehrt –
Wir kirchliche Vereinigung,
Von Fürst und Volk geehrt:
O Vater, schau hernieder,
Vernimm den heißen Dank!
Dich preisen unsre Lieder
Aus vollem Herzensdrang!

Zu meiner Mainzer Studienzeit stand innen im Aula-Gebäude in großen Buchstaben: UT OMNES UNUM SINT. Damit war gemeint: Alle Wissenschaften gehören zusammen. Alltagsliturgisch verstehen wir heute darunter wohl meistens den ‚ökumenischen' Appell Jesu zumindest an die Christen, für manche heute aber auch an alle Religionen: ‚Seid einig!' Und das Wort ‚Ökumene' hat bei uns auch über den Raum der Kirchen hinaus vor allem im Alltagsweltlichen und Zivilreligiösen einen guten Klang; es ist fast zu einem ‚Geflügelten Wort', zu einem ‚Containerbegriff' nicht nur unter Christen geworden. Im Blick auf Alltagserfahrungen und Umgangssprache verstehen wir darunter in der Regel das Gemeinsame oder die Zusammenarbeit von evangelischer und katholischer Kirche. Allerdings wird diesem Alltagsverständnis von ‚Ökumene' heute schnell ein ‚Eurozentrismus' vorgeworfen! ‚Ökumene' bedeute doch viel mehr! Sie ziele auf die Zusammenführung, auf die Einheit aller getrennten Kirchen und Christen, letztlich auf das Zusammenleben aller Menschen auf dieser Erde. Was ist aber mit diesem reichlich utopisch klingenden und zudem moralisch übersättigten Verständnis von ‚Ökumene' gemeint?

Ein Blick in die Geschichte kann da nicht schaden! Darum meine Bitte: Folgt mir einmal in Gedanken in das Rheinhessen um 1800! Wir werden dort einen begeisterten ‚Ökumeniker' finden!

‚Ich hab auch die Zeitung lesen gehört!'

Rheinhessen um 1800: Es ist schon eine besondere Zeit! Der christliche Kalender ist abgeschafft. Im Departement Donnersberg gilt der französische Revolutionskalender mit seinen neuen Monats- und Tagesnamen, die die Rheinhessen ein wenig despektierlich mit „Herbsterich, Dunsterich, Frosterich usw. übersetzten. Das Jahr begann im September; die Woche war durch die Dekade ersetzt. Trotz Strafen blieben die Rheinhessen dabei: „Samstags wird die Gass' gekehrt"! Das war damals auch ein Alltagsbekenntnis zum Christentum!

Da tauchte in einem rheinhessischen Dorf folgende Nachricht aus der Hauptstadt des Departements, aus dem französisch besetzten Mainz auf: „Ich hab' auch die Zeitung lesen gehört!... In der Stadt Maynz gehen die Lutherischen und die Reformirten schon in eine Kirche zusammen und miteinander zu des Herren Tisch". Nach und nach könnten die kleinen Herden zu einer einzigen großen, zur „Vereinigungskirche" werden. Ja: Das Miteinander von Lutheranern und Reformierten im Gottesdienst könnte doch auch als Durchgangsstufe zur „Religionsvereinigung" mit den Katholiken dienen! Manche sahen aber noch ein Stück weiter über den Horizont hinaus in Richtung „Juden und Heyden"!

Das ist nicht die Vision eines Ökumene - Begeisterten unserer Tage . Sie stammt aus dem Jahr 1803 und bezieht sich auf die von den Franzosen ermöglichte Neubildung einer ‚evangelischen' (und nicht mehr ‚lutherischen' oder ‚reformierten') Kirchengemeinde in der Stadt Mainz (1802).

Gute Ideen brauchen aber einen ‚Kleinverteilungsapparat'! Man muß für sie auch bei den einfachen Christen werben. Davon ist auch Karl Philipp Held als begeisterter Anhänger einer ‚Union' zumindest zwischen Lutheranern und Reformierten überzeugt. 1753 in Eich bei Worms geboren, war er bis 1804

in Mußbach in der Pfalz, und dann an der Ägidienkirche in Speyer als Pfarrer tätig. Seit 1806 war er Präsident des dortigen reformierten Lokalkonsistoriums. Für ihn ist auch das Theater ein Medium kirchlicher Werbung! Held wählt –zunächst anonym- den Weg eines ‚literarischen Dramas' in drei Akten, um die Notwendigkeit einer ‚Religionsvereinigung' aus der Perspektive der Landbevölkerung darzustellen und, unter Berufung auf das Vorbild von Mainz, weitere Kreise für diese ‚Religionsvereinigung' zu begeistern. Der Titel seines Theaterstückes lautet: *Über die Religionsvereinigung. Oder: Die Ursel hat Recht. In lebendigen Vorstellungen aus der fränkischen Republik von einem Mitbürger derselben dem gemeinen Volk gewidmet im 11ten Jahr der Republik* (1803).

Der Vorhang geht auf....!
Wir sitzen jetzt zusammen im ‚Salle de Reunion' des Dorfes X ! Der Vorhang geht auf!

1. Akt, 1. Szene: Da philosophiert ein aufgeklärter Staatsrat über die Religion. Diese muß das ewige Menschenwohl fördern, so wie der Staat das zeitliche. Die Religion unterstützt dabei den Staat. Aber: Die einzelnen ‚Religionen' – damit sind damals die christlichen Konfessionen gemeint! – können ihre nützliche Aufgabe im Staat nur dann erfüllen, wenn sie sich nicht gegenseitig befehden!
1. Akt, 2. Szene: Im Dorfwirtshaus trifft ein ‚Fremder' mit katholischen Bauersleuten zusammen. Durch diesen Fremden trägt Held seine Meinung über die ‚Religionsvereinigung' vor: Nach und nach könnten doch die ‚kleinen Herden' zu einer einzigen großen, zur ‚Vereinigungskirche' werden. Heiligenverehrung, Privatbeichte und Fasten müßten darum nicht gleich abgeschafft werden; allerdings hätte sich die katholische Bevölkerung mit der Priesterehe zu befreunden.
1. Akt, 3. Szene: Jetzt endlich wird die eigentliche, das ‚Drama' tragende Handlung durch ein Zwiegespräch zweier lutherischer Bauern eröffnet, die in ‚evangelischer Mischehe' leben; sie sind nämlich mit reformierten Frauen verheiratet. Dem damaligen Brauch entsprechend müssen die Kinder aus solchen ‚Mischehen' in verschiedene Kirchen und Schulen geschickt werden: die Jungen nach der Konfession des Vaters, die Mädchen nach der Konfession der Mutter. Dies ist eine Quelle fortdauernden Haders namentlich im Haus des lutherischen Bauern Hans und seiner reformierten Frau Ursel, die gegen diese Situation lebhaft aufbegehrt. In der Figur des ‚Unbekannten' schlägt Held hierzu vor, die beiden Konfessionsschulen doch zu einer einzigen zusammenzulegen.

Zweiter Akt:. Hier läßt Held einen evangelischen und einen katholischen Professor miteinander diskutieren. Man merkt gleich Helds Absicht: Auch wenn der Katholik anfangs den Absolutheitsanspruch der römisch-katholischen Kirche vertritt: Er findet sich schnell mit dem Protestanten auf einem gemeinsamen Boden zusammen: in der Bereitschaft zur Kirchenreform. Dabei verlangt ihm der Protestant nicht Weniges ab: Wegfall der Privatbeichte, Einrichtung der Priesterehe, Gewährung der Glaubensfreiheit, Beschränkung des Papsttums auf die zentrale Durchführung der Kirchenreform und Übergang der kirchlichen Schulen in die Hände des Staates. Das Streitgespräch gipfelt fast hymnisch! Der Protestant bekennt: *Auch Pabst, Luther, Calvin und Zwingel, Christ und Jude, und vielleicht der Heyde auch arbeiteten dann auf eine Seeligkeit hin. Alles böte einander die Hände, um ein Hirt und eine Herde zu werden.* Der Katholik stimmt mit Emphase ein: *O, wenn das ist, so bin ich auch Protestant. Solch ein Protestantismus lebe!* Später, als Deutschland die Kolonie Südwestafrika in Besitz nahm, wird das noch griffiger formuliert: *Ob Christ, ob Jud, ob Hottentott: Wir glauben all an einen Gott!* Daß Luthers Glaubenslied „Wir glauben all an einen Gott" im ‚Pfälzischen Gesangbuch' so umgedichtet worden sei, ist ein – wenn auch zäh sich am Leben haltendes – Gerücht!

Der 3. und letzte Akt bringt den Höhepunkt des ‚Literarischen Dramas'. Von dem Vereinigungsvorschlag jenes ‚Fremden' ebenso beeindruckt wie von dem Ergebnis der Disputation der beiden Theologen, und begeistert von den neuesten Nachrichten aus Mainz, machen die beiden lutherischen Bauern eine ‚Bekehrung' durch. Bei der öffentlichen Verkündung der ‚Organischen Artikel' (1802) beteiligen sie sich gerne an dem Vivat der Mainzer auf Napoleon als den Garanten des Friedens. Denn: *„Von nun an kann ja in allen Tempeln eine vernünftige Andacht glühen, so vielleicht, daß man sie ohne Unterschied besuchen und mit allen Völkern Gott loben kann"*. Die beiden Bauersleute sind jetzt fest entschlossen, in dieser Richtung selbst aktiv zu werden. Hatte früher vor allem der lutherische Bauer Hans das alte Recht der beiden getrennten Konfessionen für unantastbar gehalten und den Wunsch seiner Frau Ursel nach Überwindung der konfessionellen Trennungen abgewiesen, so bekennt er jetzt fast hymnisch: „Die Ursel hat Recht!" Die beiden Bauern wollen nun in ihrem Dorf darauf hinwirken,

daß die beiden evangelischen Kirchen und Schulen zu einer einzigen vereinigt werden. Dann wird der konfessionelle Friede auch in ihre Familien einkehren!

Der Rationalismus als Wegbereiter der Unionsgesinnung?
Held will auf die Weckung eines Willens zur ‚Religionsvereinigung' (zunächst) von Lutheranern und Reformierten in der Bevölkerung hinaus. Was waren aber die Triebfedern für diese Union? Waren es vor allem ökonomische, politische und familiäre Gründe? War hier ein simpler Rationalismus, ein revolutionärer Vernunftglaube am Werk? In diese Richtung könnte die folgende Äußerung des Bauern Hans weisen, die ich Euch bisher vorenthalten habe: *Mir ist es ein Thun, in welcher Kirche ich sitze. Ich höre Gottes Wort in der einen, wie in der andern; es ist ein Evangelium, ein Gesang, ein Gebet da wie dort-, ‚Unser' vorn oder hinten, was thut das. ‚Übel' und ‚Bös' ist mir auch einerley. Gott bewahre uns vor beyden. Und seitdem ich weiß, daß Christus unser Herr... an seinem Tisch keine Oblaten gegessen hat, überhaupt kein solches Brod, wie man es in unsern Kirchen sieht, sondern das Brod nahm, wie er es fand, so hab ich auch darüber keine Bedenken mehr...Würfe man die zwo Kirchen zusammen, so wäre die Sache sogleich eins*. Also: Ein Rationalismus als Wegbereiter der Unionsgesinnung? Dies ist mehr als eine rein akademische Frage, enthält doch Helds ‚Literarisches Drama' Positionen, die bis heute auch alltagspraktisches und lebensweltliches Denken und Handeln im Blick auf das ‚Ökumenische' bestimmen! Da wird schnell eine Gemeinsamkeit der Christen in Grundüberzeugungen beschworen, ohne noch groß auf die Inhalte zu achten. ‚Religion' wird auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner privatisiert.

Lautet aber Helds Position wirklich: Praktische ‚Alltagsökumene' gegen konfessionalistisch verengte ‚Amtsökumene'? Ist das ‚Ökumenische' für Held einfach das Beliebige, eine Indifferenz und Ignoranz gegenüber den Inhalten des Glaubens?

Der andere Held

Helds anonyme Schrift ‚Über die Religionsvereinigung' ist nicht sein einziges theologisches Werk. Nach 1809 hat er einen für Pfarrer, Katecheten und Lehrer sowie für den häuslichen Gebrauch bestimmten umfangreichen Kommentar zum ‚Heidelberger Katechismus' von 1563 geschrieben, der bekanntlich für die Reformierten das grundlegende katechetische Werk war. Hier redet Held gerade nicht einer bloßen Nivellierung oder Aufhebung der konfessionellen Besonderheiten das Wort. Im Gegenteil! Held ist fest davon überzeugt: „Religionsgleichgültigkeit vereinigt die Religionen [= Konfessionen] nicht, sie bewirkt gerade das Gegenteil, den völligen Unglauben, die Auflösung."

Daß Held in seinem Kommentar zum Heidelberger Katechismus der Moral und der Tugendlehre den größten Raum gibt, während die eigentliche Glaubenslehre zurücktritt, könnte zunächst in Richtung auf einen Rationalismus weisen. Das Ganze hört sich eher nach Immanuel Kants Schrift ‚Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft' an, in der er verkündete: „Alles, was außer dem guten Lebenswandel, der Mensch noch thun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes". Daraus zieht Kant dann auch eine liturgische Folgerung: „Ob der Andächtler seinen statutenmäßigen Gang zur Kirche, oder ob er eine Wallfahrt nach den Heiligthümern in Loretto oder Palästina anstellt, ob er seine Gebetsformeln mit den Lippen, oder, wie der Tibethaner..., es durch ein Gebetsrad an die himmlische Behörde bringt,... das ist alles einerlei und von gleichem Werth".

Dennoch lassen sich bei Held auch andere Akzente feststellen! Die traditionellen Kapitel der Dogmatik fehlen bei ihm nicht ganz. Er trägt allerdings die Glaubenslehre nicht in abstrakten Lehrsätzen, sondern in lebendiger, subjektiver, zum Teil sogar meditativ gehaltener Reflexion vor. Für ihn ist am Christentum –gut idealistisch- das ‚notwendig', was die wesentlichen ‚Triebe des Herzens' fordern.
Bei Helds Grundartikeln des christlichen Glaubens handelt es sich nicht einfach um eine rationalistische Reduktion. Hier spielen auch anspruchsvolle i*dealistische* Aspekte eine wichtige Rolle*: Die wahre Menschennatur treibt unaufhörlich zu Gott hin. Sie schauert vor der Gottesverleugnung, und ist nur ruhig und froh in dem Glauben an Gott.* Oder: *Die Welt ist eine traurige Ruine ohne Gott und* Ewigkeit.

Nach Helds Auffassung stiftete Jesus eine sichtbare Kirche als eine wirkliche äussere rein sittliche *gesellschaftliche Anstalt, welche durch Regel und Ordnung sich zusammen hält zur allgemeinen Veredlung der Welt.* Die Heiligkeit und das Streben nach christlicher Vollkommenheit ist für Held das wichtigste Kennzeichen der wahren Kirche, die ‚Menschen in allerley Graden der Vollkommenheit' zu

ihren Gliedern zählt. Auch Nichtchristen können dazu gehören: *Sollte ein Heyde oder Jude auch... nur an Redlichkeit, an Treue und Eifer dem Christen nicht nachstehen, so hat auch er den Geist des Christenthums; er besitzt dessen Würde.* Auch wenn Held von der höheren Vollkommenheit des Christentums überzeugt ist: Er zweifelt nicht an einer *verhältnismäßigen Seeligkeit der Heyden und der Juden.*

Trotz fortbestehender Unterschiede der Lehrbücher und der kirchlichen Gebräuche ist für Held die innere Lehreinheit zwischen Lutheranern und Reformierten so gut wie erreicht. Größere Schwierigkeiten bereitet für ihn das Verhältnis zu den Katholiken. Aber auch hier ist er um eine Verständigung bemüht*: Der Protestant nennt den Katholiken seinen Bruder, so wie viele andere"* und auch die katholischen Christen sollten im Blick auf die Protestanten dasselbe tun. Für Held wäre die Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts vermeidbar gewesen*, hätte Rom nur eine geringe Nachgiebigkeit erwiesen,* und unwesentliche Religionspuncte nicht als wesentlich behandelt.

Bleibende Problempunkte sind für Held die Heiligenverehrung, die es abzuschaffen gelte, das Papsttum und die Lehre vom Meßopfer. Die Lehre von der weltlichen Herrschaft des Papstes und von seiner kirchlichen Herrschaft durch göttliches Recht sind für ihn ausgeschlossen. Im Blick auf die Lehre vom Meßopfer erklärt Held: *Die argen Zeiten der Vermaledeyungen sind vorüber. Kann auch der Glaube nicht durchaus eins seyn; die Liebe einigt die Christen. In diesem Sinne reden wir von dem der Römischen Kirche heiligen Meßopfer.* Wären die eucharistischen Elemente nicht Gegenstand der Anbetung, sondern (gut idealistisch) nur heilige Wahrzeichen, so wäre der Zwist beizulegen. Daß das 19. Jahrhundert dann anders verlaufen ist, konnte Held noch nicht ahnen.

Ein kurzes Fazit

Karl Philipp Held ist mir ein Zeichen dafür, daß hinter einer Unionsbereitschaft und auch hinter einem Ernstnehmen der Alltagsreligiosität als treibende Kraft gerade keine simple rationalistische Reduktion mit ihrer bloßen Nivellierung oder Aufhebung der konfessionellen Besonderheiten des christlichen Glaubens zu stehen braucht. Im Gegenteil: Bei Held bleiben auch die Alltagsreligion und die Lebenswelt auf eine auch niveaumäßig anspruchsvolle konfessionelle Theologie und auf ein konfessionelles Bewußtsein bezogen. Bei seinen Unionsbemühungen kann nicht von einem Mangel an theologischer Bildung und Durchdringung gesprochen werden. Ignoranz und Indifferentismus sind für ihn kein dauerhaftes Fundament für eine ‚Religionsvereinigung'! Im Gegenteil: Held ist davon überzeugt, daß eine Nivellierung der konfessionellen Besonderheiten die ‚Religionen'

(= Konfessionen) nicht vereinigt, sondern gerade das Gegenteil bewirkt, ‚den völligen Unglauben, die Auflösung'. Synkretismus hilft nicht weiter! Auch die Alltagsreligion ist auf theologisches Profil angewiesen!

Das kann nicht einfach als ‚konfessionalistisch' abgetan werden, sondern entspricht der Achtung vor jeder Religion! Ich schließe daher gerne mit der bekannten, Christliches und Jüdisches verbindenden Kritik Franz Werfels an einem modischen Synkretismus , die er in seinem ‚Spiegelmensch' 1921 vortrug:

Eucharistisch und thomistisch,
doch daneben auch marxistisch,
theosophisch, kommunistisch,
gotisch, kleinstadtdombau – mystisch,
aktivistisch, erzbuddhistisch,
überöstlich taoistisch,
Rettung aus der Zeit – Schlamastik
Suchend in der Negerplastik,
Wort und Barrikaden wälzend,
Gott und Foxtrott fesch verschmelzend?

Dieser Kritik kann auch Karl Philipp Held zustimmen! Denn seine ‚ökumenische' Überzeugung lautet gerade: *Religionsgleichgültigkeit vereinigt die Religionen* [= Konfessionen] *nicht, sie bewirkt gerade das Gegenteil, den völligen Unglauben, die Auflösung*. Dies gilt auch für alle Arten von ‚Abkürzungsökumene', d.h. für Versuche, z.B. mit medial gesteuerten Stimmungen und Gefühlen, mit kirchenpolitischen Kompromissen, Methoden und Tricks Wahrheitsfragen entscheiden oder ihnen aus dem Weg gehen zu wollen.

Lukas 10, 38-42: Was ist not?

Es begab sich aber, da sie wandelten, ging Jesus in einen Marktflecken. Da war eine Frau mit Namen Martha, die nahm ihn auf in ihr Haus. Und sie hatte eine Schwester, die hieß Maria; die setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu. Martha aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: Herr, fragst du nicht danach, daß mich meine Schwester läßt allein dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife! Jesus aber antwortete und sprach zu ihr: Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe; eins aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden.

‚Was ist not'? Am Sonntag Invocavit 2012 hat in der Frankfurter Dreikönigskirche in einem auch im Fernsehen übertragenen Gottesdienst die Münchner Regionalbischöfin Susanne Breit-Keßler die Aktion ‚7 Wochen ohne' eröffnet, die die wieder zur ‚Fastenzeit' rückverwandelte protestantische ‚Passionszeit' als ‚Perfektionspause' im Sinne einer billigen Trivialmoral interpretiert. „Nach einem langen Arbeitstag müsse man nicht unbedingt noch ein Drei-Gänge-Menü kochen und die gesamte Wäsche erledigen", versicherte uns die hochrangige Kirchenfrau, nach eigenem Bekunden selbst eine ‚leidenschaftliche Köchin'. Es könne auch reichen, nur die Bluse für den nächsten Tag zu bügeln. Auf diesem Niveau ging es beim ‚Fasten von schlechten Angewohnheiten' weiter. Neu ist das nicht! So manche Weihnachtspredigten über den Sozialstaat, die Gentechnik, die Öko-Krise, die Banker und das Asylrecht lassen grüßen! „Sie gleichen Regierungserklärungen eines allzuständigen Klerikalgouvernements, das eine Kompetenz für globales Krisenmanagement in Anspruch nimmt" – so der Münchner Theologieprofessor Friedrich Wilhelm Graf. Allerdings trügen solche moralistische Reduktionen von Komplexität in der Regel nichts zur Bearbeitung von schwierigen Problemen und neuen Herausforderungen bei.

Frau Breit-Keßler hätte es in dieser Predigt allerdings einfacher haben können! Statt des Umwegs über die von ihr gewählte Geschichte von der Versuchung Jesu (Matth. 4,1-11) hätte sie eher auf die Geschichte von ‚Maria und Martha' (Lukas 10,38-42) zurückgreifen können! Da heißt es in einigen Bibelhandschriften statt ‚Eins ist not': ‚*Weniges ist not*'! Dies verstand z.B. der evangelische Theologe Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1781-1851) im Sinne einer volkspädagogischen Bibelauslegung so: Jesus sagt zu Martha: „Ich bin mit Wenigem – gemeint ist ein einfaches Abendessen – zufrieden." Jesus erscheint hier als Menschenfreund, der seinen Gastgebern keine besondere Mühe machen will. Bescheidenheit als eine praktische Lebensweisheit, als Moral wird hier mit Hilfe der Bibel demonstriert. Der Jesus der frommen Aufklärung paßt hier gut zu ‚7 Wochen ohne!' Aber auch zu Bayern! Dieser Theologe Paulus war übrigens 1803 nach dem Einmarsch der Bayern in Würzburg dorthin als Theologieprofessor berufen worden. Da es aber im katholischen Würzburg keine evangelischen Theologiestudenten gab, mußten die Seminaristen des katholischen Priesterseminars zur Verbreitung der Aufklärung in Bayern die Vorlesungen des evangelischen Theologen Paulus hören! 1807 ging Paulus dann als Schulrat nach Heidelberg, wo er ab 1811 als Theologieprofessor wirkte.

Im Sortiment von ‚Feinkost Käfer'

Unsere Gegenwart ist den sogenannten ‚Trendsettern', den Meinungsmachern ausgeliefert. Wo Traditionen weniger wirksam sind, springen Tagesautoritäten aus Politik, Presse, Rundfunk und Fernsehen mit ihrer Mischung aus Expertenwissen, politischer und weltanschaulicher Überzeugung, Halbbildung und auch Sensationsgier in die so entstandene Lücke. Da gibt es viele, die nicht reden, sondern uns etwas einreden wollen. Wie viele, die auf den Mainstream und populistische Plattituden geeicht sind, labern in Talkshows herum und sagen dann, was das ‚Eine' ist, das ‚not tut'. „Jeder hält sich seine Zeitung, seines Geistes Wasserleitung": so spöttelte schon Wilhelm Busch. Die Beliebigkeit des Denkens und Handelns droht jegliches Denken und Handeln zu rechtfertigen. ‚Anything goes!' Alles geht! Das oberbayrische Landhaus im Neubaugebiet von Hamburg, die altdeutsche Sitzgruppe im Prospekt eines sich modern gebenden Möbelhauses, die Karibik und China im Angebot von TUI, eingelegte Hahnenkämme und russischer Kaviar im Sortiment von ‚Feinkost Käfer' – dies alles verkündet dasselbe: Dem Wollen und dem Geschmack sind keine Grenzen gesetzt, schon gar keine von der Tradition her. Jeder soll so anerkannt werden, wie er sich selber sehen will, so emotional, so genial. Nicht wenige heutige ‚Bildungsreformer' und ‚reformpädagogen' sind der Auffassung der Klavierlehrerin Ida Hoffmann vom einstigen ‚Monte verità' der Rohköstler, Anarchisten, Naturisten, Esoteriker, Alkoholiker usw.: „In jedem schlummert ungeahntes Können nach allen Richtungen hin". „Der Dilettant ist unser Bruder im Geist, bestärkt er uns doch in der Hoffnung, daß es jeder aus sich heraus schaffen

kann. Obwohl er nur über begrenzte gesangliche Fähigkeiten verfügt, eroberte der englische Kaufhausangestellte Paul Potts 2007 als Sänger die Herzen von Millionen, weil er den Mut gehabt hatte, Puccinis ‚Nessun dorma' bei einer Talentshow ins Mikrofon zu schmettern, so gut er eben konnte. Gerüchteweise wurde ihm in zahlreichen Artikeln dafür gleich noch ein Doktortitel nachgesagt. Das Publikum promoviert seine Helden" (Thomas Rietzschel). Namentlich Dieter Bohlen hat mit seiner Show ‚Deutschland sucht den Superstar' den Dilettantismus rehabilitiert, ihn gar zum Gütesiegel erhoben. Die einzige Grenze ist das Geld, wenn man nicht nach dem Motto lebt: Strom aus der Steckdose, Geld von der Bank!

Auf dem Markt der Religionen finden wir doch Ähnliches! „Ich bin ein jüdisch-christlicher-islamischer-buddhistischer Taoist mit hinduistischen Neigungen": so verkündete es ein Fritz Hungerleider in seinem Buch ‚Mein Weg zur Mystik' (Wien 1988, 72f.). Die Christen und die Kirchen sehen sich heute weniger den Angriffen sogenannter aufgeklärter Intelligenz oder politischer Weltanschauungen ausgesetzt als dem Boom von konkurrierenden Glaubensangeboten einer meist a-christlichen oder antichristlichen Religiosität. Zu nennen sind hier zum Beispiel die Übernahme von Elementen einer indianischen ‚Erdreligion' in manchen Ökogruppen und esoterischen Zirkeln, die ‚Schamanismus'-Begeisterung und die Re-Inkarnationsvorstellungen in der New-Age-Bewegung. Zuweilen wird sogar auf das Germanentum zurückgeriffen! Bei gewissen Wohlstandsbürgern machen es auch Richard Wagners ‚Ring' und ‚Parzifal'! Da spielt übrigens auch der Antisemitismus keine Rolle! Es sieht zuweilen so aus, als ob die zentralen Fragen von Krankheit, Sterben und Tod bei uns zu einer Domäne von Esoterik und Okkultismus geworden sind!

Können wir uns als Christen, können sich die Kirchen aber diesen Trends entziehen? Erfahrungen zeigen: Ein bloßes Beharren auf Überliefertem führt schnell in einen Fundamentalismus oder in eine Sekte hinein. Auf der anderen Seite wird deutlich: Eine Reduktion des christlichen Glaubens und Hoffens auf das Politisch-Gesellschaftliche oder auf das Ökologische und den Wellness-Kult genügt ebenso wenig wie ein breites Warenhausangebot im Sinne eines ‚Marktes der Möglichkeiten'. Was tun? Uns an Maria oder eher an Martha orientieren im Sinne eines Rückzugs auf unser Inneres (so Maria) oder im Sinne einer Flucht ins Hilfswerk (so Martha)? Oder beides zusammen, wie es Christian Gregor in der Nachfolge des Grafen Zinzendorf dichtete: „Laß mich eifrig sein beflissen, dir zu dienen früh und spat; und zugleich zu deinen Füßen sitzen, wie Maria tat"? Es geht hier um das Verhältnis von Gottes Vorgaben und unseren Aufgaben! Befragen wir da zunächst Martin Luther!

Martin Luther: Unsere Aufgaben – Gottes Vorgaben

In seiner Auslegung des 147. Psalms (WA 31 I, 435ff.) schreibt Martin Luther:

„Du sollst bauen und die Stadt befestigen und dich rüsten, gut Ordnung und Regiment stellen, das beste du vermagst. Aber da siehe zu, wenn du solches getan hast, daß du dich nicht darauf verlassest... Er könnte dir wohl Korn und Früchte geben ohne dein Pflügen und Pflanzen. Aber er will es nicht tun. So will er auch nicht, daß dein Pflügen und Pflanzen Korn und Früchte geben, sondern du sollst pflügen und pflanzen und darauf einen Segen sprechen und beten also: Nun berat Gott, nun gib Korn und Frucht, lieber Herr. Unser Pflügen und Pflanzen werden es nicht geben. Es ist deine Gabe... [Also:]Nicht faul und müßig sein, auch nicht auf eigene Arbeit und Tun sich verlassen, sondern arbeiten und tun und doch alles von Gott allein erwarten".

Soweit Martin Luther. ‚Das Eine, was not ist' bedeutet für ihn also: das von Gott Gewährte und Vorgegebene wahrnehmen und annehmen. ‚Sünde' ist nicht in erster Linie Übertretung eines Gebotes, sondern das Übersehen der Gaben und der Vorgaben Gottes. Der Sünder ist in erster Linie ein Kostverächter, einer, der an Gottes Gaben und Vorgaben achtlos vorübergeht. Auf diese Gaben und Vorgaben Gottes macht Jesus auch in unserer Geschichte von Maria und Martha aufmerksam. Ja: Er selbst ist diese Gabe und Vorgabe Gottes!

Johann Heinrich Schröder: ‚Eins ist not'! Ach, Herr, dies Eine lehre mich erkennen doch...
Gehen wir 150 Jahre weiter! In unserem Gesangbuch (EG 386) befindet sich das Lied „Eins ist not!" von Johann Heinrich Schröder (1667-1699), ein Schüler des bekannten Hallenser Pietisten und Gründers des Halleschen Waisenhauses August Hermann Francke. Schröders Lied ist die Auslegung unseres Bibelabschnitts von Maria und Martha:

Wie dies Eine zu genießen, / sich Maria dort befliß,/

da sie sich zu Jesu Füßen / voller Andacht niederließ-/
ihr Herz entbrannte, dies einzig zu hören,/
was Jesus, ihr Heiland, sie wollte belehren;
ihr Alles war gänzlich in Jesus versenkt, /
und wurde ihr alles in Einem geschenkt-:
also ist auch mein Verlangen, / liebster Jesu, nur nach dir; /
laß mich treulich an dir hangen, / schenke dich zu eigen mir... (Str. 3+4a).

Das klingt gut evangelisch! Der Christ findet seine Identität vor Gott nicht durch das, was er tut und gibt, sondern durch das, was er durch das Wort Gottes empfängt.

In den Strophen 1 und 2 dieses Liedes begegnet uns aber eine andere Frömmigkeitswelt, als wir sie bei Martin Luther angetroffen haben: die Welt der Mystik. Der Mystik geht es (vereinfacht gesagt) um einen direkteren Weg zu Gott. Mystische Frömmigkeit kann diesen Weg als Weg nach innen oder als Weg nach außen verstehen. Aber beide Wege haben das gleiche Ziel: Gott in einer Weise jenseits des Verstandes zu ergreifen, mit ihm in eine ‚mystische Einung' zu kommen. Dies kann einmal durch eine ‚Innenschau' geschehen, ähnlich wie im Buddhismus oder in der (sich pädagogisch z.B. in den Waldorfschulen auswirkenden) Anthroposophie Rudolf Steiners. ‚Gott' ist im Inneren des Menschen; er ist durch Versenkung in dieses ‚Innere' erfaßbar. Der Buddha schaut auf seinen Nabel, das heißt in sich hinein. Mystik erscheint hier als Abkehr von allem Außen, als ‚Tiefe des Seins' (Paul Tillich), als ‚Versenkung', als ‚Meditation' usw.

Mystik kann aber auch der Weg nach außen sein, um Gott zu finden! Wenn sich die Seele aus dem ‚Gefängnis' des Leibes befreit hat, dann vollzieht sie eine wundersame Verklärung der Dinge, die sie erblickt. Sie steigt über die Natur, über alles Niedere empor zur ‚mystischen Einung' mit Gott. Diese ist ein unaussprechbares Hochgefühl, eine Vision, ein Traum, in dem Gott ergriffen wird, in dem sich die Seele mit Gott verbindet. Diese auf die griechische Philosophie (Neuplatonismus) zurückgehende Mystik findet sich zum Beispiel bei den Dominikanermönchen Meister Eckart und JohannesTauler sowie jetzt auch bei dem evangelischen Pfarrer Johann Heinrich Schröder, wenn er unsere Geschichte von Maria und Martha, dieses ‚Eins ist not' mit Hilfe dieser Mystik auslegt:

‚Eins ist not!' Ach Herr, dies Eine lehre mich erkennen doch;
alles andre, wie's auch scheine, ist ja nur ein schweres Joch,
darunter das Herze sich naget und plaget

und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget.
Erlang ich dies Eine, das alles ersetzt, so werd ich mit Einem in allem ergötzt.//
Seele, willst du dieses finden, / such's bei keiner Kreatur;
Laß, was irdisch ist, dahinten, / schwing dich über die Natur, /
Wo Gott und die Menschheit in Einem vereinet, /
Wo alle vollkommene Fülle erscheinet;
Da, da ist das beste notwendige Teil, /
Mein Ein und mein Alles, mein seligstes Heil (Str. 1-2).

Jesus wird hier zum großen Lehrer, der den Menschen hilft, den ‚Seelenfunken', den Gott in ihr Inneres hineingelegt hat, wieder anzufachen und zu kräftigen, damit er, aus dem ‚Gefängnis des Leibes' befreit, zum ‚Einen', zum ‚All' zurückkehren kann. Gott ist hier weniger als personales Gegenüber, als der ganz Andere gedacht. Sondern: „Wo Gott ist, da ist die Seele, und wo die Seele ist, da ist Gott" sagt Meister Eckart. ‚Gnade' ist eine von Gott in uns gewirkte Einung mit ihm.

Das alles mag uns fremd erscheinen. Aber solche mystischen Gedanken spielen auch in heutiger Schriftauslegung eine Rolle, in der Jesus zum Beispiel als Partner, Kamerad, Animateur, die Bibel als Begleiterin beim Kampf um Selbstfindung und Selbstverwirklichung, als Anregerin zu eigenen religiösen Gedanken und als Emanzipationshilfe verstanden wird.

Was tut wirklich not?

Es gibt faktisch kein einheitliches Schriftverständnis mehr. Vor allem in der praktischen Schriftauslegung hat sich längst das Recht des eigenen Blicks auf die Bibel etabliert. Man mag das bedauern, sich in die eigene religiöse Gruppe mit ihrem ‚Stallgeruch' (z.B. in sog. ‚Freie Gemeinden' oder in Sekten) zurückziehen oder gar kämpferisch die eigenen theologischen Geschütze auf den Wall bringen und sich abgrenzen, wie es in folgender Karikatur zum Ausdruck kommt: Da werden Kanonen mit der gleichen Munition geladen. Die Richtungen der Geschütze sind jeweils durch Fahnen angegeben, auf denen z.B. steht: gegen Liberale, gegen Charismatiker, gegen Fundamentalisten, gegen Feministen, gegen die historisch-kritische Bibelauslegung, gegen die Institution Kirche usw. Man beschießt sich gegenseitig aber mit der gleichen Munition. Damit ist aber die Bibel gemeint! Und als Feind ist vor allem der ‚Pluralismus' ausgemacht, die ‚Vielheit' dessen, was heute als christlich gelten soll!. Das alles hilft aber nicht weiter! Neben dem Pluralismus der Theologen gibt es längst auch einen solchen im ‚Kirchenvolk', was oft übersehen wird.

Man mag das bedauern! Ein solcher Pluralismus ist schon deshalb auch eine Belastung, weil da nur zu oft die Frage nach der Wahrheit beiseite geschoben wird! Ich erinnere aber auch an den bekannten schwäbischen Theologen Michael Hahn (1758-1819), der einem Pfarrer schrieb: *„Als ich einmal durch den Wald lief, sah ich allerlei Vögel in verschiedenen Farben. Als ich auf ihren Gesang merkte, so hatten sie auch verschiedene Stimmen. Wenn aber Sie, lieber Bruder, der Schöpfer gewesen wären, Sie hätten alles einfärbig gemacht, und ein Vogel hätte müssen sein im Pfeifen wie der andere!"* Hier erscheint die Vielfalt als ein Geschenk Gottes, als eine Bereicherung der Christenheit. Von dem Heidelberger Theologen und Religionsphilosophen Ernst Troeltsch stammt folgender Satz: *„Eine Wahrheit, die in erster Linie Wahrheit für uns ist, ist darum doch Wahrheit und Leben... Das göttliche Leben ist in unserer irdischen Erfahrung nicht ein Eines, sondern ein Vieles. Das Eine im Vielen zu ahnen, das aber ist das Wesen der Liebe".* Ich halte diese Worte aus dem Jahr 1911 auch heute noch für eine bedenkenswerte Auslegung unserer Geschichte von Maria und Martha. Das Eine in dem Vielen zu entdecken, dies heißt nämlich nicht, von vornherein die Wahrheitsansprüche der eigenen Position aufzugeben und die anderen Positionen in gleicher Weise zu würdigen wie die eigene, was wir heute oft unter „Toleranz" verstehen. Der Verzicht auf die eigenen Ansprüche gibt dem Anderen gerade keine Chance: Wie soll der Andere mit seinen Ansprüchen von mir geachtet werden, wenn ich ihm sage: Halb so schlimm mit deinen Unterschieden! Ich verstehe dich schon! ‚Eins ist not!' – das bedeutet gerade um der Liebe willen auch einen Aushaltungsprozeß. Es geht darum, Fremdes auch als Fremdes zu belassen und nicht verstehend zu vereinnahmen. Nur dann kann das Eine, was not tut, auch im Vielen geahnt werden!

Matthäus 6,28-29: Der liebe Gott geht durch den Wald

Jesus spricht: *Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie derselben eins.*
(Andacht Kirchenverwaltung am 26.7.1985)

Über der Kanzel der nicht nur wegen des ‚germanischen Choraldialekts' ihrer Chorbuben bekannten St. Valentinuskirche in Kiedrich im Rheingau steht eine Heiligenfigur: Mitra und Krummstab weisen sie als Bischof aus. In der linken Hand hält er ein Buch, das von einem Dolch durchbohrt ist. Das läßt auf Märtyrertod schließen. Wer ist dieser Heilige, der es offenbar mit Mainz (Kiedrich gehörte früher territorial und geistlich zum Kurfürstentum bzw. Erzbistum Mainz), den Chatten und Friesen zu tun hatte? Es handelt sich natürlich um den Hl. Bonifatius, der von 746 an Erzbischof von Mainz war und – nach Rückkehr in die Mission – 754 von heidnischen Friesen bei Dokkum erschlagen wurde. Er wurde im Kloster Fulda beigesetzt. Sein Grab ist heute noch Wallfahrtsstätte.

Inzwischen sind die Friesen friedlicher geworden. Als ich mir aber während der Predigt des Kiedricher Pfarrers den Bonifatius betrachtete, kam mir ein Gedanke: Bekäme Bonifatius heute nicht Ärger etwa mit den Hessen? Er hat doch damals die Donareiche bei Geismar gefällt. Das hatte viel mit Religion zu tun – genau wie heute der emotional hochbesetzte Satz: ‚Der Wald stirbt!'

Ich frage mich: Woher kommen eigentlich diese religiösen Klänge einer Naturverehrung damals wie heute? Da wird eine Schallplatte mit ‚Religiösen Männerchören des 19. Jahrhunderts' bei mir lebendig. Da hat z.B. der Opernkomponist Konradin Kreuzer das von Ludwig Uhland stammende ‚Schäfers Sonntagslied' in einen opernhaften Choral gesetzt! Der Männerchor schmettert, von Trompeten, Posaunen und Hörnern unterstützt: *Das ist der Tag des Herrn! Ich bin allein auf weiter Flur, nur eine Morgenglocke nur, nun Stille nah und fern! Anbetend knie ich hier...* Und Felix Mendelssohn-Bartholdy hat Joseph von Eichendorff vertont: *O wunderbares tiefes Schweigen, wie einsam ist's doch auf der Welt! Die Wälder nur sich leise neigen, als ging der Herr durchs stille Feld!* Im ‚Schlußgesang' von Schuberts ‚Deutscher Messe' heißt es: *Herr, du hast mein Flehn vernommen, selig pocht's in meiner Brust... Dort auch bist ja du mir nahe, überall und jederzeit. Allerorten ist dein Tempel, wo das Herz sich fromm dir weiht.* Da klingen auf einmal Jagdhörner auf! Der Montanara-Chor singt die ‚Waldandacht' von Franz Abt: ‚Frühmorgens wenn die Hähne krähn'. Da heißt es – unter Hornbegleitung und mit Harfenklang als Abgesang: *Dann gehet leise nach seiner Weise der liebe Herrgott durch den Wald... Die Bäume denken: nun laßt uns senken vor'm lieben Herrgott das Gesträuch* usw.
Eigentlich müßte ich hier laut werden! Aber da fällt mir z.B. Nikolaus Lenau ein, der auffordert „zu verstehen die Stimmen, die dort [= im Wald] wehen". Und Conrad Ferdinand Meyer wird fast hymnisch, wenn er den Wald anredet: *Jetzt rede du! Ich lasse dir das Wort! Verstummt ist Klag' und Jubel. Ich will lauschen!*

Inzwischen sind die Chorbuben in Kiedrich bereits beim ‚Offertorrium', in dem der Satz vorkommt: „Quoniam quis Deus praeter te, Domine?" „Denn wer ist Gott als allein du, Herr?" In mir klingen die Worte Jesu: „Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen..." Von Franz Abt tönt es: „Der liebe Gott geht durch den Wald". Und dann dieser Bonifatius mit seiner Donareiche! Und heute (2013) fällt mir noch ein, daß nicht wenige Mitchristen im ‚Friedwald' unter einem Baum bestattet sein wollen...

Das ist alles so kompliziert. Und dabei ist nicht nur für Franz Abt die Bergpredigt die einfachste und praktischste Botschaft Jesu, eine Botschaft, die angeblich noch nicht beladen, noch nicht belastet ist mit der technisch-theologischen Sprache – auch wenn es inzwischen sich bei den neutestamentlichen Fachwissenschaftlern herumgesprochen hat, daß die Bergpredigt der Text im neuen Testament ist, der dem heutigen Leser/ Hörer mit am fernsten steht!
Beinahe hätte ich ein Gedicht von Justinus Kerner (1786-1862) vergessen, das überschrieben ist: ‚Im Eisenbahnhofe'. Das Ganze ist in Moll gestimmt: Eine gewaltige Apokalypse! Da heißt es:

Hört ihr den Pfiff, den wilden, grellen,
Es schnaubt, es rüstet sich das Tier,
Das eiserne, zum Zug, zum schnellen,
Her braust's wie ein Gewitter schier.
In seinem Bauche schafft ein Feuer,

Das schwarzen Qualm zum Himmel treibt;
Ein Bild scheint's von dem Ungeheuer,
Von dem die Offenbarung schreibt.

Spätestens hier werde ich an Charlotte Reihlens bekanntes Bild von den beiden Wegen erinnert, auf dem die Eisenbahn direkt in die Hölle fährt! Bei Justinus Kerner ist die Eisenbahn Symbol für den kulturellen und menschlichen Verlust, den die Technik mit sich bringt:

Dampfschnaubend Tier! Seit du geboren,
Die Poesie des Reisens flieht!
Zu Roß mit Mantelsack und Sporen
Kein Kaufherr mehr zur Messe zieht...
Kein Wandrer bald auf hoher Stelle,
Zu schauen Gottes Welt mehr weilt,
Bald alles mit des Blitzes Schnelle
An der Natur vorübereilt.

Die Kulturkritik geht schnell in die Klage, in die Buße oder in die Utopie über – je nach der eigenen Weltanschauung:

Ich klage: Mensch mit deinen Künsten
Wie machst du Erd und Himmel kalt!
Wär ich, eh du gespielt mit Dünsten,
Geboren doch im wildsten Wald!
Wo keine Axt mehr schallt, geboren,
Könnt's sein in Meeres stillem Grund,
Daß nie geworden meinen Ohren
Je was von deinen Wundern kund.
Fahr zu, o Mensch,
Treib's auf die Spitze,
Vom Dampfschiff bis zum Schiff der Luft!
Flieg mit dem mit dem Blitze!
Kommst weiter nicht als bis zur Gruft!

Soweit Justinus Kerner! „Der liebe Gott geht durch den Wald!" – „Wär ich, eh du gespielt mit Dünsten geboren doch im wildsten Wald!": Dem Jesus der Bergpredigt geht es aber weder um eine Romantisierung noch um eine Verfluchung der ‚Natur'. Uns wird hier nicht eine Abkehr von der Zivilisation als solcher nahegelegt, sondern die Abkehr von den falschen Erwartungen, die durch sie hervorgerufen werden.

Jesus sagt: Gott ist es, der jeden neuen Tag schafft. Gott mißt die Lebenszeit zu, nicht der Mensch. Gott verfügt über die Zukunft, nicht wir. Die Zukunft ist ein Teil der fortwährenden göttlichen Schöpfung. Noch mehr: Gott mißt Zukunft zu ohne Rücksicht auf die Vergänglichkeit seiner Geschöpfe. Wenn Gott sogar die niedrigstehenden Geschöpfe in dieser Weise, die unser Jesuswort zeigt, behandelt, um wieviel mehr wird er den Menschen so behandeln! Für Jesus wird Gott demjenigen, der Gottes Gerechtigkeit sucht, auch das zum Leben Notwendige als ‚Zugabe' schenken. Das zum Leben Notwendige ist für Jesus ‚Zugabe' Gottes. Für Jesus kann die ‚Natur', kann die menschliche Zivilisation diese Bedürfnisse nicht befriedigen. Die göttlichen Gaben bleiben immer Geschenke Gottes. Und diese Geschenke wollen auf eines hinaus: Daß wir es lernen, wie Gott seine Schöpfung und Geschöpfe liebt und erhält. Und: darin dürfen wir auch die Gerechtigkeit des Gottes suchen, der Tag für Tag seine Sonne über die Guten und Bösen aufgehen und der seinen Regen den Gerechten und den Ungerechten zugute kommen läßt.

Apostelgeschichte 17/ 1. Korintherbrief 6: Natürliche Theologie?

Apg. 17, 27b, 28a: *Fürwahr; Gott ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir.*
1. Kor. 6,12a: *Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles dient zum Guten.*
(Ursprünglich eine Wochenschlußandacht in der Kirchenverwaltung).

Griechenland-Urlauber werden an den Areopag in Athen erinnert! Da soll Paulus diese Worte gesprochen haben: „Fürwahr; Gott ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir." Und wer etwas weiter nach Süden reist, wird an einen Brief des Paulus nach Korinth erinnert: „Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles dient zum Guten."

Diese Paulus-Sprüche, ob echt oder nicht, haben auch Theologie-Geschichte gemacht! Wer nach Bibelstellen für so etwas wie eine ‚Natürliche Theologie' sucht, wird hier fündig!
Im Umkreis von Frankfurt am Main brauchen wir aber nicht so weit zu fahren! Ich halte zum Beispiel den Frankfurter Nervenarzt und Schriftsteller Dr. Heinrich Hoffmann (1809-1894), so, wie er sich selbst stilisiert, für den Frontmann einer ‚Natürlichen Theologie'!

Gegen Weihnachten des Jahres 1844, als mein ältester Sohn drei Jahre alt war, ging ich in die Stadt, um demselben zum Festgeschenke ein Bilderbuch zu kaufen, wie es der Fassungskraft des kleinen menschlichen Wesens in solchem Alter entsprechend schien. Aber was fand ich? Lange Erzählungen oder alberne Bildersammlungen, moralische Geschichten, die mit ermahnenden Vorschriften begannen und schlossen. Oder Einführungen in abstraktes mathematisches Denken... Hoffmann kaufte schließlich ein Schreibheft mit leeren Blättern und machte daraus selbst ein Buch für seinen Sohn. Im Jahr 2009 feiert nicht nur Frankfurt am Main ein Jubiläum dieses Autors: Den 200. Geburtstag des dort am 13.6.1809 geborenen und am 20.9.1894 verstorbenen Nervenarztes und Schriftstellers Dr. Heinrich Hoffmann. Er war 1851-1888 Direktor der städtischen ‚Irrenanstalt', wo er als Erster eine Abteilung für psychisch kranke Kinder einrichtete und dort auch seine Zeichen- und Dichtkunst therapeutisch einsetzte.

Über die Medizingeschichte hinaus ist Heinrich Hoffmann eher durch seinen weltweit beachteten *Struwwelpeter* bekannt geworden, den er 1845 für seinen dreijährigen Sohn gemalt und geschrieben hat. Jenseits seiner dabei angewandten, auf Alltagserfahrungen beruhenden, anschaulich-kindgemäß-unterhaltend gestalteten Erlebnispädagogik (‚Abstrakt denkt das Kind noch gar nicht!') finden heute unter psychoanalytischer, pädagogischer, politologischer und literarischer Perspektive eher die tatsächlichen oder nur vermuteten Spätfolgen dieses Buches Interesse. Dafür eine Kostprobe: So sollen z.B. die widerborstigen Kinderfiguren die politische Karikatur der 1848er-Zeit beeinflußt und als Vorlage zur Darstellung von Revoluzzern gedient haben. „Der ‚Struwwelpeter' hat bis heute Autoren und Illustratoren angeregt: Keckheit, Aufmüpfigkeit, Stärke und Mut haben die Helden aktueller Bücher mit ihren Hoffmann'schen Vorfahren gemeinsam. Einige dieser Bilderbücher lassen sich als verdeckte Antworten auf den Struwwelpeter lesen", der in psychoanalytischer Sicht als Fundgrube unbewußter Wünsche und Ängste interpretiert wird – so Ulrike Jaspers in einer Vorschau auf Heft 1/2009 von ‚Forschung Frankfurt', das auch dem Hoffmann-Jubiläum gewidmet ist. Vor allem Psychoanalytiker/Innen (z.B. Marianne Leuzinger-Bohleber/ Frankfurt a. M./ Kassel) und in ihrem Gewand einige ‚68er' (z.B. Friedrich Karl Waechter, Der ANTIStruwwelpeter, Darmstadt 1970) machen sich bis heute über das Buch her, seitdem der Sigmund Freud-Schüler Georg Groddeck (1866-1934) dasselbe als eines der vier großen ‚Lehrbücher der Psychoanalyse' bezeichnet hat; die Kette der vielfältigen und kontroversen psychoanalytischen, pädagogischen und auch politischen Interpretationen des ‚Struwwelpeter' ist bis heute nicht abgerissen. Hoffmann sei es gelungen, ‚ubiquitäre unbewußte Fantasien von Kindern, aber auch von Erwachsenen, anzusprechen und die damit assoziierten Erinnerungen an intensive Emotionen, Ängste und Konflikte wachzurufen' – so Marianne Leuzinger-Bohleber, die wünscht, ‚daß der Struwwelpeter aus den heutigen Kinderstuben verschwindet'. Der ‚Struwwelpeter', der in 100. Auflage 1876 erschien und heute in der 546. Auflage vorliegt, paßt vor allem nicht in die Pädagogik der Neuen Linken und ihrer Nachbeter.

Gegenüber diesem Theorieaufwand war Hoffmann im Sinne spätaufklärerischer Bürgerlichkeit und auch Religionskultur alltagspraktischer orientiert, wie übrigens auch die Aufklärungstheologie eher eine praktische Reformbewegung war: „In gesunden Tagen wird der Arzt ... gar oft als Erziehungsmittel gebraucht: ‚Kind, wenn du zuviel davon ißt, so kommt der Doktor und gibt dir bittere Arznei

oder setzt dir gar Blutegel an!‘ Die Folge ist, daß, wenn in schlimmen Zeiten der Doktor gerufen und in das Zimmer tritt, der kleine kranke Engel zu heulen, sich zu wehren und um sich zu treten anfängt. Eine Untersuchung des Zustandes ist schlechterdings unmöglich; stundenlang aber kann der Arzt nicht den beruhigenden, Besänftigenden machen. Da half mir gewöhnlich rasch ein Blättchen Papier und Bleistift; eine der Geschichten, wie sie in dem Buche stehen, war rasch gefunden, mit drei Strichen gezeichnet und dazu möglichst lebendig erzählt. Der wilde Oppositionsmann wird ruhig, die Tränen trocknen, und der Arzt kann spielend seine Pflicht tun.“ Ob der „Zappel-Philipp“ im ‚Struwwelpeter‘ am ‚Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom mit oder ohne Hyperaktivität‘ (ADHS) litt und heute eher der Behandlung z.B. mit Ritalin bedürftig wäre: Der zu Zeiten der ‚antiautoritären‘ Bewegung verschriene Hoffmann traute den Kindern die Fähigkeit zur Einsicht und den Eltern den Willen zur Erziehung zu. Galt dergleichen vor einer Generation noch als ‚Raubein-Pädagogik‘, so müßte Hoffmann heute ‚beinahe als Kümmerer und Erziehungsoptimist gelten, der statt des Pillendöschens den Zeigefinger schwingt‘ (Wieland Freund, in: DIE WELT, 18.12.2008, S. 27).

Inzwischen ist die Erziehungswissenschaft wieder bescheidener geworden. „Je mehr wissenschaftliches Wissen über Erziehung im Umlauf ist, umso weniger Sicherheit entsteht. Je mehr wir darüber wissen, wie in sich widersprüchlich diese sehr komplexen Prozesse der Erziehung sind, und je mehr wir auch gelernt haben zu verstehen, daß wissenschaftliches Wissen nicht Handlungs- und Entscheidungswissen bereitstellt, sondern eine andere Beschreibung der Wirklichkeit darstellt, desto höher wird der Grad der Verunsicherung" – so der Frankfurter Erziehungswissenschaftler Prof. Frank-Olaf Radtke in ‚Forschung Frankfurt‘ 1/2009. Leider hat sich das bei manchen Eltern, Sozialpädagogen/Innen und vor allem Politikern noch nicht herumgesprochen. „Mittlerweile glauben tatsächlich alle, die irgendwie politisch verantwortlich oder auch nur interessiert sind, daß die Lösung der gesellschaftlichen Probleme durch andere bzw. bessere Erziehung erreicht werden kann“ – so Micha Brumlik (ebd.).

‚De Hessische Struwwelpeter‘, Der ‚Struwwelhitler‘, Der ‚ANTIStruwwelpeter‘ usw.: Wo kommt da Theologie vor? Für das erwähnte Themaheft von ‚Forschung Frankfurt‘ (1/2009) ist das kein bedenkenswerter Aspekt. Warum eigentlich nicht? Ich werde da zunächst an die ‚Frau Mama‘ des ‚Daumenlutschers‘ Konrad erinnert:

‚Konrad!‘ sprach die Frau Mama,
ich geh‘ aus und du bleibst da.
Sei hübsch ordentlich und fromm,
bis nach Haus ich wieder komm..

Das könnte z.B. an 1. Kor 6,12a erinnern! Martin Luther hat im Septembertestament 1522 Paulus so übersetzt: „Ich habs alles macht/ es nutzt myr aber nicht alles“. Und 1545 heißt es dann so: „Ich hab es alles macht/ es fromet aber nicht alles“. Offenbar meint ‚frommen‘ bzw. ‚fromm‘ etwas anderes als unsere heutigen Vorstellungen, die das Wort eher mit ‚religiös‘ oder (z.B. in ‚idea‘) sogar ‚entschieden christlich‘ oder ‚freichristlich‘ in eher amerikanischem Ambiente verbinden als mit dem eher alltagspraktischen ‚ordentlich‘, vernünftig sein. Ich kenne noch die Redewendung ‚Ein frommer Gaul‘: Gemeint war damit bei uns ein Pferd, das z.B. nicht trat oder biß!

Ein nächster Schritt: Das Kirchenverwaltungsgebäude der EKHN in Darmstadt, Paulusplatz 1 war ursprünglich die Hessische Landeshypothekenbank. Manche Bauteile erinnern noch heute an einen antiken Tempel, was aber auch bei manchen Jugendstil-Bahnhöfen (z.B. in Darmstadt, Wiesbaden, Frankfurt Hbf.) der Fall war. Banken und Bahnhöfe: Religion des Geldes (Karl Marx) – Religion der Eisenbahn (Friedrich List) : Das sind religionskulturelle Metaphern zumindest des 19. Jahrhunderts. Das Verwaltungsgebäude Paulusplatz 1 hatte aber im zentralen Treppenaufgang noch eine Besonderheit, nämlich ein Fenster mit der Inschrift:

Bringst du Gelt, so bist du fromb,
bringst du was, so bist willkomm!

Warum dieses Fenster beim Übergang des Gebäudes zur Kirchenverwaltung ausgebaut und dann durch ein Fenster von Schreiter ersetzt wurde (Das ursprüngliche Fenster befindet sich heute im Hessischen Landesmuseum in Darmstadt), weiß ich nicht. Wollte man hier im Sinne des Ersten Gebots das Mißverständnis von ‚fromm‘ vermeiden? Oder verkaufte der Staat das Fenster nicht, wie unsere Bauabteilung behauptete? Die Botschaft des ursprünglichen Fensters war eindeutig. Für das Verständnis

des Schreiter-Fensters lag zu meiner Zeit am Paulusplatz allerdings auf der Fensterbank ein erklärender Text, der an ein Lutherlied erinnerte: ‚Das Wort sie sollen lassen stahn' (im Bücherschrank!) !

Was zur Zeit der Erbauung des Paulusplatz 1 ‚fromm' hieß, das deckt sich eher mit dem ‚Struwwelpeter' von Heinrich Hoffmann. Da heißt es gleich:

Wenn die Kinder artig sind,
Kommt zu ihnen das Christkind;
Wenn sie ihre Suppe essen
Und das Brot auch nicht vergessen,
Wenn sie, ohne Lärm zu machen,
Still sind bei den Siebensachen,
Beim Spazierngehn auf den Gassen
Von Mama sich führen lassen,
Bringt es ihnen Gut's genug
Und ein schönes Bilderbuch.

In diesem Kontext heißt ‚fromm' so viel wie artig, anständig, nützlich, fleißig sein! In seinem ‚Struwwelpeter' stellt Heinrich Hoffmann seinem Sohn solche Tugenden der Aufklärungspädagogik in ihrem Gegenteil vor. Da ist ‚die Geschichte vom bösen Friederich', der mit der Peitsche tierische und menschliche Geschöpfe quält; ‚Die gar traurige Geschichte mit dem Feuerzeug' (‚Paulinchen war allein zu Haus'); ‚Die Geschichte von den schwarzen Buben', die den ‚kohlpechrabenschwarzen Mohren' ärgern und dafür vom Nikolaus ins Tintenfaß gesteckt werden („Ihr Kinder, hört mir zu/ Und laßt den Mohren hübsch in Ruh'!/ was kann denn dieser Mohr dafür,/ Daß er so weiß nicht ist wie ihr?"); Die oben erwähnte ‚Geschichte vom Daumenlutscher'; ‚Die Geschichte vom Suppen-Kaspar'; ‚Die Geschichte vom Hans Guck-in-die-Luft' usw. Diese Gestalten, die alles andere als ‚artige Kinder' waren, sollen helfen, Kinder auf den rechten Weg zu bringen. Es geht um eine moralpädagogische Abschreckung.

Freilich: Nicht nur damals hat man den ‚Struwwelpeter' auch großer Sünden beschuldigt und ihn ‚als gar zu märchenhaft', die Bilder als ‚fratzenhaft' oft herb getadelt, wie Dr. Hoffmann im Vorwort bemerkt. Ein Vorwurf lautet: „Das Buch verdirbt mit seinen Fratzen das ästhetische Gefühl des Kindes". Heinrich Hoffmann kontert: „Nun gut, so erziehe man die Säuglinge in Gemäldegalerien oder in Kabinetten mit antiken Gipsabdrücken... Mit der absoluten Wahrheit, mit algebraischen oder geometrischen Sätzen rührt man aber keine Kinderseele, sondern läßt sie elend verkümmern." Bei den Vorwürfen klingt auch die damalige Germanenschwärmerei an: „Das Buch soll märchenhafte, grausige, übertriebene Vorstellungen hervorrufen! Das germanische Kind ist aber nur das germanische Volk, und schwerlich werden diese National-Erzieher die Geschichte vom Rotkäppchen, das der Wolf verschluckte, vom Schneewittchen, das die böse Stiefmutter vergiftete, aus dem Volksbewußtsein und aus der Kinderstube vertilgen..."

Die Gestalt des „Struwwelpeters" ist bekannt:

Sieh einmal, hier steht er.
Pfui! Der Struwwelpeter!
An den Händen beiden
Ließ er sich nicht schneiden
Seine Nägel fast ein Jahr;
Kämmen ließ er nicht sein Haar.
Pfui! Ruft da ein jeder:
Garst'ger Struwwelpeter!

Vielleicht denken wir da an Rousseaus (doch eher ontologisch als empirisch gemeintes) ‚Zurück zur Natur' oder an Hippies oder an die Studentenrevolte von 1968 oder an die grünen Atomaussteiger (‚Abschalten' als modernes ‚Vaterunser'!) usw. Ich würde da nicht nur von Kindererziehung, psychischen Defekten, Lebenswelt oder Kulturkritik reden, sondern auch von einer ‚Struwwelpeter-Theologie', die versucht, bürgerliche und christliche Tradition religionskulturell miteinander zu verbinden und das praktische Verhalten in der Alltags- und Lebenswelt zu beeinflussen, wobei neben individuellen Aspekten auch soziale eine Rolle spielen. Für mich ist der ‚Struwwelpeter' auch so etwas wie ein praktisch-theologisches Buch in einem bestimmten religionskulturellen und -

pädagogischen Kontext! Der „Struwwelpeter“ steht da keineswegs allein für sich da! Kurz: Der ‚Struwwelpeter‘ als Frontmann einer Natürlichen Theologie, die spätestens mit Karl Barth und seinen Jüngern in die Hölle verbannt wurde. Nur Mozart entging bei Barth diesem Schicksal. Denn: Wenn die Engel Gott eine Freude machen wollen, spielen sie J. S. Bach. Wenn sie sich selbst erfreuen wollen, spielen sie natürlich – wie auch Karl Barth – Mozart! Auch große Theologen sind manchmal inkonsequent! Vielleicht ist das ein Glück!

‚Bringst du Gelt, so bist du fromb‘: Ich will dies in der damaligen und heutigen Form nicht leichtfertig abwerten. Davon leben wir nämlich! Auch in der Kirche! Gerade deshalb frage ich, ob wir als Christen nicht noch ‚mehr‘ zu sagen haben, und ob wir durch dieses ‚Mehr‘ nicht gerade auf der Höhe der Zeit sind, mag dieses ‚Mehr‘ zuweilen auch altmodisch klingen?
Die Antwort darauf sollte nicht leichtfertig und formelhaft gegeben werden! Auch Heinrich Hoffmann kann uns hier zum Nachdenken anregen. Das Letzte schließt das Vorletzte gerade nicht aus!

Aus Offenbarung 21: Die neue Zeit

Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde... Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren...

Mit uns zieht die neue Zeit..! Das wurde nicht nur beim 150. Jubiläum der SPD in Leipzig im Mai 2013 geschmettert. Es gehört auch zum Liedgut der sogenannten ‚Bündischen'!

Die ‚Bündischen' waren eine bunte Schar! Von links bis rechts, von fromm bis säkular: Alles war da vertreten. Was ihr Liedgut letztlich eint, war das Bewußtsein, zumindest aber der Wunsch: Das *neue Jerusalem* bricht an! ‚Mit uns zieht die neue Zeit'! – ‚Es dämmert schon im Osten'– ‚Heiß oder kalt! Ja oder nein!' – ‚Sturmschritt der neuen Tage' – ‚Unter unsern Schritten wächst die neue Welt' bis hin zu dem ‚Zittern der morschen Knochen' und dem: ‚Wir werden weiter marschieren, bis alles in Scherben fällt'. Es geht um letzte, ganzen Einsatz erfordernde Ziele. Ein Fachausdruck dafür lautet ‚Apokalyptik', ein Bild dafür ist das ‚Neue Jerusalem', das z.B. im Neuen Testament in der in jüdisch-apokalyptischer Tradition stehenden biblischen ‚Offenbarung des Johannes' (Kap. 21) auftaucht und nicht nur heutiger sektiererischer und fundamentalistischer Subkultur als Schlüssel für eine endzeitliche Deutung der Gegenwart im Sinne von Weltuntergangsängsten und Katastrophenszenarien bietet. Auch wenn inzwischen eine historisch-kritisch verfahrende Theologie die Hochschätzung dieses Bibelbuches als einer geheimnisvollen Weissagung auf die Zukunft durch den Hinweis zerstörte, daß diese Apokalypse ursprünglich auf eine kurz bemessene Endzeit, die bald an ihr Ziel gelangen wird, bezogen war, also gerade keinen Fahrplan für die weitere Zukunft abgibt (Otto Böcher): Bis heute finden sich deutliche Spuren der Offenbarung des Johannes z.B. in unseren Gottesdienstordnungen, im Kirchenbau, in Volksfrömmigkeit, Jenseitsvorstellungen, Märchen, Redewendungen, Trivialliteratur und Film, in christlicher Geschichtsdeutung und Kulturkritik (Dostojewski, Solowjew), in Dichtung und Philosophie (Carlyle, Claudel, Lawrence), aber auch als wortwörtlicher (Joachim von Fiore, Täuferreich zu Münster/W.) oder säkularisierter Hintergrund politischer Heilslehren (‚Drittes Reich', ‚Klassenlose Gesellschaft'). Solche Gruppen brauchen für ihr Sendungsbewußtsein ein sinnstiftendes missionarisches Anliegen, für das sich der selbstlose Einsatz lohnt. Auch in unserem (angeblich) ‚postideologischen Zeitalter' kann politisches – ähnlich wie religiöses – Handeln „nicht auf eine große, die Vergangenheit mit der Zukunft verbindende Erzählung verzichten, auf einen Mythos, der das pragmatische Alltagsgeschäft narrativ einbettet" (Gerhard Besier).

‚Apokalyptik' kann allerdings verschieden aussehen! Ob religiös oder eher weltlich getönt: Für uns markiert Apokalyptik meistens den ‚Weg in den Untergang'! Dankbare Objekte sind hier z.B. Kernkraft, Klimawandel, CO_2-Ausstoß, Artensterben und Erderwärmung. Nicht nur eine ‚grüne' wissenschaftliche Diskurswelt wird schnell ‚religiös' eingefärbt: „Mit Hilfe der Urbilder von Fegefeuer und Sintflut als Strafe Gottes geißeln Wissenschaftler unseren Sündenfall: den Drang nach Wohlstand und Mobilität" (Wolfgang Thüne). Spätestens seit Fukushima ist (tatsächlich oder angeblich) auf einmal die Welt nicht mehr so, wie sie war! Mit apokalyptischen Bildern werden nicht nur tagespolitisch höchst wirksame Horrorvisionen und Katastrophenszenarien entworfen. Da gibt es große Reden: „Viele Dampfplauderer, die in Talkshows herumsitzen und auf Mainstream und populistische Plattitüden geeicht sind. Da sind viele, die nicht reden, sondern uns etwas einreden wollen" (Andrea Seibel). Sogar das eingeschliffene Desinteresse an ‚der Religion' ist aus dem Tritt geraten! Ein Predigtkommentar in einer großen deutschen Tageszeitung lautet: „Sie glauben nur noch an den Klimawandel und setzen ihre Hoffnung auf grün"! Allenthalben herrscht eine apokalyptisch aufgeladene und überanstrengte Sprache. Apokalyptische Rhetorik wird mit Erfolg als politisches Druckmittel eingesetzt, gehört doch die Lust an Untergängen zur psychischen Grundausstattung des Menschen. Sie spiegeln aber nicht nur seine zerstörerischen Potenziale wider, sondern auch seine Sehnsucht nach einer neuen, besseren Welt! „Es kann kein Zufall sein, daß so gut wie alle Weltuntergangsmythen einen Neuanfang ermöglichen" (Franz M. Wuketis). Und: Bei den Wegen, die aus dem Untergang herausführen sollen, gibt es eine Inflation! Stichworte wie Steiners Waldorfschulen, Dosenpfand, Feminismus, ‚Lebenspartnerschaftsgesetz', Greenpeace, Bio-Siegel, Demeterläden, ökologischer Landbau, Lifestyle, Wellness und gesunde Ernährung zeigen auch die Verbindung alter und neuer Wege an. Was einst eher ‚elitär' war, ist längst auf eine Massenbewegung heruntergekocht worden.

Bedeutet ‚Apokalyptik' aber nur den Weg in den Untergang? Nicht nur Fukushima , sondern auch die amerikanische Ein-Dollar-Note predigt! Sie verkündet im ‚großen Siegel' das Jahr der Unabhängig-

keitserklärung Nordamerikas 1776 als eine gottgewollte Zeitenwende, als Anbruch der Heilszeit, auch wenn bei diesem sichtbar gemachten Glauben mancherlei in eins fließt: freimaurerische Emblematik, rosenkreuzerische Sinnbildlichkeit und reformatorischer Eifer. Das profane Zahlungsmittel offenbart das gewaltige religiöse und politische Sendungsbewußtsein dieser jungen Nation, das dieses Endzeitwissen durchdringt und über die Erde trägt, wo immer die Welt sich des Dollars bedient. Die ‚Neue Welt' scheint zum ‚Neuen Jerusalem' bestimmt zu sein, zum Gottesstaat, das Christenvolk dort zum ‚Neuen Israel', zum endzeitlich erwählten Gottesvolk. Die Wallstreet ‚apokalyptisch' deklinieren heißt: ‚Apokalyptik' als ‚Weg aus dem Untergang', als ‚himmlisches Jerusalem'! „In der Tat, über das ‚große Siegel' [auf der Ein-Dollar-Note] führt der Weg zurück zu den Pilgrim Fathers des 17. Jahrhunderts...Von den Pilgervätern... noch weiter zurück über Luther und die Reformation ins Mittelalter, über Karl den Großen zurück zu den christlichen Vätern und ins Urchristentum, in dessen Wurzeln zurück in die vorchristliche jüdische, ja zu noch älterer Apokalyptik" (Johannes Fried/Frankfurt a.M.). Kurz: Apokalyptik kennzeichnet hier gerade einen Heilsweg! Auch das findet sich – wenn meistens auch antikapitalistisch, pazifistisch oder erotisch verpackt – im bündischen Liedgut der genannten Zeit!

Nun fällt auf, daß bei nicht wenigen Bünden eine tatsächliche oder vermeintliche Nähe zum Nationalismus, ja sogar zum Nationalsozialismus festgestellt wird! Wurde noch in den 1970er Jahren die Zäsur von 1933 eher als ‚Bruch' interpretiert wurde, spricht man heute nicht nur in der Pädagogik eher von ‚Kontinuitäten', ‚Gleichklang in Formen und Begriffen', ‚themen-und bereichsspezifischen Tradierungen', die mit ebenfalls unübersehbaren Brüchen und Verwerfungen parallel gingen. Im pädagogischen Denken nach 1918 waren nationalistisches und antiparlamentaristisches Erbe, völkisch-deutsche Traditionen sowie antimodernes und antiintellektuelles Denken unübersehbar. „Mit der Vorliebe für das Erleben, mit der Betonung des Irrationalen und des Lebens [wurden] auch die Traditionen befestigt, auf denen nationalsozialistisches Denken aufbauen konnte. Denn einige seiner Leitbegriffe waren schon vor 1933 z.B. in der pädagogischen Tradition verfügbar: Heimat und Gemeinschaft, Führer, Führung und Autorität, Volk und Deutschtum, Erlebnis und Kritik des Intellektualismus, Biologismus, Rasse und naturhaftes Verständnis von Erziehung und Lernen" (Heinz-Elmar Tenorth). Mit der Deutung als ‚Bruch' sind die erstaunlichen Ähnlichkeiten nicht mehr zu verstehen, die sich aus dem Fundus von Reformpädagogik, bürgerlicher Kulturkritik und neuidealistischer Schwärmerei, aus Parlamentarismusdistanz und Parteienkritik in institutioneller und ideeller Kontinuität zwischen der Pädagogik vor und nach 1933 ebenfalls auffinden lassen. Die nationalsozialistische Diktatur steht – wie auch die Jugendbewegung – auch erziehungs- und bildungsgeschichtlich nicht in einem historischen Vakuum. Nach Entstehung und Gestalt, Ideologie und Herrschaftstechnik sind vielmehr Kontinuitätslinien und Verbindungen mit der deutschen Geschichte ganz unübersehbar. Je intensiver die Kultur von Weimar und dann auch die Zeit des Nationalsozialismus erforscht wurde, desto mehr haben eindeutige moralisch-politische Antithesen an Plausibilität verloren. Es hat genauso gut ‚Linke Leute von Rechts', also konservativ-revolutionäre Antikapitalisten gegeben wie ‚Rechte Leute von Links' im Sinne von sozialdemokratischen Volksgemeinschaftstheoretikern und den liberalen Parteien zugehörige Kritiker der politischen Kultur des Westens. „Für die geistige Signatur der Zeit sind gerade die – aus einer Post-1933-Perspektive schwer verständlichen – vielfältigen Verbindungen zwischen politisch linken und rechten Intellektuellenmilieus repräsentativ" (Friedrich Wilhelm Graf).

Was das Homoerotische z.B. im Namen des ‚pädagogischen Eros' oder der ‚Emanzipation' anbelangt, so wurden lange Zeit nicht nur fatale Grenzüberschreitungen zwischen Lehrern und Schülern als ‚liebevolle, zärtliche Erziehungsweise' heruntergespielt. „Die Rückgriffe auf Platon, auf die Knabenerziehung in der Antike oder auf Rousseau, nicht zu reden von der Anlehnung an den George-Kreis mit seiner ästhetisierenden Jünglingsverehrung, diese geradezu religiöse Verheißung eines neuen, weil ursprünglichen, nicht mehr entfremdeten Lebens durch die Entdeckung des eigenen Verlangens, diese pathetische Aufwallung ändert nichts daran, daß es sich dabei um die Experimente pädagogischer Dilettanten handelt. Ihre Ideologie, teleologisch kompiliert aus Versatzstücken der Kulturgeschichte, diente seit jeher [auch] der theoretischen Untermauerung subjektiver Ansprüche, der Bewältigung persönlicher Probleme" (Thomas Rietzschel). In die gleiche Richtung gehen bisher kaum beachtete religionskulturelle Bezüge, auf die z.B. Friedrich Wilhelm Graf aufmerksam gemacht hat, wenn er die ‚Reformpädagogik' als ‚Klöster antimoderner Ganzheitlichkeit' bezeichnet und auch ihren Bezug zu evangelischen Theologen und Theologien herausgestellt hat: „Wer die deutsche Reformpädagogik verstehen will, muß religiöse Lebenswelten und speziell die Ideengeschichten des modernen Prote-

stantismus kennen. Prominente Reformpädagogen wie Hermann Lietz, Gustav Wyneken, Peter Petersen und Paul Geheeb [Odenwaldschule Ober-Hambach/Bergstr.!] hatten Evangelische Theologie studiert und sich in kulturprotestantischen Vereinen engagiert. Ihre Visionen einer anderen Erziehung in besseren, freien Schulen standen in engem Zusammenhang mit ihrer religiösen Hoffnung auf eine Wiederverzauberung der als sinnleer, kalt und fragmentiert erlittenen Moderne... Die Reformpädagogen [und viele Bündische] wollten eine andere Gesellschaft und brauchten dazu den neuen, anders erzogenen Menschen... Auch führende reformpädagogische Konzepte lassen sich als bildungspolitische Konkretion kulturprotestantischer Sozialutopien lesen." Oder Heike Schmoll: „Ohne die prägenden geistesgeschichtlichen Strömungen der damaligen Zeit, den Kulturprotestantismus, die Homosexuellenemanzipation, die Lebensreformbewegung und den pädagogisch-platonischen Eros lassen sich die Anfänge der Landerziehungsheimbewegung nicht verstehen", genauso wenig wie manche Bezüge in der Jugendbewegung bis hin zu den ‚Grünen'.

Das ‚Neue Jerusalem': Die ‚Offenbarung des Johannes' dient bis heute einer verschieden eingefärbten Subkultur als Schlüssel für eine eschatologische Deutung der Gegenwart, bis hin zu einer Berechnung des Weltgerichts durch die Ankunft Christi oder auch durch den ökologisch verursachten Klimatod. Das Augsburger Bekenntnis von 1530, die ‚Confessio Augustana', die ja zum Grundartikel auch der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) gehört, hat in Artikel 17 ausdrücklich die Lehre vom ‚Tausendjährigen Reich', den sog. ‚Chiliasmus' verworfen. Und Johannes Calvin hat die Offenbarung des Johannes in seinem Kommentarwerk beiseite gelassen. Aber nicht nur in Frankfurt am Main braucht das alles kein Grund zur Aufregung zu sein. Der berühmte, als Begründer des lutherischen Pietismus geltende Frankfurter lutherische Senior Philipp Jakob Spener (1635-1705) hat in seiner berühmten Schrift ‚Pia desideria' (‚Fromme Wünsche') den Chiliasmus wieder hoffähig gemacht. Und was heute Synoden und Kirchenleitungen anbelangt, so gilt auch das, was der Schweizergeschichtler Volker Reinhardt (Fribourg) im Blick auf das Genf Calvins betont: „Die theologische Aussagekraft der Argumente [Calvins] kritisch abzuwägen, war ... allenfalls eine kleine Gelehrtenschicht imstande. Die Mehrheit derjenigen, die Calvins Predigten zuhörten, aber nahmen auf, was sich in Beziehung zu ihrer Lebenswelt setzen ließ."

Protestantismus als Moralreligion?

Moral als Religion: Einige Trends

Kirche als ‚Gemeinde unter Wort und Sakrament': Als zentrale Aufgabe des evangelischen Pfarramts wurde seit der Reformation in den Kirchenordnungen und im Selbstverständnis des Pfarrers/ der Pfarrerin der in kultischen Formen vollzogene Gottesdienst mit der Predigt als dessen Mitte angesehen. Spätestens in den 1960er Jahren hieß es: Unser gewohnter Gottesdienst sei eng mit der ‚Religion' verbunden. Das ‚Zeitalter der Religion' gehe aber zu Ende. Daraus ergibt sich die Forderung nach einem ‚weltlichen' bzw. ‚welthaften' Gottesdienst in der ‚*einen,* religionslosen Welt', für den z.B. Dietrich Bonhoeffer und Dorothee Sölle als Gewährsleute bemüht wurden. Läuft hier aber die gottesdienstliche Kommunikation nicht auf die Bevorzugung einer gesellschaftlich-politischen Moral hinaus? Beruht aber die Behauptung vom ‚Ende der Religion' nicht selbst auf einem in ‚wissenschaftliche' Formeln gekleideten philosophischen Glauben? Ist die politische Arena selbst nicht zutiefst eine religiöse, was sich auch an der seit den 1960er Jahren merklich zunehmenden Politisierung weiter Lebensgebiete erkennen läßt? Ist das Problem der Individualität und der Formung der persönlichen Lebensführung, das Problem, wie sich der Mensch zum Gemeinwesen verhält, nicht auch ein religiöses?

Kurz: Mögen die Erwartungen der Gemeinde im Blick auf den Gottesdienst noch so verschieden sein: Die Behauptung, sie suche dort ihren Alltag mit seiner Moral, ist eine unbewiesene Annahme. Wenn wir also die Wirklichkeit, d.h. ‚die Gegebenheiten unserer Gesellschaft' wirklich ernst nehmen wollen, sollten wir aufhören, die ‚religiösen Bedürfnisse' der Gemeindemitglieder abzuwerten, weil sie nicht in unser theologisches Schema passen. Es gilt, zwischen Religion und Moral zu unterscheiden und auch in der Verkündigung nicht primär auf moralische Kommunikation zu setzen. Theologiegeschichtlich gesprochen: Martin Luther und auch Friedrich Schleiermacher sind hier noch nicht überholt!

Moralische Kommunikation ist im *protestantischen Raum* weithin zur Mode geworden! So hat z.B. eine bayerische Regionalbischöfin im Fernsehen die Aktion „7 Wochen ohne" im Rückgriff auf die Geschichte von der ‚Versuchung Jesu' als ‚Fasten von schlechten Angewohnheiten', als ‚Perfektionspause' eröffnet: „Nach einem langen Arbeitstag müsse man nicht unbedingt noch ein Drei-Gänge-Menü kochen und die gesamte Wäsche erledigen"; es könne auch reichen, nur die Bluse für den nächsten Tag zu bügeln. Auch manche Weihnachtspredigten über den Sozialstaat, die Gentechnik, die Öko-Krise, die Banker und das Asylrecht lassen grüßen! „Sie gleichen eher Regierungserklärungen eines allzuständigen Klerikalgouvernements, das eine Kompetenz für globales Krisenmanagement in Anspruch nimmt", aber kaum etwas zu rationalen Problemlösungen beiträgt (Friedrich Wilhelm Graf).

Auch das eher der anglo-amerikanischen Religionskultur als dem genuinen Pietismus entstammende, biblizistisch kodierte ‚evangelikale' Christentum ist zutiefst moralgetränkt. Mit Vorliebe werden hier Schwule und die Homo-Ehe aufgespießt. Vielerorts geht ‚evangelikales Christentum' eine Ehe mit dem orthodoxen Dogma ein und unterwirft sich der weit um sich greifenden Strömung des historisch den Farmen und Fencen des amerikanischen Westens entstammenden ‚Fundamentalismus', den nicht wenige Evangelikale als auch an die römisch-katholischen Warnung vor einer ‚Diktatur des Relativismus' anschlußfähig sehen.

Aber auch eine andere unerwartete Koalition macht sich bemerkbar: eine solche zwischen Evangelikalen und einem sonst von ihnen heftig bekämpften ‚Linksprotestantismus'! Für beide soll der innerkirchliche Frömmigkeitspluralismus durch neue Homogenität überwunden werden. Ob im linken ‚epd-Protestantismus' oder im rechten ‚idea-Protestantismus': ‚Eindeutigkeit' und ‚Entschiedenheit' gelten hier als oberstes Gebot!

In diesem religionskulturellen Geflecht läßt sich aber auch ein *synodaler Moralismus* feststellen. Versteht man Synoden im Grunde säkular als ‚Kirchenparlamente' und nicht mehr ‚geistlich' als ‚Versammlung der Brüder und Schwestern', dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn sie sich zunehmend mit Themen und Aufgaben politischer Parlamente beschäftigen und wenn parlamentarische Verhaltensweisen Inhalte, Stil und Umgangsformen beherrschen. Es gibt dann kaum ein Gebiet, wo nicht Einmischungs- und Mitredenwollen-Bedarf herrschte. Die Kirche wurde schnell als ‚Ersatzpartei' in Anspruch genommen. Daß solche ‚Einmischungen' auch mit Finanz- und Planstellenwünschen für die eigene Klientel verbunden sind, habe ich als langjähriger Synodaler oft erlebt.

Auch die heute zu beobachtende Trend zur *Zivilreligion* mit ihrem Vordringen der ‚Buße' in den politischen Raum ist, bei uns primär focussiert auf die Überwindung des ‚kommunikativen Beschweigens' der eigenen

Schuld im sog. ‚Dritten Reich', moralisch hoch besetzt. ‚Rechtfertigung' wird hier zivilreligiös buchstabiert! Was heißt das? Will die Rechtfertigung allein durch den Glauben an Jesus Christus keine theoretische Aussage über das Wesen des Menschen machen, sondern ein theologisches, ja kultisches Urteil Gottes über ihn und seine Welt aussprechen, so ist sie im zivilreligiösen Kontext nur zu oft vom utopischen Glauben an die Herstellbarkeit einer innerweltlichen Perfektibilität des Menschen geleitet, vom Glauben an eine mögliche innerweltlich-säkulare Theophanie des Menschen. Als zivilreligiöser ‚Kirchenvater' ist Rousseau ein Beispiel dafür, wie der negative Gehalt der Rechtfertigungslehre zivilreligiös in der europäischen Kultur- und Gesellschaftskritik als Gesetz ohne Evangelium weiterwirkt. Dies hat zur Folge, daß die Moral ‚moralistisch' wird, was zur Tribunalisierung der gesamten menschlichen Lebenswirklichkeit führt: Man flüchtet aus dem ‚Gewissen haben' in das ‚Gewissen sein'. Davon sind auch im Trend der Zeit liegende Worte und Stellungnahmen der Kirchen zu aktuellen Problemen nicht ausgeschlossen. Wie oft haben hier die Ankläger einer ‚sozialen Kälte' in den 1960/1970er Jahren selbst kräftig mitgeholfen, soziale Bindungen, auch in der Kirche, zu zerstören. „Die Mehrheit der überwiegend jugendlichen Investment-Banker gehört bereits zu einer Generation, die schon im antiautoritär geführten Kinderladen lernen konnte, daß man sich zuerst einmal durchsetzen muß, ehe man sich von irgendwelchen Regeln in seinem Tun einengen läßt, kürzer gesagt, daß das Ziel eigener Persönlichkeitsentfaltung, die Selbstverwirklichung, den Einsatz erfolgversprechender Mittel in jedem Fall rechtfertigt" (Thomas Rietzschel). Auf die eher wohlstandssaturiert verorteten Zusammenhänge der moralistischen Lebensreform des 19. Jahrhunderts mit heutigen vorwiegend ‚grünen' Themen wie Ökologie, Reformhaus, natürliche Ernährung, Fitness, Wellness, Bodybuilding, Schönheitschirurgie, Körperästhetik, New Age, Esoterik, Psychotherapie, Selbsterfahrung, Transzendentale Meditation, Müsli, Alternative Medizin, Bioland, Demeter, Eden usw. mit ihren Heilsversprechungen wurde nicht nur bei der Jubiläumsausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie 2001 hingewiesen. Auf einer Postkarte mit dem Holzschnitt *Friedrich Nietzsche* nach Hans Olde um 1900 hieß es dort: „Ich glaube, daß die Vegetarier mit ihrer Vorschrift, weniger und einfacher zu essen, mehr genützt haben, als alle neueren Moralsysteme zusammengenommen. Friedrich Nietzsche". Aber nicht nur Nietzsche oder der Naturheiler Bilz überanstrengten bei ihren Prophetien, sondern z.B. auch der liberale protestantische Theologe Richard Rothe: „Ich lebe allerdings in der festen Überzeugung, daß dem Reiche Christi die Erfindung der Dampfwagen und der Schienenbahnen eine weit bedeutendere positive Förderung geleistet hat, als die Ausklügelung der Dogmen von Nicäa und von Chalcedon".

Eine weitere Form der Zivilreligion mit ihrem Moralismus ist der auch im sog. ‚Historikerstreit' zum Ausdruck kommende *Kult der Schuld* als identitätsstiftender Nenner deutscher Geschichte, was den gewiß unverdächtigen Bremer Historiker Immanuel Geiss zu der Feststellung veranlaßte: „Die fast totale Kritiklosigkeit der Linken gegenüber Habermas ... kultiviert den absoluten Primat des Politisch-Ideologischen, eines emotionalen historischen Moralismus linker Selbstgerechtigkeit", die längst zivilreligiöse Züge mit eigenen Heiligen und Ketzern, eigener Moral, eigenen Geboten und Verboten, mit bestimmten Sprachregelungen, Ritualen, Reliquien, Wallfahrtsorten und auch Planstellen angenommen hat. Unter ‚politischem Moralismus' versteht man in der politikwissenschaftlichen Sprache eine Taktik der Parteiwerbung, bei der unter Berufung auf das höhere Recht der eigenen, moralisch angeblich besseren Sache die sittliche Integrität des Gegners bezweifelt oder gar geleugnet wird.

Moral als spezifische Lebensform des Protestantismus?

Der bekannte rheinische katholische Christ und Volksschauspieler Willy Millowitsch sang zu Herzen gehend: „Wir sind alle kleine Sünderlein, war immer so, war immer so..." Nicht nur für Rheingauer Durchschnitts-Protestanten war das aber ‚typisch katholisch'! Protestantismus hat es für den dogmen- und kultkritischen Protestanten eher mit aufrichtiger Gesinnung und ‚Moral' zu tun: „Das Wesen des Protestantismus kann als eine Lebensform, eine Haltung, als Ethos umschrieben werden. Es kann deshalb auch nicht deckungsgleich mit einer Institution sein. Seine Prinzipien der Autonomie und der Gewissensverantwortung machen ihrerseits eine Distanz zur Kirche, kirchlicher Lehre usw. notwendig. Kirche kann und darf dem Protestanten und der Protestantin nicht vorgeordnet sein. Es ist umgekehrt" (Wolfgang Lück). ‚Gemeinde' dürfe gerade nicht auf die ‚Gemeinde unter Wort und Sakrament', also auf die Gottesdienstgemeinde beschränkt werden, wie dies z.B. im Gefolge der sog. ‚Dialektischen Theologie' um Karl Barth und ihrer Rezeption im ‚dahlemitischen Flügel' der ‚Bekennenden Kirche' der Fall ist. Dieser Streit bestimmte die evangelische Theologie des 20. Jahrhunderts. Karl Barth und seine Schule hätten – so z.B. Richard Ziegert – eine radikale Verkirchlichung, Entwissenschaftlichung und Politisierung der Theologie befördert, deren Folge eine bisher unbekannte Ideologisierung der protestantischen Welt, ihrer Kulturarbeit wie ihres sozialen und politischen Engagements sei.

Vor allem nach 1945 proklamierte ein sich auf Barth berufender protestantischer Klerikalismus mit seinem pfarrherrlichen Machtbewußtsein einen zunehmend linkspolitischen Messianismus als neue

protestantische Lebensform, wozu auch eine ‚Mythologisierung des Kirchenkampfes', der wohl eher ein binnenkirchlicher ‚Kreuzzug gegen den Neuprotestantismus' (= Liberale Theologie z.B. von Adolf von Harnack, Martin Rade, Ernst Troeltsch) als ein Kampf gegen den Nationalsozialismus war, gehörte. Für den Liberalen Protestantismus (z.B. Ernst Troeltsch) ist das Christentum „die entscheidende und prinzipielle Wendung zur Persönlichkeitsreligion gegenüber allem naturalistischen und antipersonalistischen Verständnis Gottes. Dieser allgemein historische Charakter des Christentums prägt sich ... aus als die Idee, die menschlichen Seelen durch die Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott erlösend und heiligend zu Gott emporzuheben und sie in Gott zu verbinden zu einem Reiche der aus Gott stammenden und auf Gott gerichteten ... Persönlichkeiten." Diese ‚liberal' und ‚undogmatisch' klingende Formulierung schließt sich an die mit dem Namen des großen evangelischen Theologen und Philosophen Friedrich Schleiermacher (1768-1834) verbundene liberal-theologische Tradition an, die sich aber auch in pietistischen Transformationen findet, ebenso bei konservativen Kulturlutheranern. Entscheidend sind dann Stichworte wie Autonomie bzw. Mündigkeit oder Freiheit, Glauben als persönliches gewissensmäßiges Überzeugtsein, Vorordnung des Ethos vor Kultus und Dogma.

Diese Vorstellungen trafen auf die ‚Revolution' in der protestantischen Theologie nach dem Ersten Weltkrieg mit dem Ziel einer Generalrevision des Gottesverständnisses, derzufolge Gott als souveräner Herr über Welt und Geschichte und nicht als ‚Provinz im Gemüt', als ‚Seele' oder als ‚Faktor der Kultur' verstanden wurde und die leidenschaftlich eine idealistische, auf dem Erbe von Aufklärung und Liberalismus aufruhende ‚verbürgerlichte Religion' mit ihrer Synthese von Christentum und Kultur bekämpfte.

Die Wirklichkeit Gottes sei durch den liberalen Kulturprotestantismus zu einer ‚Moral' herunterinterpretiert worden und verkommen: So lautete der Vorwurf der ‚Krisentheologen' (z.B. Friedrich Gogarten; Karl Barth) an die neuprotestantische Theologie von Friedrich Schleiermacher bis Adolf von Harnack und Ernst Troeltsch. Demgegenüber vertraten sie eine ‚Theologie des Wortes', in dem allein Offenbarung sich vollziehe, ‚wann und wo Gott will'. Das ‚Je-und-Je' wurde zum Leitbegriff dieser Theologie mit ihrem Glauben an die Vollmacht der Predigt. Kritiker dieser Theologie sprachen von einer ‚Bomben- und Granaten-Theologie', von einer ‚Revolutionstheologie', von einem ‚Offenbarungspositivismus' usw. „Daß es predigt, wie es regnet – das soll jetzt die Theologie legitimieren": So formulierte es der Marburger liberale Theologe Theodor Siegfried.

Habermas als Spracherzieher?

Spätestens in den 1960er Jahren machte sich auch in der EKHN ein Unbehagen nicht nur an dem kirchenpolitisch zur kirchenleitenden Theologie gewendeten Linksbarthianismus bemerkbar. „Nach der Diskussion um die existentialistische und die hermeneutische Theologie ... kam die Entdeckung der Psychologie als eine Art Hilfswissenschaft für die Theologie hinzu... Aber dann entdeckten die ganz Schnellen die Soziologie als neue Hilfswissenschaft für die Theologie. Da ging es um Strukturen, die ganze Gruppen und nicht nur einzelne fremdbestimmten... Wo war aber die Theologie abgeblieben bei denen, die sich in Soziologie oder Psychologie ganz und gar hineinbegeben hatten?" (Gerhard Müller). Besonders schwierig war die Beantwortung dieser Frage bei Disziplinen, die sich, wie z.B. die Religionspädagogik oder eine ‚Gemeindeberatung', nicht mehr als ‚pure Anwendungswissenschaften' traditionell etablierter Disziplinen verstehen wollten, sondern – auch im Blick auf eigene (Finanz-)Ausstattungen usw. – auf ‚eigenständige' Theoriebildungen bedacht waren. Da bot sich vor allem die ‚Kritische Theorie' in ihren verschiedenen Spielarten an, die Unabhängigkeit von den jeweiligen anderen theologischen Fakultätsdisziplinen, aber auch von den institutionalisierten Kirchen bieten sollte. Dies brachte große Sprachveränderungen mit sich! Das bisherige Theologendeutsch genügte schlicht nicht mehr! Vor allem Jürgen Habermans wurde zum neuen ‚Sprachlehre'" auch im Blick auf das Verhältnis von Protestantismus und Moral! ‚Identität' und ‚Kommunikation' wurden neue Fahnenworte. Kurz: Es ‚habermaste' kräftig!

Schleiermachers Einspruch

Friedrich Schleiermacher hatte in seinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" 1799 die Autonomie des Religiösen betont und Religion strikt von Metaphysik und Moral unterschieden. Frömmigkeit, so der Berliner Prediger 1799, sei kein Wissen oder Handeln, sondern ein ursprüngliches Gefühl, in dem sich die elementare Abhängigkeit von Gott erschließe. Den christlichen Erlösungsglauben mit Moral gleichzusetzen verfälsche das Evangelium. Es sei kein Programm zur

Selbstverbesserung des Menschen und seiner Welt. Vielmehr bezeuge es jene Gnade, die innerlich zerrissene, entfremdete Sünder von Angst und Schuld frei mache. „Schleiermachers Anliegen ist es, eine Theologie zu entwickeln, die auf der Grundlage einer eigenen Theorie den Gegenstand ihrer Wissenschaft definiert. Damit wendet er sich sowohl gegen das Verfahren der Metaphysik, die das Absolute in einem ontologischen Kontext zu beweisen versucht, als auch gegen den Ansatz der Aufklärung, Religion auf Ethik zu reduzieren. Er vertritt dagegen die Auffassung, daß der Ausgangspunkt der Theologie das ‚religiöse Selbstbewußtsein' des Menschen ist. Dieses ist auf das Gefühl begrenzt und findet im religiösen Leben seinen historischen Ausdruck" (Klaus Ebert).

Im deutschen Protestantismus hat Schleiermacher damit schon im 19. Jahrhundert nur wenige Nachfolger gefunden. Gerade bei den religiös Konservativen setzte sich eine Moralisierung christlicher Symbole durch, gespeist auch aus antimodernistischen Affekten gegen eine als unsittlich und amoralisch empfundene bürgerliche Gesellschaft.

In unseren Tagen hat nicht nur Margot Käßmann die Traditionen dieses Moralprotestantismus beerbt. Wenn dessen Vertreter und Vertreterinnen sich dann von der Kanzel herab ins Politische ‚einmischen', argumentieren sie oft populistisch in Mustern moralisierender Vereinfachung, was in nicht wenigen Fällen auch eine Überforderung der Zuhörer einschließt. Was sollen sie nicht alles bewerkstelligen?!

Zum moralprotestantischen Pfarramtsverständnis

Schon um 1800 entwarfen deutsche idealistische Denker in zahlreichen Essays und gelehrten Traktaten das ‚Prinzip des Protestantismus', um die grundlegenden Unterschiede zwischen Katholizismus und Protestantismus auf den Begriff zu bringen. Dabei war die Absicht leitend: Das ‚protestantische Prinzip' sollte als die modernere, freiheitlichere Form des Christentums erwiesen werden, was dann z.B. für das weitere Kirchen- und Pfarramtsverständnis dogmatisch und auch kirchenverfassungsmäßig nicht ohne Folgen blieb. Protestantische Pfarrer repräsentieren keinen eigenen geistlichen Stand.
Von diesem Ansatz her wird das Pfarramt im protestantischen Diskurs strikt funktional, vom Verkündigungsauftrag her, definiert. Mit der Lehre vom ‚Priestertum aller Gläubigen' wurde das geistliche Amt entklerikalisiert, gleichzeitig aber jeder einzelne Christ als eine ‚geistliche' Person definiert, was eine wichtige Konsequenz in Richtung eines ‚Moralprotestantismus' nach sich: „Früh schon verband sich damit die Vorstellung, daß jeder evangelische Christ, keineswegs nur der Pfarrer, seinen Gnadenstand durch eine besonders vorbildliche, tugendhafte Lebensführung zu bewähren habe... Hier wird das Sakrale verweltlicht und zugleich die Welt sakralisiert" (Friedrich Wilhelm Graf). Dieses Verständnis von ‚Christsein' beschränkte sich gerade nicht auf die protestantischen Großkirchen. Der Moralprotestantismus ist vielmehr auch ein wesentliches Kennzeichen gerade auch des freigemeindlichen bzw. freichristlichen Christentums mit seiner Moralisierung weiter Lebensgebiete. Man legt, wie z.B. im idea-Protestantismus, die moralische Meßlatte gerne an die ‚Landeskirchen' an, um daraus für die eigene Gemeinde Kapital zu ziehen. Dieses Moralisieren verbindet sie übrigens auch mit frömmigkeitlich eigentlich entgegengesetzten Tendenzen wie z.B. mit der auf Emotionalisierung setzenden Medialisierung des Privaten bei Margot Käßmann. Auch sie schwimmt auf der aktuellen Dilettantismuswelle als dem ‚großen Welttheater der Selbstverwirklichung': „Landauf, landab scheppert das Mantra aus den Gebetsmühlen der Lebensberater, der Coachs. Als weltoffene Patres wie der omnipräsente Anselm Grün, als Popularphilosophen, als gestandene Mütter oder als abgedankte Manager, mit und ohne Gottesbezug, wissenschaftlich untermauert oder ganz einfach gestützt auf die eigene Erfahrung wie der Pilger Hape Kerkeling, führen sie uns auf allen Kanälen der Mediengesellschaft zu der Erkenntnis, daß man Bedeutung nur erlangen wird, wenn man sich selbst bedeutend empfindet" (Thomas Rietzschel). Mit diesem Dilettantismus der Unterhaltungsgesellschaft hängt auch der Moralismus eng zusammen: „Das Publikum insgesamt will lieber unterhalten als aufgeklärt sein... An die Stelle der analytisch vernünftigen rückt immer öfter die moralisierende Darstellung: Ressentiments kommen ins Spiel; dem sprichwörtlichen kleinen Mann wird nach dem Munde geredet. Er darf sich daran delektieren, wie die Prominenten mit ihrem Privatleben öffentlich vorgeführt werden, wie sie ihre Liebesabenteuer eingestehen und Abbitte leisten müssen, als stünde man auf Du und Du" (ebd.)

Zur Pluralisierung von ‚Religion'

Friedrich Schleiermacher hat, wie bereits erwähnt, die Autonomie des Religiösen betont und Religion strikt von Metaphysik und Moral unterschieden, damit allerdings im deutschen Protestantismus schon im 19.Jahrhundert nur wenige Nachfolger gefunden. Die sich durchsetzende Moralisierung christlicher Symbole führte dann auch zur fast uferlosen Frage nach dem Verständnis von ‚Religion'. Religiöse

Sprache ist offenbar mehr als andere Sprachen von persönlichen Sinninvestitionen, spezifischen Gebrauchskontexten und Funktionszusammenhängen mitbestimmt. Die verschiedenen Zugangsweisen zur ‚Religion' und deren Beurteilung setzen vorgängige Wertentscheidungen voraus:

- z.B. diejenige der Religionskritik (Feuerbach → Karl Marx, Dawkins → Feuilletonismus),
- z.B. diejenige der sich eher an Gruppen und Kollektiven orientierenden klassischen Religionssoziologie (Weber, Durkheim, Troeltsch, Simmel);
- z.B. diejenige der individual-anthropologisch vorgehenden neueren Wissenssoziologie (Scheler, Gehlen, Plessner, Berger, Luckmann).

Grenzüberschreitende Kommunikation von Religion mit ihren Globalisierungseffekten in Richtung auf einen privatisierten, unregulierten religiösen Ideenmarkt sowie eine Hochkonjunktur von ‚Genetiv-Theologien' (‚Theologie der...') auch als ‚Milieutheologien' für bestimmte Gruppen, bei denen der jeweilige ‚Gruppengott', klientelspezifisch privatisiert und funktionalisiert, auch als Garant kollektiver Identität dient, provozieren auf der anderen Seite auch den erwähnten ‚streng' auf den ‚biblischen' Gott bezogenen sog. ‚Fundamentalismus' auch in ‚evangelikaler' Gestalt, der sich mit der einst von Pietismus und Erweckung abgelehnten starren, es-haften, doktrinär vorgegebenen, auf „objektiven" Fundamenten beruhenden kirchlichen Dogma panzert. Der jüdische Kulturphilosoph Ludwig Marcuse, ein Schüler des liberalprotestantischen Theologen und Religionstheoretikers Ernst Troeltsch, hat im Blick auf die Vielgestaltigkeit des Christentums von ‚den Christentümern' gesprochen, und der britische Historiker Peter Brown von den vielen ‚micro-christendoms'.

Trotz dieser Kritik an homogenitätsfixierten Bildern von ‚Religion' hat allerdings der reflektierte Gebrauch der Singulare Judentum, Christentum und Islam sein Recht, bleiben doch auch angesichts aller ‚Götterwanderung' und Mythentransfers z.B. zwischen den drei ‚abrahamitischen' Monotheismen und unbeschadet der hohen Plastizität religiöser Bildsprachen Judentum, Christentum und Islam in Heiligen Texten, religiösen Institutionen, theologischen Denkstilen und ethischen Überlieferungen elementar getrennt. Dies gilt z.B. auch angesichts des (nicht nur) bei Klaus-Peter Jörns begegnenden, auf einer Religionssoziologie (Thomas Luckmann) und Kulturtheorie (Jan Assmann) aufbauenden und mit liberalem Pathos vorgetragenen, allerdings individualistisch überzogenen ‚Evangelium' einer Liebe, die alle Gegensätze und Konflikte von Menschen, Kulturen und Religionen als einer Art religiösem ‚Weltkulturerbe' oder ‚Weltreligionserbe' für ‚Weltbürge'" aufheben soll.

Zu diesen eher wissenschaftsinternen Problemen kommt die Wahrnehmung komplexer Umbruchsituationen, die Stichworte wie Ökumene bzw. multikulturelle/ multireligiöse Gesellschaft anzeigen, prozeßwütige, als Humanisten firmierende atheistische Agnostiker und Freigeister, Ethno-Theologien mit ihrer Verknüpfung von Nationsmythen mit religiöser Symbolsprache, ‚Fundamentalisten' aller Couleur mit ihrer hohen religionssemantischen Anfälligkeit für alle möglichen Ideologien, höchstrichterliche Tendenzen, die negative Religionsfreiheit der positiven vorzuziehen, die Abdrängung des Religiösen in den Privatbereich, der Verdacht der Belanglosigkeit und des Produzierens von ‚Gutmenschenpapieren', die zwar eine ‚reine Gesinnungsethik' verkörpern, aber politikuntauglich sind, anzeigen. Was manche sonst divergierenden Konzepte allerdings eint, ist der Versuch, sie nicht länger von einem ‚Kirchen- bzw. Institutionsbezug' her zu entwerfen. In historischer Perspektive wurde seit der Aufklärung ‚Religion' z.B. als ein verschieden begründetes, zur ‚wahren Menschlichkeit' gehörendes ‚natürliches Bedürfnis' verstanden. Von dieser ‚natürlichen Religion' sind heute aber nur vage Äußerungen einer Schrebergärtner-Religion wie die, daß man Gott auch in ‚der Natur' antreffen und verehren könne, oder mystische Versatzstücke übrig geblieben.

Denkender Glaube

Nachdenken über Gott: Da wird schnell deutlich, daß es schon innerhalb des Christentums (historisch genauer: der ‚Christentümer') keine einheitliche Theologie gibt. Theologie wird auch hier in ganz unterschiedlicher Weise getrieben. Bisher hat hier die ‚historisch-kritisch' verfahrende Theologie einen gewissen Vorsprung. Dies hat neben historischen Gründen auch solche wissenschaftstheoretischen Charakters. Daneben spielen Gründe des öffentlichen Diskurses über ‚Religion' eine wichtige Rolle. Die in den Bibeltexten vorausgesetzte ‚Wirklichkeit' wird dann mit Mitteln der als exemplarisch ‚wissenschaftlich' geltenden historischen Kritik bestimmt, deren Wirklichkeitsbegriff sich bekanntlich ausschließlich an wiederholbaren und überprüfbaren Daten orientiert. Wie steht es unter diesen Verstehensbedingungen dann mit dem Glauben an die Gottessohnschaft Jesu? Wir müssen sagen und be-

gründen, was wir unter diesen Verstehensbedingungen unter (auch ‚religiöser') *Realität* im Unterschied zu *empirischer Wirklichkeit* verstehen. Wie können wir das tun?
Wir können vormodern-evangelikal reagieren und einfach das wörtliche Verständnis der Bibel ins Feld führen. Wir können aber auch vormodern-katholisch reagieren, wie es z.B. Papst Benedikt XVI. in seinem Jesus-Buch getan hat: Die katholische Kirche hat von Anfang an die beste Philosophie und damit auch Theologie gehabt. Und aus diesem theologisch-philosophischen Ansatz werden dann auch ‚historische' Konsequenzen gezogen.

Wir können auch ‚modern' reagieren und nach dem Muster des Philosophen Immanuel Kant zwischen theoretischer und praktischer Vernunft, zwischen Wissen und Glauben unterscheiden und von der praktischen Vernunft her dann den Glauben dem Wissen vorordnen. Die Ethik kommt dann vor die Dogmatik! Dies ist dann der Ausweg der ‚Liberalen Theologie' eines Albrecht Ritschl und Adolf (von) Harnack.

Um aus ‚historischen Fallen' herauszukommen, stimme ich eher einer neueren ‚pragmatischen', vor allem auch an ‚religiöser Sprache' interessierten Religionsphilosophie (z.B. Hermann Deuser im Rückgriff auf Charles S. Peirce und Robert C. Neville) zu, die davon ausgeht, daß das Verstehen des biblischen Zeugnisses auch von bestimmten (sprachlichen) Rahmen abhängig ist. Ein Beispiel: Während das Reden von ‚Auferstehung' zur Zeit der frühen Christen noch ‚plausibel' war, ist dies für heutige Zeitgenossen, die von der grundlegenden Unterscheidung zwischen ‚Glaube' und ‚Wissen' ausgehen, nicht mehr einfach vorauszusetzen. Es gilt nun, die Zeitgenossen darauf aufmerksam zu machen, daß Glaube und Wissen auf einen gemeinsamen Rahmen angewiesen sind. Schon die Erschließung von ‚empirischer Wirklichkeit' bedarf der übertragenen Rede. Weiter: Eine Verständigung mit mir selbst bedarf ebenfalls vorrationaler Bilder. Und: Religiöser Glaube wird ebenfalls durch übertragene Redeformen getragen. Jeder, nicht nur der ‚Religiöse', braucht Bilder! Kurz: Wissen ohne Glauben ist ebenso haltlos wie Glaube ohne klärendes Wissen dessen, was geglaubt wird. Es geht um *Denkenden Glauben* (Hermann Deuser): „Die Präsenz des Göttlichen geschieht vermittelt, und diese Vermittlung gehört wesentlich zum Begriff der ‚göttlichen Dinge'. In dieser Perspektive kann die Theologie den christlichen Glauben betont und treffend als ‚denkenden Glauben' charakterisieren. Das heißt, der Glaube ist nicht versetzt in ein ansonsten unzugängliches Jenseits, sondern der Glaube vermittelt, bezeugt und denkt die vorausliegende Wirklichkeit der ‚divine matters' unter und in den vollständigen Bedingungen dieses Lebens. ‚Denkender Glaube' ist demnach eine begründete Bestimmung für die menschliche Reaktionsform auf die göttliche Wirklichkeit und Wahrheit – und bezeichnet damit zugleich den Ursprungsakt der Theologie. Denn jede ernsthafte Auseinandersetzung mit der divina veritas, den ‚göttlichen Dingen', zieht die betroffenen Menschen als glaubende und denkende in diesen Wirkungsbereich hinein. Deshalb wird jeder Glaube wie von selbst theologisch..."

‚Nachhaltigkeit' als neuer Gottesname?

Der deutsche Protestantismus befindet sich derzeit in einer widersprüchlichen Situation. Die Volkskirche stellt sich dar als ein offener ‚Markt der Möglichkeiten' mit einem breiten Pluralismus konkurrierender Frömmigkeitsstile, politischer Weltdeutungen und kultureller Einstellungen. Die Legitimität dieses protestantischen Pluralismus ist in der Kirche allerdings rechts und links durch die Beschwörung von ‚Eindeutigkeit' umstritten.
Als Musterbeispiel gilt hier der sog. ‚Kirchenkampf' als eine vieldeutige, moralisch-symbolisch hoch aufgeladene Selbstbezeichnung seitens der historischen Akteure, die ursprünglich den theologisch-kirchenpolitischen Auseinandersetzungen der 1930er Jahre entstammte, nach 1945 rasch zum Epochenbegriff der ‚Kirche im Nationalsozialismus' schlechthin aufstieg und bald zum kanonisch verfestigten Geschichtsbild gerann: Im ‚Dritten Reich' kämpfte die ‚wahre', ‚rechtgläubige' ‚Bekennende Kirche' (BK) in eher defensiver Haltung gegen die offensiven, totalitären Übergriffe eines antichristlichen NS-Staates und gegen die ‚Deutschen Christen' (DC) als seiner kirchenpolitischen Spielart.

Diese ‚kirchennahe Grunderzählung' ist inzwischen allerdings nicht nur bei Allgemeinhistorikern in die Kritik geraten! An die Stelle einer ‚kirchlichen Zeitgeschichte' im Sinne einer Leidens- und Opfergeschichte der ‚Bekennenden Kirche' müsse eine ‚Kirchenzeitgeschichte' im Sinne einer kritischen historischen Rekonstruktion des gesamten Protestantismus auch als sozialmoralisches Milieu einschließlich seiner Verflechtungen mit dem Nationalsozialismus treten, zumal inzwischen nicht wenige, als moralisch geltende Selbstbilder der führenden deutschsprachigen protestantischen Theologen des 20. Jahrhunderts Risse und Sprünge erhalten haben. Durch konsequente Historisierung dekonstruierte

neuere Theologiegeschichtsforschung nicht nur die Mythen der Bekennenden Kirche, sondern auch die heroischen Selbstbilder eines ‚Religiösen Sozialismus', der sich gern als Avantgarde im Kampf gegen den ‚Faschismus' und Nationalsozialismus pries und mehr als jedes andere Lager des deutschen Protestantismus das ‚bessere, politisch-moralisch integre Deutschland zu repräsentieren beanspruchte. Distanzierte historische Blicke zeigten jedoch: Der ‚Religiöse Sozialismus' war ebenso wenig wie die rechtsrevolutionäre Bewegung eine in sich einheitliche, durch klare politische Abgrenzungen bestimmte Bewegung, vielmehr waren die einzelnen Gruppen in sich hochdifferenziert und gegenseitig dynamisch durchlässig" (Friedrich Wilhelm Graf). Auch im Blick auf die Frage eines ‚Widerstandes' gegen den Nationalsozialismus ist man vorsichtiger geworden. Ein wichtiges Beispiel ist hier auch die verwandtschaftlich und vereinsmäßig abgesicherte Rezeption und Bewertung Dietrich Bonhoeffers. „Bonhoeffers radikale Individualismuskritik kann für die protestantische Theologie des 20. Jahrhunderts als weithin repräsentativ gelten. Selbst politisch so gegensätzlich orientierte Theologengruppen wie die ‚Religiösen Sozialisten' und die radikal konservativen konfessionellen Lutheraner stimmten in der Weimarer Republik darin überein, daß Individualismus der Inbegriff des theologisch Illegitimen, nämlich Manifestation der Sünde sei. Dieser individualismuskritische Grundkonsens prägt auch noch die theologische Diskussionslage im bundesdeutschen Protestantismus der Gegenwart... Der Streit um die Volkskirche ist in seinem Kern ein Streit um die christliche Legitimität dieses Pluralismus und Individualismus" (Friedrich Wilhelm Graf). Zu diesem durchaus modernen antimodernistischen Protest gegen die gesellschaftliche Modernisierung gehört aber auch der Nationalsozialismus! „Die NS-Diktatur markiert keine eigene Epoche der neueren Theologiegeschichte... Faktisch wurden nur die überkommenen innertheologischen ‚Paradigmenkämpfe' fortgeführt" (ebd.).

Auf der anderen Seite werden theologische Aspekte heute öfters ‚einplaniert', d.h. eher vergleichgültigt. So versuchen z.B. manche sozialgeschichtlich getönte Forschungsansätze in eher objektivistischer Manier durch die Bestimmung von sozialer Lage, politischer Ideologie oder gesellschaftlicher Großkonflikte die Problemlagen und Produktionen der kulturellen Felder einschließlich der Religionskultur zu ‚erklären', was aber ebenfalls bestimmte vorausgesetzte ‚Grundierungen' nicht ausschließt. Außerdem: Auch die subjektive Wahrnehmung der jeweiligen Alltags- und Lebenswelt mit ihren konkreten Lebensumständen ist ausdrücklich als unumstößlicher Bestandteil der historischen Realität anzuerkennen, ohne darüber allerdings den auch ‚sozialen' Charakter der Kognitionen und Emotionen zu vergessen. Es gilt, beide Sichtweisen miteinander zu verschränken!

Ich schließe mit einem Blick auf die vom ‚Barthianismus' wesentlich mitbestimmte ‚Kirchenleitungstheologie' in der EKHN nach 1947 mit ihrer Tendenz zum theologischen Totalitarismus, ja zu einer radikalen Theologisierung des gesamten Wirklichkeitsverständnisses, was sich dann auch in der Erfassung und Gestaltung der aktuellen politischen Lage bemerkbar machte, die in nicht wenigen Fällen (z.B. Wiederbewaffnung) dem Pathos letzter Entscheidungen ausgeliefert wurde. Die Einmischung von der Kanzel herab ins Politische geschah aber meistens populistisch in Mustern moralisierender Vereinfachung. „Den Protestantismus als Religion und Lebensführung gibt es [dann] nicht mehr, dafür haben wir die Nachhaltigkeit" – so der religionssensible Bildungsbürger Gustav Seibt. Wem nichts mehr einfällt, dem bleibt das Moralisieren, und darin sind die Kircheneliten besonders stark. Statt Nachdenken setzt man in der Attitude prophetischer Besserwisserei ‚ein Zeichen'. Gern wird semantisch hochgerüstet, und unter dem ‚Weltfrieden' oder der ‚Bewahrung der Schöpfung' tut man es nicht. „Der Kanzelprophet ist meist aber ‚nur ein aufgeregter Kleinbürger in biblischer Verkleidung' (Johann Hinrich Claussen), der die bittere Armut jenseits der Meere dafür instrumentalisiert, die eigene theologische Gedankenlosigkeit zu kaschieren..." (Friedrich Wilhelm Graf). Schleiermachers Einspruch gegen eine Verwechslung von Religion mit Moral ist noch nicht überholt!

Zwischen Hybridauto und Hypermoral: Es predigt nicht nur in der Kirche!

Wenn es nach den öffentlich bestellten Vertretern der gesellschaftlichen Interessen, den Meinungsführern der kirchlichen und der literarisch-künstlerischen Bezirke sowie der berufsmäßigen Erzeuger, Verwalter und Vertreter der Öffentlichkeit ginge, müßten wir vom Bundespräsidenten bis zum Neugeborenen eigentlich alle sehr schlecht schlafen, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen. Bei der Benennung der Gründe lasse ich mir gerne von dem WELT-Journalisten Richard Kämmerlings helfen: Wer auf die Kanaren fliegt, zerstört seinen Kindern die Atmosphäre, wer zu Hause bleibt und ins Steakhaus geht, aber auch. Rund um die Ernährung hat sich inzwischen ein ganzes Gesetzbuch an Geund Verboten entwickelt, der keinen Supermarkteinkauf und keinen Restaurantbesuch unbehelligt läßt. Da wird im ‚weltlichen' Büßerhemd die ‚Erbsünde' schnell als ‚ökologische Menschheitssünde' dekliniert.

Doch Ernährung ist nur – vor allem wegen ihrer Vermischung von Diät-, Gesundheits-, Ökologie- und Tierschutzfragen – ein besonders lautes und unübersichtliches Schlachtfeld zeitgenössischer Hypermoral. Kein Autotestbericht kommt inzwischen ohne die mahnende Abwägung zwischen ‚Fahrspaß' und Benzinverbrauch aus; selbst die CO_2- Bilanz von Haustieren wird inzwischen ausgerechnet (ganz schlecht übrigens sind da Katzen!). Und auch das Internet hat längst seine Unschuld verloren – pro Google-Abfrage wird 0,2 Gramm Kohlendioxyd freigesetzt. Also auch die fortschrittliche Facebook-Gemeinde als Ökosünder?

Aber nicht nur die Ökologie, auch Demografie und gerade neuerdings das private Wirtschaften wird zum Gegenstand des Moralisierens: Schlecht muß sich fühlen, wer zu wenig Steuern zahlt oder zuviele Sozialleistungen kassiert, zu wenige oder auch zu viele Kinder hat. Oder ihnen die falschen Klamotten anzieht, entweder zu teure (Designerläden!) oder auch zu billige (Sweatshops!). Spätestens seit der Siebzigerjahren – die Kritik des Club of Rome an der Ideologie des ständigen Wachstums läßt hier grüßen! – hat sich die moderne Gesellschaft zu einer Schuldgemeinschaft entwickelt, die nicht nur finanziell dauerhaft über die eigenen Verhältnisse lebt (und so, wie es der Polit-Topos will, die Lasten ‚späteren Generationen' aufbürdet), sondern auch im Alltag dauernd moralisches Minuskapital anhäuft. Während die christliche Religion (hierzulande) ihre Geltung für die alltägliche Lebensführung wenigstens zum Teil verloren hat – am deutlichsten in der völlig deregulierten Sexualität, einst der sensibelste Bereich der Moral – wird eine Alltagssphäre nach der anderen unter säkularen ideologischen Vorzeichen, auch mit Hilfe schwarzer und roter Roben – der frühere Bundeskanzler Schröder sprach hier sogar von ‚roten (und schwarzen) Ärschen'– durchmoralisiert. Das aus der Forstsprache stammende Modewort ‚nachhaltig' ist das neue Ersatzwort für ‚gottgefällig'!

Kaum ein Lebensbereich scheint aus dieser Schuldgemeinschaft ausgenommen zu sein: Als egoistische Schmarotzer der Steuergesetzgebung und des Rentensystems müssen sich Kinderlose fühlen. Jüngere CDU-Politiker möchten ihnen am liebsten dafür Strafsteuern aufhalsen. Wer Kinder hat und sie in die Kita steckt, zählt zu den Rabeneltern, die nur die eigene Karriere im Sinn haben. Und wer sich den Luxus leistet, sie zu Hause zu erziehen, wird zumindest dem Vorbild von Ursula von der Leyen oder dem Stinkefinger von Peer Steinbrück nicht gerecht! Als Erdaufheizer darf jeder Autofahrer gelten und erst recht jeder Ferntourist. Jeder Fleischesser ist ein Tierquäler, und ein Sklavenhalter ist, wer zu billige, weil von Kindern hergestellte Kleidung oder unter giftigen Dämpfen zusammengebastelte Smartphones kauft. An der Finanzkrise sollen wir – wenigstens nach dem Urteil namhafter Vertreter aus Ramsch-Ländern – selbst Schuld tragen, schließlich wollten wir alle in Saus und Braus leben und ein Eigenheim mir nichts, dir nichts finanziert bekommen. Und wenn Nikotin tötet, dann ist Rauchen eben Mord oder mindestens Totschlag. Und wer nicht raucht, schädigt den Staat, weil er die Tabaksteuer auf seine Weise ‚hinterzieht'.

Ein Grundparadox ist dabei, daß wir in einem System leben, das alles über den Preis regelt, zugleich aber moralischen Druck aufbaut, nicht das billigste (Fleisch, T-Shirt, Auto, Energie), sondern das moralisch oder abgastechnisch sauberste zu kaufen, auch wenn es nur ‚ein paar Pfennig' (gemeint sind cents) mehr kostet wie z.B. auch die ‚Energiewende' mit ihren ‚NUZIS' (= die an der sog. ‚Energiewende' Milliarden verdienenden ‚Windbeutel-, Fäkalien- und Wildkräuterbarone' an Stelle der natürlich viel zu hohe Gehälter und ‚Boni' einstreichenden ‚Manager' von RWE und E.on usw. als ‚Nutz-

nießer'). Umgekehrt ist Verzicht nur im Modus eines alternativen, aber eben auch noch luxuriösen Konsums vorstellbar, sonst geht die Wirtschaft pleite! Das ist ein klassisches ‚Double-bind', aus dem wir nicht rauskommen. Nicht Qualität hat ihren Preis, wie suggeriert wird, sondern der Grad ethischer Unbedenklichkeit. Mit dem teuren Hybridauto kauft man das gute Gefühl mit, wobei die Entschuldung nie vollständig, sondern immer nur in Klein- und Kleinstschritten erfolgt. Auch der tollste Elektromotor muß irgendwoher seinen Strom beziehen, und die Windkraftanlage zerstört vielleicht nicht das Klima, dafür aber das Landschaft und schreddert Vögel. Und das nur, damit das papiersparende E-Book Ökostrom hat! Neue, immer feinere Sensibilisierungen für das Leiden der Kreatur, bedrohte Lebensformen, Allergierisiken sorgen dafür, daß immer noch genug im seelischen Dispo bleibt, von dem sich immer weiter erhöhenden Bedarf an ‚Lappen' (Diplomen) für immer neue (akademisch ausgebildete) Kontrolleure einmal abgesehen. Die Universitäten werden immer mehr Berufsschulen für Kontrolleure, die Kontrolleure kontrollieren! Wie viele Akademiker kontrollieren Akademiker! Und öfters abgebrochene Akademiker sind als Journalisten die allwissenden Oberkontrolleure. Das neue Glaubensbekenntnis lautet: ‚Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser!' Lenin läßt grüßen! Oder irgendwelche Funktionäre oder Journalisten! Zufriedenstellende Ergebnisse bei Kontrollen kosten leicht den eigenen Job! Kann es z.B. eine saturierte Gewerkschaft geben? Mängel sind gefragt! Davon Abweichendes darf nur in Nebensätzen vorkommen (z.B. ‚Keine gesundheitsschädlichen Auswirkungen').
Alles das kostel Geld, viel Geld! Das notwendige Minuskapital besteht nach der Parteiwerbung zwar nur aus ‚Pfennigbeträgen', die sich aber ständig summieren. Die kleinen Sünden straft – frei nach Willy Millowitsch – der liebe Gott sofort, die böse Gesellschaft sorgt aber für eine halbbewußte Gefühlslage nie abzahlbarer Dauerbuße, für die einst das Jenseits zuständig war. Das tägliche Fegefeuer köchelt zwar auf Sparflamme, hört aber nimmer auf. Wer noch guten Gewissens lebt, reist, verbraucht, der hat sich eben einfach noch nicht genug über die Folgen informiert. Subjektive Unschuld ist objektive Ignoranz. Noch nie etwas von ‚Flugtomaten' gehört? Und wie kann man ‚Tiere essen', wenn man den gleichnamigen ‚Schlachthofreport' von Jonathan Safran Foer nicht gelesen hat?

Die Großdebatten – Atomausstieg, Erderwärmung, Rentenkassen – färben dabei immer wieder auf die einzelne Lebensführung ab. Gerät die demografische Krise in den medialen Focus, erscheint auf einmal eine bis dahin vorbildhafte kinderlose Lebensführung als rechtfertigungsbedürftig, obwohl ihre Ökobilanz nicht nur wegen der eingesparten Einwegwindeln deutlich klimafreundlicher ist. Perfiderweise kommen selbst die Imperative der körperlichen und seelischen Selbstoptimierung – Wellness, Anti-Aging, Schönheits-OP – als soziale Gebote daher, als sei es verwerflich, der Mitwelt das eigene schlaffe, welke Fleisch darzubieten.

Der Philosoph Arnold Gehlen hat einst in seinem Werk ‚Moral und Hypermoral' (1969) die Tendenz des modernen Menschen beschrieben, sich nach dem Wegfall religiöser Deutungsmuster für alles Schlimme, was in der Welt geschieht, mitschuldig zu fühlen. Das sei eine Übersteigerung des natürlichen Ethos mit fatalen Konsequenzen. Gehlens Kulturkritik richtete sich damals gegen eine ‚linke' Solidarität mit globalen Befreiungsbewegungen. Heute wären eher weltweite Katastrophen einschlägig, wenn etwa nach Fukushima gerade die sicheren Reaktoren in Deutschland abgeschaltet werden. Und Fukushima wurde und wird in den deutschen Medien weit mehr als anderswo zelebriert!

Die Selbstgerechtigkeit der Hypermoral ist das säkulare Gegenstück zu jener anmaßenden Selbstrechtfertigung des sündigen Menschen, die Martin Luther einst mit dem Verweis auf die göttliche Gnade verwarf: Gerechtfertigt sei der Mensch, wenn überhaupt, nur durch ein göttliches Geschenk, nicht durch eigenes, noch so frommes Tun.
Dem entspricht heute die Unmöglichkeit einer unbefleckten Weste, auch weil die Ziele miteinander in Konflikt liegen. Der Schriftsteller Jonathan Franzen, selbst ein Vogelschutzaktivist, hat das in seinem jüngsten Roman 'Freiheit' selbstironisch an der Figur des Ökoveteranen Walter Berglund durchgespielt, der der übervölkerten und geschundenen Erde zuliebe keine weiteren Kinder in die Welt setzen will. Steht das Handeln jedes Einzelnen unter einer globalen Perspektive, wird angesichts der zahlreichen Übel der Welt ein moralisch gutes Leben zur Unmöglichkeit – das so entstehende Gefühl dauernder Überforderung unter radikalen, einander teilweise widersprechenden Imperativen legt sich vor allem lähmend auf die jüngere Generation wie ein Fatum, ein unentrinnbarer Fallout der Moral. Das Burn-out-Syndrom wird zur Modekrankheit.

Die christliche Lehre ging immer schon davon aus, daß kein Mensch frei von Schuld ist und deswegen der Erlösung durch Jesus Christus bedarf – eine Lehre, die etwa im Klischee eine beispielsweise rhei-

nischen Katholizismus immer schon zur naßforschen Legitimation läßlicher Vergehen genutzt wurde: ‚Wir sind alle kleine Sünderlein' hieß einmal ein Kölner Karnevalsschlager von Willy Millowitsch. Frau Käßmann könnte dazu die Oberstimme singen. Zwar ist die Buße eine Voraussetzung für die Vergebung der Schuld: Aber dennoch kann sie nach christlicher Überzeugung nie aus eigener Kraft, sondern nur durch göttliches Entgegenkommen geschehen.

Der Entlastung durch höhere Instanzen sind wir aber längst verlustig gegangen. Wenn eine Katastrophe geschieht, ergibt sich stets der Anfangsverdacht, daß sie menschengemacht sei. Und irgendeine Kausalkette, und sei sie noch so dünn, reicht immer bis zum Verhalten des Einzelnen, das nur scheinbar harmlos ist. Auch die kleinste Glühbirne läßt ein Stück Polkappe schmelzen. Der Preis für diese Verdünnung der Schuld ins unendlich Kleine ist ihre Allgegenwart. Wir leben mit gebeugtem Haupt, als verdienten wir kein Glück, sondern Strafe. Die Moral hat hier ihre biblische Orientierung verloren, ihr Korrektiv preisgegeben, das sie in der biblischen Lehre von der Rechtfertigung des Sünders hat. Dies hat zur Folge, daß die Moral ‚moralistisch' wird. Das will sagen: „Man erwartet nicht, durch Gott gerechtfertigt zu werden, sondern rechtfertigt sich vor sich selbst und, sei es spontan oder unter Zwang, vor der Gesellschaft. Aber die Gesellschaft pflegt in ihrem Urteil wenig sachlich zu sein; sie ist selten hochherzig."

Psalm 98,1: Ein ‚Neues Lied' zum Abschied

Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder.

Ich lege meiner letzten Andacht im Paulusplatz (29.04.1994) den Wochenspruch für den kommenden Sonntag Kantate (01.05.1994) aus Psalm 98,1 zugrunde: „Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder."

Wenn ich einem Kölner Germanisten Glauben schenken darf, dann ist der Ruhestand der schönste Beruf, den es gibt; nur die Ausbildung dazu dauert viel zu lange! Der bekannte Redenschreiber z.B. für den Altbundeskanzler Helmut Schmidt Thilo von Trotha tröstet mich: „Sie stehen jetzt am Anfang eines neuen Lebensabschnittes, in dem Sie sich neu zu bewähren haben. Denken Sie an Hermann Hesse: ‚Jedem Tag wohnt ein Zauber inne'." Im Blick auf eine Abschiedsrede mahnt Thilo von Trotha als freundlicher Berater: „Der Grundton Ihrer Abschiedsrede sei versöhnlich. Narben aufzureißen – wem würde das jetzt noch nützen? Ende gut, alles gut – auch wenn es ab und zu geblitzt und gedonnert haben sollte... Sprechen Sie den Dank an Ihre Mitarbeiter aus... Wenn über Ihnen noch Vorgesetzte stehen, danken Sie auch ihnen... Verabschieden Sie sich mit guten Wünschen für Ihre Firma und lassen Sie Ihre Rede mit Humor ausklingen." Als weitere Hinweise finde ich: Die Grundstimmung einer Abschiedsrede darf zuweilen gemäßigt resignativ sein. Der Redner sollte schon Gefühle zeigen. Insgesamt wird aber ein positives Ende erwartet. Soweit der Reden-Berater!

In dieser Andacht über Psalm 98,1 zum Abschied vom Paulusplatz nach 24 Jahren dortigen Wirkens geht es auch um eine biographische Auslegung des Psalm-Textes vom ‚Neuen Lied' unter Beachtung der Ratschläge von Thilo von Trotha. Auf den ersten Blick könnte sie so lauten: Habe den Mut zu einem pflegeleichten Abschied! Bedenke doch: „Der Mensch ist stets besser als sein Ruf, aber schlechter als sein Nachruf"! In Darmstadt kommt dann noch der Datterich hinzu: „Mache Sie mich net schamrötlich!" Kurz: Das ‚Neue Lied' hat offenbar viele Texte und Melodien. Einigen will ich nachgehen!

Der Sonntag ‚Kantate' erinnert an Singen und Gesangbuch. Am 16. Oktober 1994 feiert die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau in Frankfurt am Main in der Festhalle ein „Liederfest zur Einführung des neuen Evangelischen Gesangbuches" (EG). Manches im bisherigen ‚Kirchengesangbuch' Gestrichene darf nun wieder mit gutem Gewissen im Gottesdienst gesungen werden. Manches, was bisher z.B. in ‚Singe, Christenheit' als ‚Neues Lied' nur geduldet war, bekommt jetzt offiziellen Charakter. Wir dürfen jetzt z.B. mit Dieter Trautwein ‚schlimmen Schaden heilen' (EG 170,2) und mit ‚Kasseler Zungen' (EG 577,2) bekennen: „Mut und Freiheit, das sind Gaben, die wir bitter nötig haben." Immerhin! Probleme mit dem ‚Neuen Lied' gab es aber auch schon früher! Als einer, der in Rüdesheim am Rhein groß geworden ist, fällt mir ein, daß dort die Einführung des ‚Neuen christkatholischen Gesang- und Gebetbuchs für die Mainzer Erzdiözese' von 1787 nur mit Hilfe von 300 Mann Infanterie, 7 Husaren und 2 auf Nachen verladenen Kanonen gelang. Kurfürst Erzbischof Friedrich Karl Josef von Erthal ließ die Widerspenstigen an der Münze am Marktplatz von Rüdesheim an das Halseisen stellen. Die Haupträdelsführer des Aufstands gegen das neue Gesangbuch bekamen je 8 Prügel und mußten 3 Jahre ins Gefängnis. Der Grund für den von Kapuzinern geschürten Aufstand war: Das neue Mainzer Gesangbuch enthalte ‚Lutherische Gesänge'! ‚Ökumene' war auch damals nicht ganz einfach!

Ich blättere in unserem neuen Gesangbuch weiter! Unter Nr. 805 finde ich das ‚Glaubensbekenntnis von Nicäa-Konstantinopel' von 381. Es steht auch im Grundartikel der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau von 1949. Ich freue mich über diesen Text, der im orthodoxen, römisch-katholischen und auch lutherischen Gottesdienst in der Form der Messe seinen Stammplatz hat; er ist eine theologische Fundgrube. Allerdings komme ich in einen Zweispalt, wenn ich an die zahlreichen Eisenbahnbilder denke, die bisher mein Amtszimmer schmückten. Von dem bekannten liberalen Protestanten Richard Rothe stammt der Satz: *Ich lebe in der festen Überzeugung, daß dem Reiche Christi die Erfindung der Dampfwagen und der Schienenbahnen eine weit bedeutendere positive Förderung geleistet hat, als die Ausklügelung der Dogmen von Nicäa und von Chalcedon.* Die Eisenbahn gehört für Richard Rothe eigentlich in den Grundartikel der EKHN und in das neue Gesangbuch! Da hilft nur die Ökumene weiter! Papst Gregor XVI. verbot damals, jedem die Absolution zu erteilen, der sein Leben auf diesen ‚Teufelsmaschinen' – gemeint war die Eisenbahn – riskiert! Kurz: Das ‚Neue Lied' hat mehrere Texte und Melodien. Zuweilen singt man sie auch gegeneinander.

Das ‚Neue Lied' soll in unserer von Gerhard Schulze so genannten ‚Erlebnisgesellschaft' mehreren ‚Milieus' gerecht werden: (1) einem ‚Niveaumilieu', dessen Mitglieder dem ‚Hochkulturschema' anhängen – mit klassischer Musik, gehobener Literatur, Kunstausstellungen, Theater; (2) einem ‚Harmoniemilieu' mit Blasmusik, Arztroman und Fernsehquiz, durch das ‚Trivialschema' bestimmt; (3) einem um gesellschaftliche Konformität bemühten ‚Integrationsmilieu', das Hochkultur- und Trivialschema miteinander zu verbinden weiß; (4) einem intellektuellen ‚Selbstverwirklichungsmilieu', gekennzeichnet durch ein ‚Pendeln zwischen Mozart und Rockmusik, Kunstausstellung und Kino'; (5) einem ‚Unterhaltungsmilieu', das auf ständig neue Erlebnisreize aus ist, und dem auch ‚Autonome und Skinhaeds' zuzuordnen sind. Niveaumilieu, Harmoniemilieu, Integrationsmilieu, Selbstverwirklichungsmilieu, Unterhaltungsmilieu: Die armen Texter und Komponisten! Nicht nur Gott soll da Wunder vollbringen!

Beim ‚Neuen Lied' denke ich auch an mein bisheriges Arbeitsgebiet ‚Religionspädagogik'! Im früheren Luthertext hieß es in Psalm 84: *Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt.* Vor Gott ist das Amt des Lehrers besonders wichtig. Das war nicht nur Martin Luthers Überzeugung. Deshalb legte er hier seiner Übersetzung den lateinischen und nicht den hebräischen Bibeltext zugrunde. Heute lautet der revidierte Luthertext aber: *Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten und von Herzen dir nachwandeln! Wenn sie durch das dürre Tal ziehen, wird es ihnen zum Quellgrund, und Frühregen hüllt es in Segen.* Statt ‚Lehrer' das ‚dürre Tal' als Metapher für den ‚Bildungsnotstand'! Das ‚Neue Lied' müßte hier heißen: *Wo sind die Lehrer, wo sind sie geblieben?* Sie mußten dem hebräischen Text weichen, und dieser ist ausgerechnet an derselben Stelle verderbt! Der revidierte Luthertext mit seinem ‚dürren Tal' könnte hier eher die Berufshymne so mancher Pfarrerinnen und Pfarrer sein, die der nicht einfachen Schule entfliehen möchten! Das ‚Neue Lied' hat offenbar mehrere Texte und Melodien!

Ich blättere weiter! Unter Nr. 806 des EG findet sich Luthers Kleiner Katechismus, unter Nr. 807 ein Auszug aus dem (reformierten) ‚Heidelberger Katechismus' von 1563. Da fällt mir wieder etwas Biographisches ein! Ich bin in einem alten Kurpfälzer Ort geboren, der durch Napoleon I. 1802 an Nassau-Usingen und dann 1806 zum Herzogtum Nassau kam, ehe ihn die Preußen 1866 schluckten. Neben Jesus Christus ist auch Napoleon I. ein Kirchenvater der EKHN! Kurz vor seinem Tode schenkte mir mein Großvater, von Geburt ein Pfälzer Protestant, seinen Katechismus. Er mußte ihn noch in der Berufsschule lernen! Dieser pfälzische Katechismus von 1885 ging auf den Pfälzischen Unionskatechismus von 1823 zurück, der von dem weltlichen Konsistorialrat Johann Friedrich Butenschön verfaßt war. Mir ist besonders die Frage 47 in Erinnerung:

Hat Gott wohl noch vollkommenere Wesen als die Menschen geschaffen?
"[Die Antwort:] Unser Verstand läßt uns vermuthen, daß bey dem großen Abstande zwischen Gott und uns Menschen, noch höhere geistige Wesen sind, und die heilige Schrift bestätigt es. Sie nennt diese Wesen Engel und unterscheidet gute und böse.

Der respektlose Pfälzer Vikar Paul Eduard Dalläus lieferte dazu einen Kommentar:

Hat Gott noch vollkommenere Wesen als die Pfarrer geschaffen? Unser Verstand läßt uns vermuten, daß bei dem großen Abstand zwischen dem Hohen Konsistorium und uns Pfarrern noch höhere geistige Wesen sind, und die Kirchenverfassung bestätigt es. Sie nennt diese Wesen Dekane, und es gibt deren gute und schlechte.

Solche ‚guten und schlechten höheren geistigen Wesen' als ‚Abstandsüberbrücker' haben wohl auch im Paulusplatz ganz verschiedene Ränge und Dienstbezeichnungen [Die Oberkirchenratswelle kam allerdings erst 2011!]. Es muß ja nicht immer der Kirchenpräsident sein, der an der Spitze einer ‚Hierarchie' steht. Die Alltagshierarchien sehen oft ganz anders aus, als es z.B. Titel und Gehaltsgruppen vermuten lassen. Meine Erfahrung aus 24 Jahren Paulusplatz lautet: Wenn ich morgens das Dienstgebäude betrete und erfahre, daß der Herr Kirchenpräsident abwesend ist, so wünsche ich ihm im Geist alles Gute, und gehe beruhigt in mein Zimmer; vielleicht sehe ich ihn doch z.B. im Fernsehen oder in ‚Echt'. Erfahre ich aber, daß meine Sekretärin nicht da ist, dann ist das nicht nur im Sinne von Dieter Trautweins Lied (EG 170,2) ein ‚schlimmer Schaden'!

Zum Abschied hat mir mein Speyerer Kollege Dr. Klaus Bümlein das ‚Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauche für protestantisch-evangelische Christen' von 1823, das sog. Pfälzer Unions-Gesangbuch, geschenkt. Es ist das Gesangbuch meines Urgroßvaters. Da die Pfalz damals zu Bayern

gehörte, hat König Maximilian Joseph das Gesangbuch privilegiert. Vieles klingt da rationalistisch, gekünstelt, hausbacken; oft begegnet typische ‚Beffchen-Lyrik'. In vielen Liedern steht die Moral auf Platz 1. Das Konfessionelle war damals weniger gefragt. So konnte 1794 der erwähnte Verfasser des Pfälzischen Unions-Katechismus Johann Friedrich Butenschön Jesus als ‚Sansculotten' (= Anhänger der Französischen Revolution) preisen und ihn mit Sokrates, Rousseau und Marat auf eine Stufe stellen. Das lag damals in der Luft. So besingt Lied Nr. 8 auf die Melodie ‚Nun sich der Tag geendet hat' ausdrücklich ‚die Religion': *Heil dem, der dich, Religion, durch Wort und That bekennt! Denn ihm gewährst du Seligkeit, die keine Sprache nennt.* Lied Nr. 9 beginnt: *Religion von Gott gegeben, wie bist du unserm Herzen werth! Ach! Traurig ist das Erdenleben für den, der deinen Trost entbehrt.* Aber in dem Pfälzer Gesangbuch von 1823 stehen auch Lieder, die in ihrer zuweilen volkspädagogisch naiven Sprach- und Vorstellungswelt Inhalte vermitteln, die über Zeitbedingtes und Zeitgemäßes hinausgreifen. Hier fällt mir auf, welchen Wert damals der Erziehung beigemessen wurde. Erziehung hat es mit dem diesseitigen und dem jenseitigen Leben zu tun. Der Ausblick auf die Ewigkeit fehlt gerade nicht, wenn im Lied Nr. 402 den Pfälzer Protestanten in den Mund gelegt wird:

Gib, Gott, dem Lehrer Glück und Kräfte zu seinem segensreichen Stand,
ihm, den zum Heiligungsgeschäfte du uns, als Beystand, zugesandt!
Hilf du ihm, Vater, seine Treu
sey jeden Morgen an uns neu! //
Einst laß uns freudig ihm [= dem Lehrer] *begegnen, der Gottes Weg uns gehen hieß, ihn mit entzückter Rührung segnen, daß er ihn uns so treulich wieß.*
Er find' im höher'n Vaterland
uns wieder, wie er hier uns fand!
Dort rufen, (möge Gott es geben!) mit höher'm Danke, wir ihm zu:
Heil sey dir! Denn du hast das Leben, die Seele uns gerettet, du!
Oh Gott, laß ihn dies Glück erfreu'n,
und vieler Seelen Retter seyn!

Der eingangs zitierte Reden-Berater läßt für die Abschiedsrede eine ‚verständige', das heißt gemäßigte Resignation zu. Ich zitiere hier den 1939 verstorbenen Irischen Nationaldichter William Butler Yeats, auf dessen Grabstein in Drumcliff bei Sligo die Worte stehen: *Cast a cold eye on life on death: horseman pass by!* Heinrich Böll hat dies in seinem ‚Irischen Tagebuch' so übersetzt: „Reiter, wirf einen kalten Blick auf das Leben, auf den Tod – und reite weiter!"

In Erinnerung an den großen hessischen Theologen und Kirchenmann Wilhelm Diehl, dessen 50. Todestag wir im September 1994 begehen, will ich aber lieber mit einer Stelle aus seiner geschichtlichen Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges mit dem Titel ‚Der gefangene Pfarrer' schließen. Mein Lehrer Heinrich Steitz hat mit das Exemplar, aus dem ich zitiere, zu meiner Pensionierung geschenkt. Wilhelm Diehl hat diese Worte, die ich verlese, als seine Überzeugung dem ‚Doktor Helwig' in den Mund gelegt: *Ich fasse mein Leben im Licht der Ewigkeit auf. Ich halte es für einen fundamentalen Glaubensartikel, daß Gott uns im Leben führt und auch mit dem Schwersten im Leben, gegen das wir nichts können, große Dinge vorhat... In diesem Hoffen liegt meine Seligkeit, meine Kraft, mein Leben.* Ich bin überzeugt: Dies darf der Inhalt des alten und auch des neuen Liedes im Sinne unseres Psalm-Wortes sein. Gott befohlen!

Psalm 31,15f.: In Gottes Hand!

Ich aber, Herr, hoffe auf dich und spreche: Du bist mein Gott! Meine Zeit steht in deinen Händen.

Meiner Andacht beim Treffen unseres Coetus Herborn 1955/56 // Friedberg 1956/57 in Laubach/Oberhessen am 16.04.2007 zur Vorbereitung auf das bevorstehende 50jährige Ordinationsjubiläum, das unser Coetus dann zusammen im Theologischen Seminar in Herborn am 13./14.10.2007 beging, legte ich Psalm 31,15f. zugrunde.

Das 50jährige Ordinationsjubiläum, das wir in Kürze auch gemeinsam feiern, durchweht auch ein elegischer Hauch. Es kommen Gedanken auf, die einen ‚besonderen Augenblick' signalisieren. Die neuere Jubiläumsforschung betont, daß durch Jubiläen „aus dem Gesamtkomplex der überlieferten Geschichte aus Anlaß der jubiläumszyklischen Wiederkehr des Ereignisses ein individueller Geschehensablauf als Eigengeschichte" herauspräpariert wird. Ganz absichtslos ist das nicht! Jubiläen haben auch ‚projekthaften' Charakter – so der katholische Frankfurter Kirchengeschichtler Claus Arnold im Blick auch auf das 150jährige Limburger Bistumsjubiläum. Neben dem Blick zurück gibt es also auch den Blick nach vorn: „Die im Jubiläum inszenierte Geschichte ist kein auf ein Verfallsdatum zulaufender Niedergang, sondern mit Hoffnungen und Wünschen besetzter Merkposten" (ebd.). Traditionsbewußtsein und damit Identität sollen dadurch gefördert werden.

Vielleicht empfinden wir diese eher sozialgeschichtliche Betrachtungsweise angesichts unseres Ordinationsjubiläums mit seinem Rückblick auf unser nunmehr 50 Jahre andauerndes Pfarrerdasein mit seinen Höhen und Tiefen als zu theoretisch und abgehoben. Sei's drum! Jeder von uns hat da – bei allen Gemeinsamkeiten – seine eigene Geschichte mit ihrem individuellen Geschehensablauf.

Abschiede! Besondere Augenblicke! Auch ein Kirchenhistoriker sucht hier nach Analogien. ‚Laubach' als Ort unseres Zusammenseins: Angesichts unserer apokalypsenschwangeren Zeiteinschätzungen ist mir da die ‚Laubacher Kirchenrevolution' von 1700 eingefallen: Je näher das ‚Wendejahr' 1700 heranrückte, desto mehr steigerte sich das apokalyptische Fieber. Nicht alle, die von der chiliastischen Naherwartung ergriffen waren, begnügten sich damit – wie z.B. der uns auch aus dem Gesangbuch (‚O Durchbrecher aller Bande') bekannte Gottfried Arnold –, auf die ‚Zeichen der Zeit' hinzuweisen, ansonsten aber in mystischer Gelassenheit der kommenden Dinge zu harren. Andere Radikale wurden durch die angespannte Erwartung in höchste Unruhe versetzt und zu immer neuen Aktivitäten angetrieben. Schienen sich die Hoffnungen solcher Gruppen zunächst eher auf Frankfurt am Main als dem ‚Zion' gerichtet zu haben, so wurden diese Hoffnungen durch das Eingreifen des Frankfurter Rats gegen die ‚irrig lehrenden Schleicher' zunichte gemacht. Dafür schien das lutherische, von Spener für den Pietismus gewonnene Grafenhaus Solms-Laubach eine geeignetere Operationsbasis abzugeben. Die Gräfinmutter Benigna war Spener eng verbunden; ihr Sohn Friedrich Ernst, Präsident des Reichskammergerichts, galt als Anhänger Speners und Franckes; er gewährte verfolgten Pietisten Asyl. So wurde die kleine Residenzstadt Laubach zu einem wichtigen Stützpunkt des radikalen Pietismus. Vor allem der Ortspfarrer und Hofprediger Johann Philipp Marquard geriet immer stärker unter radikalpietistische Einflüsse. Das alles beherrschende Thema war die chiliastische Naherwartung: „Es ist die Zeit der Erlösung der Seinigen wahrhafftig vor der Tür" – so predigte Marquard. Auf dem Höhepunkt des Enthusiasmus legte Marquard allerdings sein Amt nieder: „Gute nacht, Cantzel! Du tauffstein, beichtstuhl, Altar, gute nacht; des Herrn wille ists, daß ich nichts unreines mehr anrühren, noch mich frembder sünden teilhafftig machen soll."

Bei allem – auch kritischen – Rückblick: So radikal waren wir als Coetus 1957 doch nicht! Im Gegenteil! Vor 50 Jahren waren wir gerade unterwegs in Richtung Kanzel, Taufstein und Altar! Wir suchen eher nach Möglichkeiten, Kontinuitätsbrüche durch Kontinuitätspflege zu überbrücken! Wie das gelingen kann, zeigen uns Kinder – heute allerdings auch Studentinnen und Studenten –, die eine für sie neue und fremde Welt dadurch bestehen, daß sie eine eiserne Ration an Vertrautem kontinuierlich mit sich führen: ihren Teddybären. „Wo sich die Wirklichkeit immer schneller ändert und so dauernd fremd wird, brauchen auch die Erwachsenen derlei ‚transitional objects' (der Ausdruck stammt von dem Psychoanalytiker Watkinson), also ‚Teddybäräquivalente': zum Beispiel ‚Klassiker'. Dann kommen sie mit Goethe durchs Jahr, mit Habermas durchs Studium, mit Reich-Ranicki durch die Gegenwartsliteratur... Das Zeitalter der Entsorgungsdeponien ist zugleich das Zeitalter der Verehrungsdeponien: der Museen, der Naturschutzgebiete, der Denkmalpflege, der Ökologie, der ästheti-

schen und historischen Sinne, der Hermeneutik als Altbausanierung im Reiche des Geistes, der Geisteswissenschaften“ – so der Gießener Philosoph Odo Marquard.

Bei aller Kontinuitätspflege: „Unsere Lebenszeit ist endlich. Sie ist gerade keine aus dem Unbestimmten ins Unbestimmte weiterfließende gleichförmige und unbegrenzte Folge von Gegenwarten: sie ist vielmehr befristet. Unsere Zeit ist endlich, sie ist Frist, sie ist knapp. Die knappste unserer knappen Ressourcen ist unsere Lebenszeit... Der Mensch ist das Zeitmangel-Wesen“ – so noch einmal Odo Marquard.

Unsere Zeit ist keine aus dem Unbestimmten ins Unbestimmte weiterfließende gleichförmige und unbegrenzte Folge von Gegenwarten: Das bedeutet auch, daß es darin besondere Augenblicke, exemplarische Zeiten gibt! So sagte Goethe als Kriegsberichterstatter am 19. September 1792 nachts unter dem Eindruck der ‚Kanonade von Valmy‘ noch auf dem Schlachtfeld: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabeigewesen“. Wenig später, am 9.11.1799, rief Napoleon I. stolz aus: „Nichts in der Geschichte gleicht dem Ende des 18. Jahrhunderts, nichts vom Ende des 18. Jahrhunderts gleicht diesem Augenblick“. Gemeint ist hier der Tag, an dem Napoleon I., der im Blick auf das Kirchengebiet der EKHN ein ‚Kirchenvater‘ war, sich zum Ersten Konsul der Französischen Republik ausrief. Auch wenn seine Redeweise der Topik der ‚Unsagbarkeit‘ entspricht, die seit der Antike dem Genus des Herrscherlobs zugerechnet wurde: Besondere Augenblicke sind uns bestimmt im Gedächtnis: Als Gegenstand unseres Dankes, unserer Besinnung oder auch unserer Trauer, auch um heimgegangene Mitstreiter unseres Coetus samt ihren Lieben! Auch das Hergebenmüssen gehört zu diesen besonderen Augenblicken! Halten wir einen Augenblick des Gedenkens inne!

Wir haben aber auch schon Erfahrungen machen müssen, die uns eher Thomas Mann in seinem ‚Zauberberg‘ (1924) zustimmen lassen: „Die Zeit hat in Wirklichkeit keine Einschnitte, es gibt kein Gewitter oder Drommetengetön beim Beginn eines neuen Monats oder Jahres, und selbst bei dem eines neuen Säkulums sind es nur wir Menschen, die schießen oder läuten.“

Eher mystisch klingt es dann bei Hugo von Hofmannsthal: „All-Eines ist der Anfang und das Ende. Und wo du stehst, dort ist die Zeitenwende!“ Auch wenn zu unserer Studienzeit unter dem Einfluß von Adolf von Harnack und Karl Barth (Die Liberale und die Dialektische Theologie stimmten hier überein!) ‚Mystik‘ als Ketzerei galt: Von ihren Fernwirkungen war nicht nur die Existentialtheologie (Bultmann, Käsemann, Gogarten) mit ihrer Betonung der ‚Gegenwart‘ beeinflußt. Im Hintergrund stand z.B. Eberhard Grisebachs Buch ‚Gegenwart. Eine kritische Ethik‘ (Halle 1928), die sich gegen das historische Bewußtsein richtete: „Das Leben kennt diese Kontinuität nicht!“ Im Namen der unberechenbaren Gegenwart, der Zufälligkeit zerstörte Grisebach, der auf die Theologie nach dem Ersten Weltkrieg und damit auf unsere theologischen Väter einen großen Einfluß ausübte, nicht nur jedes eigentliche Bildungsideal. Wer nach dem Zweiten Weltkrieg in Mainz oder in Tübingen studierte, konnte dort Otto Friedrich Bollnow hören: Sein Verständnis von ‚Begegnung‘ als pädagogischer Grundkategorie, das auch theologische Wurzeln hat, besagt: ‚Begegnung‘ kann mit pädagogischen Mitteln nicht erzwungen werden. Im Originalton: „Zufälligkeit und Ausschließlichkeit bleiben auch unter pädagogischem Gesichtspunkt Wesensmerkmale der Begegnung“. ‚Begegnung‘ ist als ein existentielles Verhältnis zu charakterisieren. Das erinnert – bei allen Unterschieden – auch an unseren Herborner Lehrer Heinrich Graffmann!

Kurz: Wir haben es also im Blick auf die Zeit mit einer Fülle von Sichtweisen zu tun! Offenbar kommt es dabei auch auf den eigenen Standpunkt an. Wir werden eher Søren Kierkegaard zustimmen, wenn er sinngemäß feststellt: „Wir können unser Leben nur nach vorwärts leben, aber es nur nach rückwärts verstehen“!

Eine 1799 anonym auf Malta und in Kairo erschienene Schrift mit folgendem Titel gibt mir da einen Fingerzeig, der zu einer ‚Andacht‘ im üblichen Sinn zurückleitet: ‚Das Wetterleuchten über Europa am Ende des Jahrhunderts, gesehen im Jahr 1788 (aus den Papieren eines verstorbenen Geistersehers).‘ Darin finden wir die Bemerkung, es wären alle Anzeichen da, „daß der gegenwärtige Zeitpunkt der allerwichtigste für die Menschheit sey, der je gewesen ist“. Andererseits gibt der anonyme Zeitgenosse – es handelt sich um den Schwaben Christian Friedrich Daniel Schubart – zu bedenken: „Die Zeit muß erst vorrücken, ehe wir den wahren Augpunkt zur Betrachtung der Weltgeschichte – und wohl auch unserer eigenen Lebensgeschichte – haben.“ Und diesen finde ich – biblisch gewendet – in

dem Wort aus Psalm 31,15f., das bisher schon der heimliche Führer meiner Gedanken war: *„Ich aber, Herr, hoffe auf dich und spreche: Du bist mein Gott! Meine Zeit steht in deinen Händen“!* Und dieses Geborgensein in den Händen Gottes finde ich anschaulich zum Ausdruck gebracht in einer aus biblischen Zitaten bestehenden Biographie, die 1864 der Oberlehrer an der Königlich-Preußischen Gewerbeschule zu Berlin Dr. Georg Büchmann seiner bis heute berühmten Sammlung von ‚Geflügelten Worten‘ voranstellte:

„Der Mensch wird nackt geboren wie Adam, er ist keusch wie Joseph, weise wie Salomo, stark wie Simson, ein gewaltiger Nimrod, der wahre Jakob, ein ungläubiger Thomas; er ist ein langer Laban, ein Riese Goliath; er lebt wie im Paradiese, dient dem Mammon und hat Mose und die Propheten, oder er stimmt, arm wie Lazarus oder ein blinder Tobias, Jeremiaden an, sehnt sich zurück nach den Fleischtöpfen Ägyptens, bekommt eine Hiobspost über die andere und muß Uriasbriefe bestellen, wobei er von Pontius zu Pilatus zu laufen hat“. So geht das weiter, eine ganze Seite menschlicher Möglichkeiten, spielerisch aneinandergereiht durch biblische Namen und Wendungen, die schließlich so enden: *„Jedenfalls müssen ihm der Text, die Epistel und die Leviten gelesen werden, damit er den alten Adam ausziehe und er nicht länger wie in Sodom und Gomorrha lebe, in ägyptischer Finsternis und babylonischer Verwirrung. Doch wie dem auch sei, er sehnt sich danach alt zu werden wie Methusalem, und wenn es mit ihm Matthäi am letzten ist, wird er aufgenommen in Abrahams Schoß.“*

Ob diese Aneinanderreihung biblischer Zitate theologisch korrekt ist und vor Exegeten und Systematiker Bestand hat, braucht uns im Augenblick nicht zu beschäftigen. Ich sehe darin einen Hinweis auf unser Getragen- und Gehaltensein von außerhalb unserer selbst her, von dem Gott, der sich uns in der Hl. Schrift offenbart hat, deren Auslegung wir uns in den langen Jahren unseres Pfarrerdaseins gewidmet haben. Das ist ein Grund zu Dank und Lob!

Offenbarung 1,17b-18: Diät in Sachen ‚Sinn'?

Jesus Christus spricht: *Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige; ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.*
(Ansprache in der Ernsten Feier auf dem 61. Wartburgfest des Wingolfs im Hohen Dom zu Limburg an der Lahn am 22. Mai 1987)

Das Wort ‚Sinn' ist heute der ‚Diskussionsrenner vom Dienst' – diese Bemerkung des Gießener Philosophen Odo Marquard kann auf breite Zustimmung hoffen. ‚Sinn ist ‚in' – aber in einem ganz bestimmten Sinn: Nämlich eingebettet in eine große Sinnverlustklage! Nicht nur bei den berufsmäßigen Erzeugern, Verwaltern und Vertretern der öffentlichen Meinung wird von ‚Sinn' als etwas Abwesendem, Fehlendem gesprochen. Der Eindruck unentrinnbarer Trostlosigkeit, ja der Verdammtheit des Gegenwärtigen beherrscht oft die Szene, wenigstens die veröffentlichte Meinung. ‚Grau in', ‚No future', ‚Perspektivlosigkeit' – dies sind Schlüsselworte bis hin zu Graffitis. Hegels Wort vom ‚ewigen Karfreitag' scheint sich zu bewahrheiten, nicht nur bei den Protestbewegungen von Sinnvermissern, bei neureligiösen Sinnsuchbewegungen und auch bei sich säkular, ja ‚wissenschaftlich' gebenden Sinngaranten. All das zeigt: ‚Sinn' ist ‚in' – aber meistens in Form eines Sinndefizits.

Ein Seepferdchen sucht sein Glück

Wie kann dieses Sinndefizit überwunden werden? Mir fällt da eine Geschichte ein, die Ende der sechziger Jahre nicht nur bestimmte Lerntheorien legitimierte: „Es war einmal ein Seepferdchen, das eines Tages seine sieben Taler nahm und in die Ferne galoppierte, sein Glück zu suchen. Es war noch gar nicht weit gekommen, da traf es einen Aal, der zu ihm sagte: ‚Psst. Hallo Kumpel. Wo willst du hin?'
‚Ich bin unterwegs, mein Glück zu suchen', antwortete das Seepferdchen stolz.
‚Da hast du's ja gut getroffen', sagte der Aal, ‚für vier Taler kannst du diese schnelle Flosse haben, damit kannst du viel schneller vorwärts kommen.'
‚Ei, das ist ja prima', sagte das Seepferdchen, bezahlte, zog die Flosse an und glitt mit doppelter Geschwindigkeit von dannen.
Bald kam das Seepferdchen zu einem Schwamm, der es ansprach: ‚Psst. Hallo, Kumpel. Wo willst du hin?' ‚Ich bin unterwegs, mein Glück zu suchen', antwortete das Seepferdchen. ‚Da hast du's ja gut getroffen', sagte der Schwamm, ‚für ein kleines Trinkgeld überlasse ich dir dieses Boot mit Düsenantrieb; damit könntest du viel schneller reisen.' Da kaufte das Seepferdchen das Boot mit seinem letzten Geld und sauste mit fünffacher Geschwindigkeit durch das Meer.
Bald traf es auf einen Haifisch, der zu ihm sagte: ‚Psst. Hallo. Kumpel. Wo willst du hin?' ‚Ich bin unterwegs, mein Glück zu suchen', antwortete das Seepferdchen. ‚Da hast du's ja gut getroffen. Wenn du diese kleine Abkürzung machen willst', sagte der Haifisch und zeigte auf seinen geöffneten Rachen, ‚sparst du eine Menge Zeit'. ‚Ei, vielen Dank', sagte das Seepferdchen und sauste in das Innere des Haifisches, um dort verschlungen zu werden.
Die Moral dieser Geschichte: Wenn man nicht genau weiß, wohin man will, landet man leicht da, wo man gar nicht hin wollte" – so hat der bekannte und viel zitierte Lerntheoretiker Robert F. Mager das alte Märchen vom „Hans im Glück" nacherzählt und lerntheoretisch gedeutet. Mager meinte damit auch einen bestimmten, eben durch zielgerichtetes und kontrollierbares Lernen herstellbaren Lebenssinn: Daß wir „Sinn" durch eine bessere Optimierung und Organisation des Lernens herstellen, daß wir das Lebensglück von uns aus schaffen können. Denn – so Mager: „Wenn man nicht genau weiß, wohin man will, landet man leicht da, wo man gar nicht hin wollte."

Sinnlosigkeit ist ‚in'

Es ist noch gar nicht so lange her, daß man den Sinn des Lebens, ja das Heil schlechthin von ‚der Wissenschaft', von einer Steigerung des Konsums, von der ‚Emanzipation' auf allen Lebensgebieten, vorab in der Erziehung, von der Schulreform (Integrierte Gesamtschule) usw. erwartete. ‚Sinn' ist machbar und herstellbar – das war die Überzeugung vieler.

Inzwischen hat sich das Blatt offenbar gewendet. Die ‚Sinnlosigkeit' ist ‚in' – so könnte man es kurz formulieren. Die Technik, das gute Leben, der Konsum – sie alle werden denunziert! Die moderne Anspruchsgesellschaft gilt nicht nur bei den gewerblichen Klageweibern und Klagemännern in Sachen Sinnverlust als der Kummerspeck der Anspruchsgesellschaft. Weil das Leben, das man lebt, leer ist, brauche man es zumindest zweimal: den Zweitfernseher, das Zweitauto, das Zweithaus, die Zweitfrau,

den Zweitmann, das Zweitleben, etwa als Urlaub usw. Die bisher begrüßten Entlastungen des Lebens werden auf einmal verteufelt. Sie durchlaufen offenbar drei Stadien: Erst werden sie begrüßt, dann werden sie selbstverständlich, schließlich ernennt man sie zum Feind. *Die Entlastung vom Negativen disponiert zur Negativierung des Entlastenden* – so hat es der Gießener Philosoph Odo Marquard einmal paradox formuliert. Gemeint ist dies: Je mehr Krankheiten die Medizin besiegt, desto größer wird die Neigung, die Medizin selber zur Krankheit zu erklären. Je mehr Lebensvorteile die Chemie der Menschheit bringt, um so mehr gerät sie in den Verdacht, ausschließlich zur Vergiftung der Menschheit erfunden zu ein. Kurz: Die Befreiung vom Negativen, Bedrohlichen läßt schnell gerade das Befreiende bedrohlich erscheinen!

Was wird aber als Alternative empfohlen? Die Formel lautet in mannigfachen Variationen: *Einstieg in den Ausstieg*! Das ‚Alternative' verkauft sich gut. Es reicht von Programmen für eine neue Energiegewinnung bis hin zu einer anderen Landwirtschaft, von einer Auswanderung in die unberührte Natur bis hin zu einem Auswandern in das eigene Ich, in die Selbsterfahrung, in Formen moderner Daseinsmystik, in die Selbstverwirklichung usw. Es gibt also die ‚Magers' auch in alternativer Gestalt! Die Geschichte vom Seepferdchen, die ich vorhin nacherzählt habe, kennt viele Gestalten. Oft sind diese Gestalten allerdings ‚feindliche Brüder'! Was sie aber – bei allem Widerspruch gegeneinander – miteinander verbindet, ist das eine: Der Glaube daran, daß wir den Sinn unseres Lebens eben von uns aus schaffen können.

Nun ist ‚Sinn' nicht nur etwas für Philosophen! ‚Sinn' ist heute meist nur der Deckname für ‚Glück'! ‚Sinn' ist die Kurzformel für das Lohnen des Lebens, für Lebensqualität, für Selbstverwirklichung, für die Sehnsucht nach dem Paradies. In vielen sich ‚weltlich' gebenden Bewegungen und in politischen Forderungen spielen eben die Utopie vom verlorenen Paradies und der Versuch, es von uns aus wiederzugewinnen, die entscheidende Rolle. Es geht hier um ‚Heil'! Auch ‚alternative Wissenschaft' und Lebenspraxis können schnell zum Religionsersatz werden, zum ‚Glücksbringer', zur ‚Heilsgarantie'!

Abspecken!

Was sollen wir tun? Ich darf hier noch einmal zu dem Gießener Philosophen Odo Marquard zurücklenken. Er empfiehlt eine ‚Diät' in Sachen Sinn! Seine Begründung ist einfach: Die Klage über den ‚Sinnverlust' entstehe nicht dadurch, daß es keinen Lebenssinn mehr gebe, sondern dadurch, daß man den Sinnanspruch übermäßig gesteigert habe. Nicht eine große Sinnverlustklage bringe uns weiter, sondern eine ‚Abspeckung' des unmäßig gewordenen Sinnanspruchs, eben eine *Diät in Sachen Sinnerwartung*. Dies entspreche auch der Kürze unseres Lebens!

Ich will das noch ein wenig weiter buchstabieren! ‚Sinn' braucht nicht unbedingt etwas Sensationelles, Außerordentliches zu sein. Im Gegenteil: Die nächstliegenden Dinge und Aufgaben, die Hinwendung zu den kleinen Lebenspflichten, ein Ablassen von dem Unsinn des Perfektionismus, ein Ja zu den zweitbesten Möglichkeiten, zu den üblichen Dingen und Gewohnheiten, der Mut zur Unvollkommenheit – all das kann ‚Diät in Sachen Sinn' sein.

Ich bin davon überzeugt, daß wir alle von dieser ‚Diät' leben! Auch dann, wenn wir Odo Marquards Begründung vielleicht für unvollkommen, für ergänzungsbedürftig halten. Er begründet diese ‚Diät' nämlich aus der Kürze unseres Lebens. Diese verbiete es, den Sinn unseres Lebens an einen absoluten, von uns herstellbaren Sinn zu binden.

Das Kreuz ist da, wo uns Sinnlosigkeit bedroht

Von der Botschaft der Bibel herkommend, könnte ich dieses ‚Abspecken' unterschreiben. Dennoch würde ich gerne noch einen Schritt weitergehen wollen. Auch dazu sei eine Geschichte erzählt. Sie stammt von dem Oberlehrer an der Königlich-Preußischen Gewerbeschule in Berlin, Dr. Georg Büchmann, der 1864 seine bis heute berühmte Sammlung von ‚Geflügelten Worten' mit einem großen Kapitel ‚Biblische Zitate' begonnen hat. Büchmann ließ dem Ganzen einen ernsten Scherz vorangehen, nämlich den Versuch, den Lebenslauf des Menschen aus Bibelzitaten zu rekonstruieren. Da heißt es unter anderem: *Der Mensch ist nackt geboren wie Adam, er ist keusch wie Joseph, weise wie Salomo, stark wie Simson, ein gewaltiger Nimrod, der wahre Jakob, ein ungläubiger Thomas; er ist ein langer Laban, ein Riese Goliath, ein Enakskind; er lebt wie im Paradies, dient dem Mammon und hat Mose und die Propheten, er stimmt, arm wie Lazarus oder ein blinder Tobias, Jeremiaden an, sehnt sich zurück nach den Fleischtöpfen Ägyptens, bekommt eine Hiobsbotschaft über die andere* usw. Am

Schluß heißt es: *Jedenfalls müssen ihm der Text, die Epistel und die Leviten gelesen werden, damit er nicht länger wie in Sodom und Gomorrha lebe, in ägyptischer Finsternis und babylonischer Verwirrung. Doch wie dem auch sei, er sehnt sich danach, alt zu werden wie Methusalem, und wenn es mit ihm Matthäi am letzten ist, wird er aufgenommen in Abrahams Schoß.*

Soweit dieser Versuch Büchmanns, das ganze Leben des Menschen in biblische Zitate einzuzeichnen. Dahinter steht auch eine tiefe Überzeugung, die Jesus Christus in die Worte gefaßt hat: *Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige; ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.*

Versuchen wir, auch das zu buchstabieren: Jesus Christus sagt uns: Wir sind nicht mit uns selbst, mit unserer Suche nach Sinn allein. Wir sind nicht mit unserer Schuld allein. Wir leben nicht in einer sinnlosen Welt, weil das Kreuz Jesu Christi in unserer Welt aufgerichtet ist. Und dieses Kreuz steht nicht nur auf Golgatha. Es ist überall gegenwärtig, wo uns Sinnlosigkeit bedroht, wo wir nicht mehr weiterkönnen. Dies sagt uns der Gott, der die Grenze des Todes nicht kennt, der unser Leben hier und dort, in diesem und im ewigen Leben in seiner guten Hand hält. Der Friede dieses dreieinigen Gottes sei mit uns allen!

Psalm 118,24-25: Alltag und Fest

Dies ist der Tag, den der Herr macht; lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein. O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen.

(Ansprache bei der Ernsten Feier zum 150jährigen Jubiläum des Gießener Wingolfs in der mit dem Erbe der Ludwigs-Universität eng verbundenen Kapelle auf dem Alten Friedhof in Gießen am 31.5.20029.

Dieses Wort aus Psalm 118 will uns nicht nur in der Ernsten Feier aus Anlaß des 150. Stiftungsfestes des Gießener Wingolfs begleiten! Der Ton der Freude und des Dankes darf in diesen Festtagen unser ‚Nachdenken' bestimmen!

Damit ist das Stichwort ‚Fest' gegeben. In seiner ‚Kleinen Philosophie des Festes' bezeichnete der auch des Theologischen kundige Gießener Philosophieprofessor Odo Marquard das Fest als ‚Moratorium des Alltags': *Tiere haben nur den Alltag; sie leben. Gott hat nur den Sonntag; er schaut. Die Menschen aber haben beides: sie leben und distanzieren sich vom Leben; sie arbeiten und feiern; sie haben den Alltag und das Fest.*

Das Fest als ‚Moratorium des Alltags'! Es gab und gibt aber auch andere Möglichkeiten, auf Distanz zum Alltag zu gehen: Etwa der Krieg als Suspension des Alltags durch den großen Ausnahmezustand, gleichgültig, ob man mit Ernst Jünger den Kampf als ‚inneres Erlebnis' preist oder mit Thomas Mann als ‚höheres Indianerspiel' ironisiert. Wir denken in dieser Stunde an diejenigen Bundesbrüder, die vor uns im Gießener Wingolf aktiv waren. Wir gedenken der Bundesbrüder, die durch Kriege und Gewaltherrschaft ihr Leben lassen mußten.

Das Fest als ‚Moratorium des Alltags': Auch ‚alternatives Leben' wird heute schnell als ‚Moratorium des Alltags' verstanden. Der Verzicht auf Tradition gilt dann als eine besondere Tugend. In unserer sogenannten ‚Erlebnisgesellschaft' soll das Fest zur ganzen Wirklichkeit und die ganze Wirklichkeit zum Fest werden. Das bekommt aber weder dem Fest noch dem Alltag, wird doch dann das Fest leicht totalitär.

Zur Verfassung der Gießener Universität gehörten von Anfang an Feierlichkeiten, Feste und Festmähler als Akte der Selbstdarstellung, der Zusammengehörigkeit und der Lebensfreude. Kult- und Tischgemeinschaft war die Universität zum Beispiel bei der Rektoratsübergabe, dann zur Jahresfeier am ersten Juli, bei fürstlichen Gedenktagen, Promotionen und aus anderem Anlaß. Für die prächtige, kirchliche, höfische und gelehrte Momente miteinander verbindende Eröffnungsfeier am 7. Oktober 1607 benützte man den größten Raum der Stadt, die Pankratiuskirche. Die Reden wurden in lateinischer Sprache gehalten. Auf goldgezierten Seidenkissen trug man die neuen Insignien der ‚Academia Giessena': die Privilegien, die beiden neu angefertigten Zepter und die fünf Siegel, die Matrikel und die Schlüssel, ferner die Bibel, Luthers Katechismus und den Text des Augsburger Bekenntnisses. Der Theologe Professor Winckelmann predigte über Lukas 4,16: *Jesus kam gen Nazareth, da er erzogen war, und ging in die Schule* (Synagoge) *nach seiner Gewohnheit am Sabbattage und stand auf und wollte lesen.* Ein kühner Vergleich der Gießener Universitätseröffnung mit Jesu ‚Antrittspredigt'! Der Kanzler der Gießener Provinzialregierung, Dr. Johannes Strupp, hielt im Namen des Landgrafen die Eröffnungsrede, ließ das kaiserliche Privileg verlesen und übergab die Insignien dem Rektor, der die Fakultätssiegel den Dekanen und die Zepter den Pedellen weiterreichte. Musik und Gesang umrahmten das Ganze. Nach der Feier in der Kirche begab man sich ins Schloß zum Festmahl.

Bibel, Luthers Katechismus und Augsburger Bekenntnis bei einer Universitätseröffnung: Das war selbst bei der Eröffnung zum Beispiel der Evangelischen Fachhochschule in Darmstadt um 1970 undenkbar. Bei manchen Dozenten und Studierenden hätte man eher ‚Völker, höret die Signale' spielen müssen! Doch führten im 16. und 17. Jahrhundert drei Prozesse und Kräfte zur Gründung einer Universität in Gießen: Die Ausbildung der protestantischen Konfessionen, die Ausformung der hessischen Territorialstaatlichkeit und das im Kaiser gipfelnde System des Reichs. Das alles hatte mit ‚Religion' zu tun! Ohne die Teilung Hessens 1604/05 hätte es 1607 keine Universität in Gießen gegeben, aber auch nicht ohne die Einführung des Calvinismus durch Landgraf Moritz von Hessen-Kassel 1605 in Marburg. Die Gießener Universität sollte dagegen Hort des Luthertums in Hessen sein. Und das Grundbekenntnis des Luthertums war eben die 1530 auf dem Augsburger Reichstag von den Protestanten dem Kaiser übergebene ‚Augsburgische Konfession'. Die Gießener Universität sollte in der

Sicht des Kaisers, des Landgrafen von Hessen-Darmstadt und der aus Marburg ausgewanderten lutherischen Professoren die bessere, unverdorbene, wahre ‚Philippina' (=Marburger Universität) sein. Erst das 18. Jahrhundert relativierte dann das konfessionelle Element.

Machen wir einen Sprung in die Gründungszeit des Gießener Wingolfs! Theologie und Jurisprudenz, die seit der Gründung der Universität als Führungsdisziplinen ihr Gesicht bestimmt hatten, waren inzwischen Fächer wie andere geworden. Der Abschied vom Alten ist vor allem bei den Theologen am deutlichsten zu erkennen. Studierten 1823 in Gießen noch 26,7% der Studenten Evangelische Theologie, so 1914 nur noch 8,2%. Den Juristen erging es ähnlich. Mochten auch nach außen hin die farbentragenden Korporationen gerade in einer kleinen Universitätsstadt das Bild prägen, so ist doch im ausgehenden 19. Jahrhundert auch hier ein Stilwandel unverkennbar. Der Student, der keiner Verbindung angehörte, fühlte sich nicht mehr in jedem Fall als Außenseiter. Das Christliche wurde jetzt eher durch idealistisch-liberales Kulturdenken als durch lutherische Orthodoxie repräsentiert.

Umso mehr verdient es Aufmerksamkeit, daß der Mitstifter des Gießener Wingolfs, der Grünberger Pfarrerssohn Otto Zöckler (1833–1906; 1857 Privatdozent, 1863 a.o. Prof. für Bibelwissenschaft in Gießen, 1866 o. Prof. in Greifswald) *den Gedanken einer conföderativen Einigung aller Evangelischen Deutschlands auf Grund des Augsburgischen Bekenntnisses* in den Vordergrund seiner theologischen und kirchenpolitischen Überlegungen stellte. Das erinnert uns auch an die feierliche Eröffnung der Ludoviciana! Zöckler vertritt die These: *Die Augustana erscheint unter den reformatorischen Symbolen allein dazu geeignet, als Grundriß für eine vollständige, systematisch geordnete Darstellung der Glaubenslehre der Kirche deutscher Reformation zu dienen.* Sie hat auch unter den reformatorischen Bekenntnissen *die stärkste missionierende Wirkung ausgeübt.* Aber sie ist, *sowohl nach der römischen wie nach der reformierten Seite hin das mildeste, friedliebendste, gegnerischerseits am leichtesten zu ertragende aller evangelischen Symbole.* Das ‚Augsburger Bekenntnis' von 1530 sollte also – wie damals bei der Gießener Universitätsgründung – weiterhin eine theologisch-kirchliche *und* eine kulturelle Rolle spielen. Hier kommt aber auch etwas typisch Wingolfitisches zur Sprache, ein Christentum jenseits von dokrinärer Enge und liberaler Gleichgültigkeit! Wie ist dieses Erbe der Gießener Universität und Otto Zöcklers heute weiter zu pflegen?

Wer in unseren Tagen die Universität bezieht, erfährt schnell: Unsere Wissenschaftsstruktur ist, wie auch unsere Gesellschaftsstruktur, längst ‚pluralistisch' geworden. Dieser Pluralismus zeigt sich zunächst in der Vielfalt des dort Gelehrten und Geforderten. Die Universitäten werden in Berufsschulen umgewandelt, die ihre Lehrlinge möglichst frühzeitig auf den Arbeitsmarkt schleusen. Dies betrifft nicht nur die Quantität und die Richtigkeit des Angebotenen und Abgefragten, was zum Beispiel für die ‚Pisa-Studie' offenbar das Hauptkriterium ist, der Inhalte letztlich gleichgültig sind. Genügen aber für unser Menschsein die Beurteilungskategorien Quantität und Richtigkeit? Gegen eine zügige Ausbildung gibt es eigentlich wenig einzuwenden. Der ‚verbummelte Student' – an ihn soll hier in Gießen der ‚Oswaldsgarten' erinnern – war immer nur als eine literarische Figur (vgl. ‚Die Jobsiade oder Leben, Meinungen und Taten von Hieronymus Jobs dem Kandidaten' von Karl Arnold Kortum [1745-1824], illustriert auch von Wilhelm Busch) eine amüsante Erscheinung. In der Realität konnte ihn die Gesellschaft ertragen, brauchen konnte sie ihn nie. „Braucht unsere Gesellschaft allerdings den durchgeschleusten Studenten, der ein ‚Modul' nach dem anderen abhakt wie der japanische Tourist die Stationen einer Europatour? Kann da noch jemand lernen, die Dinge im Zusammenhang zu erfassen, und damit jenen entscheidenden Schritt zu machen, der den Fachmann vom Dilettanten unterscheidet?... Ist das alles noch halbwegs vernünftig, diese sozusagen gewerkschaftlich strukturierte Fließbandbildung?" (Thomas Rietzschel) Oder muß es nicht auch um die Frage gehen: Was ist Wahrheit? Läßt sich diese Frage – wie einst Pilatus es Jesus gegenüber getan hat – so einfach mit einer gehörigen Portion Skepsis oder Dilettantismus abweisen?

Allerdings wird heute von verschiedener Seite, vor allem in Verbindung mit einer Ethik der Forschung und der Lehre, wieder ein ‚Erziehungsauftrag' der Universität ins Spiel gebracht. So sympathisch das klingen mag: Sind hier unsere Massenuniversitäten da nicht überfordert?

Der Pluralismus wohnt aber auch in unserer eigenen Brust! Das Sich-Zurechtfinden in der angebotenen Vielfalt des Wissens und die Integration derselben zu einem sinnvollen Ganzen ist auch im Blick auf unser Personsein wichtig, soll dieses nicht völlig atomisiert werden. Die Atomisierung des Personseins bringt leicht den Nihilismus hervor, der letztlich unmenschlich ist, weil er dem Menschen das Gegenüber nimmt, ohne das er zumindest nach biblischer Tradition nicht Person sein kann.

Menschsein heißt, auf das Gespräch angewiesen zu sein! ‚Wahrheit' ist nicht einfach eine Summe von Lehrmeinungen. Wahrheit entbirgt sich erst im Gespräch. Gespräch ist aber nicht Geschwätz! Es setzt vielmehr ein Sich-Engagieren und die Bereitschaft voraus, die eigene Erkenntnis immer wieder zu überprüfen. Dieses Gespräch lebt von drei Voraussetzungen: 1) Der andere ist mir fremd; es geht um die Achtung des anderen als Person. 2) Das gemeinsame Interesse führt mich mit ihm zusammen. 3) Ich begegne dem anderen auf gleichgestellter Stufe.

Wir wissen, daß dieses lebensnotwendige Gespräch kleine, überschaubare Gemeinschaften erfordert. Diese Situation ist im Alltag unserer Hochschulen kaum gegeben. Haben hier nicht die Verbindungen eine wichtige Aufgabe wahrzunehmen? Neben den herkömmlichen Verbindungen gab und gibt es allerdings auch Versuche, solche überschaubaren Gemeinschaften neu zu schaffen. Bei nicht wenigen Versuchen sind aber (meist uneingestandene) Anleihen bei den Korporationen mit Händen zu greifen; allerdings gibt es auch wichtige Unterschiede: Man möchte eher im Unverbindlichen und Klubhaften verbleiben, es sei denn, man favorisiert bestimmte politische Gruppen, denen allerdings auch der Verdacht der Begünstigung ihrer Mitglieder zum Beispiel im Blick auf berufliches Fortkommen anhaftet. Es ist Mode, daß (auf Einladung zum Beispiel des AStA), meist selbst ernannte ‚Experten' (z.B. ‚Burschenschaftsforscher'; öfters von Marburg aus!) durch die Hochschulen tingeln, um das ‚Verderbliche' der Korporationen zu verkünden, ohne letztlich zu sagen, was man besser machen kann.

Wenn wir uns im Wingolf zum Korporationsstudententum bekennen, so geschieht das auch in der Überzeugung, daß hier positive Ansätze für das lebensnotwendige und wissenschaftsdienliche Gespräch liegen, das auch unsere Gesellschaft integrieren kann. ‚Korporation' im Verständnis des Wingolfsbundes meint gerade nicht Uniformierung, sondern eine in gegenseitigem Vertrauen praktizierte Partnerschaft, ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Ein solches Gespräch ist aber nur dann fruchtbar, wenn es verbindlich geführt wird. Nicht umsonst hängen ‚Verbindung' und ‚verbindlich' zusammen.

Das verbindliche Gespräch setzt aber Vertrauen voraus. Als Christen dürfen wir es wissen: Das biblische Wort ‚glauben' meint gerade dieses Vertrauen, das es uns ermöglicht, unsere Überzeugungen aufs Spiel zu setzen und andere Überzeugungen zu prüfen. Dieses Vertrauen ist die Antwort auf das Vertrauen, das Gott uns entgegenbringt. Denn: Menschsein heißt in der Bibel: Gesprächspartner Gottes, Gottes Gegenüber zu sein. Hier sind die Grundstrukturen modellhaft vorgegeben, die ein verbindliches Gespräch in der Atmosphäre des Vertrauens ermöglichen. Durch dieses Gespräch zwischen Gott und uns sind wir Person. Und Gott bietet uns die Möglichkeit an, daß wir in ihm die letzte, umgreifende Einheit finden, die unser Personsein ermöglicht und trägt. Hier hat unser Prinzip: ‚Di Henos Panta!', das von der Geschichte her auch unsere Gießener Universität begleitet hat, seine aktuelle Bedeutung. Darum dürfen wir in das Lob des Psalmisten einstimmen: *Dies ist der Tag, den der Herr macht; lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein. O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen!*

Lukas 4,16: Antrittspredigten

Jesus kam gegen Nazareth, da er erzogen war, und ging in die Schule [Synagoge] nach seiner Gewohnheit am Sabbattage und stand auf und wollte vorlesen.

(Gottesdienst in der Pankratiuskapelle in Gießen am 1.7.2007: 400 Jahre Ludoviciana in Gießen – 155 Jahre Gießener Wingolf)

Wir feiern heute (1.7.2007) ein doppeltes Jubiläum: 400 Jahre Ludwigsuniversität (Ludoviciana) in Gießen – 155 Jahre Gießener Wingolf. Und das heutige Datum fällt zudem auf den Gedenktag der ‚Augsburgischen Konfession' von 1530, die bei der Gießener Universitätsgründung und auch für den Gießener Wingolf eine wichtige Rolle spielte. Ich gehe bei unserem Gedenken aus von Lukas 4,16*: Jesus kam gegen Nazareth, da er erzogen war, und ging in die Schule* [Synagoge] *nach seiner Gewohnheit am Sabbattage und stand auf und wollte vorlesen.* Diese Stelle aus dem Lukasevangelium in Luthers Sprache wird gewöhnlich als ‚Jesu Antrittspredigt' oder – in die Sprache der Universität übertragen – als Jesu ‚Antrittsvorlesung' bezeichnet. Was hat dies aber mit dem Gedenken an die Gründung der Gießener Universität vor 400 Jahren zu tun?

Die Eröffnungsfeier der nach ihrem Stifter Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt genannten ‚Ludoviciana' fand am 7. Oktober 1607 in der Gießener Pankratiuskirche statt, deren Turm [der heutigen Pankratiuskapelle gegenüber] noch erhalten ist und an die auch die heutige Pankratiuskapelle erinnert. Damals, 1607 trug man auf goldgezierten Seidenkissen die neuen Insignien der ‚Academia Giessena' herein: die Privilegien, die beiden neu angefertigten Zepter und die fünf Siegel, die Matrikel und die Schlüssel, ferner die Bibel, Luthers Katechismus und den Text des ‚Augsburger Bekenntnisses' von 1530. Der aus dem inzwischen dem Calvinismus sich zuneigenden Marburg wegen seines Luthertums vertriebenen Theologen Professor Johannes Winckelmann – sein Epitaph befindet sich in Gießen in der Kapelle auf dem Alten Friedhof – predigte über Lukas 4,16: *Jesus kam gegen Nazareth, da er erzogen war, und ging in die Schule* [Synagoge] *nach seiner Gewohnheit am Sabbattage und stand auf und wollte vorlesen.* Der Kanzler der Gießener Provinzialregierung, Dr. Johannes Strupp, hielt im Namen des Landgrafen die Eröffnungsrede, ließ das kaiserliche Privileg verlesen und übergab die Insignien dem Rektor, der die Fakultätssiegel den Dekanen und die Zepter den Pedellen weiterreichte. Musik und Gesang umrahmten das Ganze. Nach der Feier in der Kirche begab man sich ins Schloß zum Festmahl.

Bibel, Luthers Katechismus und das Augsburger Bekenntnis von 1530 bei einer Universitätseröffnung! Noch mehr! Da vergleicht ein lutherischer orthodoxer Theologieprofessor die Eröffnung der Ludoviciana mit Jesu ‚Antrittspredigt' in Nazareth! Das will sagen: Die Gießener Universität als der Ort, wo Jesus lehrt! Ist das nicht doch übertrieben, auch wenn damals Theologie und Jurisprudenz die ‚Leitfakultäten' waren? Vielleicht aus heutiger Sicht! Damals führten drei Prozesse zur Gründung einer Universität in Gießen: Die Ausbildung der protestantischen Konfessionen, die Ausformung der hessischen Territorialstaatlichkeit und das im Kaiser gipfelnde System des Reichs. Das alles hatte mit ‚Religion' zu tun, auch wenn heute manche Forscher mehr die ‚Staatlichkeit' als die Religion betonen, ja das Theologische eher einplanieren möchten! Fest steht dies: Ohne die Einführung des (niederhessischen) Reformiertentums durch Landgraf Moritz von Hessen-Kassel 1605 in Marburg und die Ausweisung der lutherischen Professoren hätte es damals keine Gießener Universität gegeben. Die Gießener Ludoviciana sollte gerade der Hort des Luthertums in Hessen, die wahre ‚Philippina' (= Marburger Universität) sein! Und das Grundbekenntnis des Luthertums war eben die 1530 auf dem Augsburger Reichstag von den Protestanten dem Kaiser übergebene ‚Augsburgische Konfession'.

Machen wir einen Sprung in die Gründungszeit des Gießener Wingolfs vor 155 Jahren, deren wir heute auch gedenken! Es verdient unsere Aufmerksamkeit, daß der Mitstifter des Gießener Wingolfs, der Grünberger Pfarrerssohn und nachmalige Gießener und dann vor allem Greifswalder Theologieprofessor Otto Zöckler (1833-1906) *den Gedanken einer conföderativen Einigung aller Evangelischen Deutschlands auf Grund des Augsburger Bekenntnisses* in den Vordergrund seiner theologischen und kirchenpolitischen Überlegungen stellte. Wir erinnern uns: Die Auslegung der ‚Confessio Augustana' war 1605 der Hauptstreitpunkt zwischen Kassel und Darmstadt, Marburg und Gießen. Darüber wurde sogar der ‚hessische Bruderkrieg' geführt. Die ‚Augustana' trennte damals die Parteien. War sie in der Fassung von 1530 oder von 1540 zu lesen? – das war die Streitfrage. Beide Fassungen legten das Abendmahl unterschiedlich aus. Stand die Fassung von 1530 mit ihrer Betonung der ‚realen' Gegen-

wart Christi im Abendmahl dem römisch-katholischen Verständnis noch näher, so die Fassung von 1540 mit ihrem eher ‚symbolischen' Verständnis der Gegenwart Christi den Oberdeutschen und Schweizern. Dagegen vertrat Otto Zöckler die These: *Die Augustana erscheint unter den reformatorischen Symbolen allein dazu geeignet, als Grundriß für eine vollständige, systematisch geordnete Darstellung der Glaubenslehre der Kirche deutscher Reformation zu dienen.* Sie ist, *sowohl nach der römischen wie nach der reformierten Seite hin das mildeste, friedliebendste, gegnerischerseits am leichtesten zu ertragende aller evangelischen Symbole.* Heute würden wir da von einer ‚ökumenischen Bedeutung' der Confessio Augustana reden! Deshalb sollte für Otto Zöckler das ‚Augsburger Bekenntnis' von 1530 auch weiterhin eine wichtige religionskulturelle Rolle spielen. Dabei kommt für Zöckler aber auch noch etwas typisch Wingolfitisches zur Sprache, nämlich ein Christentum jenseits von Rechthaberei und Gleichgültigkeit! Wie ist aber dieses Erbe der alten Gießener Universität und Otto Zöcklers heute auch im Wingolf weiter zu pflegen?

Schauen wir einmal in die Confessio Augustana hinein! Der erste Artikel der Augsburgischen Konfession beginnt mit den Worten: *Die Gemeinden lehren bei uns in voller Übereinstimmung: Der Beschluß des Konzils von Nicäa [325], es sei eine göttliche Wesenhaft und drei Personen, Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist, ist wahr und muß ohne jede Einwendung geglaubt werden.* Es geht hier in der Sprache einer bestimmten Zeit um das Bekenntnis zum dreieinigen Gott, das die Kirchen der Reformation mit der Alten Kirche und darum auch untereinander verbindet. Außerdem entsprach die Trinität dem damaligen Reichsrecht! Wer an den dreieinigen Gott glaubt, war kein Ketzer. Die ‚Confessio Augustana' beginnt also bewußt ökumenisch! Sie baut gleich am Anfang die Brücke zur Katholischen Kirche und auch zum Reichsrecht. Wie steht es damit heute?

Im Oktober 2006 erschien eine ‚Bibel in gerechter Sprache'. Sie beansprucht, nicht ‚richtig', sondern ‚gerecht' zu übersetzen. Sie möchte ‚geschlechtergerechte Sprache', ‚Gerechtigkeit im Hinblick auf den christlich-jüdischen Dialog' und ‚soziale Gerechtigkeit' verwirklichen. Dabei geht man mit den biblischen Gottesbezeichnungen ziemlich willkürlich um und stellt dies auch dem Leser frei. Der biblische Gottesname ‚Jahwe' wird durch wechselnde andere Bezeichnungen ersetzt: „der Ewige, die Ewige, Schechina, Adonaj, der Name, Gott, die Lebendige, der Lebendige, Ich-bin-da, ha-Makom, Du, Er, Sie, Sie Er, die Eine, der Eine, die Heilige, der Heilige". Nur ‚Herr' oder ‚Kyrios', im antiken Judentum, in der griechischen Übersetzung des Alten Testaments (Septuaginta) und im Neuen Testament die gängigen Gottesbezeichnungen, werden nicht mehr erwähnt. Sie entsprechen nicht feministischem ‚Glauben'.

Ist für Jesus der Gottesnamen beliebig verwendbar? Auch Jesu ‚Antrittspredigt' von Nazareth zeigt: ‚Gott' ist ein bestimmter Name, weil er zu Mose sagt: „Ich werde dasein, als der ich für euch dasein werde." Wer betet: „Gott Israels, Gott, Vater Jesu Christi, Unser Vater, der du bist im Himmel" weiß, zu wem er betet: Zu dem Gott, der uns verspricht: Ich bin für euch da, Ich bin bei euch – weil ich bei Jesus bin, bei diesem ‚Gott rettet', bei diesem ‚Gott-mit-uns'! Jesus: das heißt übersetzt: Immanuel, Gott rettet, Gott-mit-uns: Es geht um einen Namen, der uns heilvoll anredet. Und dieser Jesus-Name, diese Kraft, hat eine Wende in alles Weltgeschehen gebracht, eine Wende, die da ist, ob wir von ihr wissen oder nicht wissen.

Ob das heute noch so deutlich ist? In der erwähnten ‚Bibel in gerechter Sprache' wird uns als Übertragung des Gottesnamens eine lange Liste angeboten, aus der wir jeweils nach eigenem Geschmack das uns Passende auswählen sollen. Wird damit aber nicht dem heutigen ‚Supermarkt der Religionen' Vorschub geleistet? In der Sprache des religiösen Supermarktes heißt es dann: „Ob Christ, ob Jud, ob Hottentott – wir glauben all an einen Gott!" Und: „Religion ist doch Privatsache!"

Ist unser Gottesbild aber wirklich so belanglos zum Beispiel für unser Alltagsleben? Wir haben allzu lange übersehen, daß die angebliche Privatsache auch höchst politische Folgen zeitigt. Das lehren uns zuletzt der Karikaturenstreit und die Auseinandersetzungen um die Rede von Papst Benedikt XVI. in Regensburg. Und unsere Freunde in Israel können davon ein Lied singen. Es hat noch keinen Unterschied aufgehoben, daß man ihn einfach leugnet. Konturlose Vermischung ist keine Integration, sondern verhindert sie. Wahrhaftige Toleranz äußert sich in der gegenseitigen respektvollen Annahme und des Aushaltens auch des Andersseins, ohne den eigenen Glauben aufzugeben. Toleranz ist etwas anderes als ‚Religionsvermengung'. Wirkliche Toleranz setzt vielmehr eine eigene, gegründete Glaubensbasis voraus, für Christen das Vertrauen auf den Namen Jesus Christus: Jesus, Immanuel, Gott rettet,

Gott-mit-uns: Es geht um einen Namen, der uns heilvoll anredet, ein Name, der das Heil der ganzen Welt bedeutet!

Hier spricht auf einmal die Augsburgische Konfession unmittelbar zu uns, wenn sie in Artikel 1 in der Sprache ihrer Zeit die trinitarische Gottrede als das allen Christen gemeinsame Kennzeichen vorschreibt: *Die Gemeinden lehren bei uns in voller Übereinstimmung: Der Beschluß des Konzils von Nicäa* [325 n.Chr.]*, es sei eine göttliche Wesenheit und drei Personen, Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist, ist wahr und muß ohne jede Einwendung geglaubt werden.* Es geht hier um das Bekenntnis zum dreieinigen Gott, das die Kirchen der Reformation mit der Alten Kirche und untereinander verbindet. Und ‚gerecht' heißt hier gemäß Artikel 4 des Augsburger Bekenntnisses: *Die Menschen können vor Gott nicht gerechtfertigt werden durch eigene Kräfte, Verdienste oder Werke, sondern sie werden ohne ihr Zutun gerechtfertigt um Christi willen durch den Glauben, wenn sie gewiß sind, daß sie in die Gnade aufgenommen und ihre Sünden vergeben werden um Christi willen, der durch seinen Tod für unsere Sünden Genugtuung geleistet hat. Diesen Glauben erkennt Gott als Gerechtigkeit vor sich an.* Gott rettet, Gott-mit-uns: Es geht um einen Namen, der uns gerade auch am Gedenktag der Augsburger Konfession, den wir heute auch begehen, heilvoll anredet!

Ein Nachwort

Zwischen dem Beginn meines Theologiestudiums im WS 1949 in Mainz und heute (2013) liegt eine aufregende, oft auch ‚aufgeregte' Zeit! Am 17. März 1949 trat die wesentlich von der ‚Bekennenden Kirche' (BK) gestaltete und auf die ‚Gemeinde unter Wort und Sakrament'zielende ‚Ordnung der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau' (EKHN) in Kraft. Das Pfarramt war hier in erster Linie das ‚Predigtamt'; die ‚Predigt' war die Zentralfunktion der Kirche. Ob in der frühen Nachkriegszeit eher die ‚Barth-Schule' oder die ‚Bultmann-Schule die theologische Situation bestimmten: Beide verstanden, wenn auch unterschiedlich, das ‚Wort Gottes' als Gegenüber von Kirche und Gesellschaft. Beide rechneten im Grunde noch nicht mit einer Pluralisierung der Gesellschaft, die sich dann z.B. mit der SPIEGEL-Umfrage ‚Was glauben die Deutschen?' 1968 ankündigte. Konkurrierende ‚synodale Gruppen' (faktisch: Kirchenparteien), politische Kontroversen, eine Mannigfaltigkeit unterschiedlicher, auch einem zunehmenden individualistischen Lebensstil entsprechende Frömmigkeitsstile, ein Pluralismus theologischer Entwürfe und Schulen bestimmten zunehmend das Bild von ‚Kirche'. „Der Streit um die Volkskirche ist in seinem Kern ein Streit um die christliche Legitimität dieses Pluralismus und Individualismus" (Friedrich Wilhelm Graf, Kirchendämmerung, München 2011, S. 120). Dies wurde allerdings zu Beginn meiner ‚theologischen Existenz' noch nicht so empfunden. Da herrschte zumindest untergründig die Vorstellung: Als heutiges Wort Gottes wirkt die Predigt unabhängig vom Prediger! Biographie in der Predigt ist pietistisch! Und davon hielt man als „Barthianer" oder auch „Bultmannianer" nicht viel.

Das Pfarramt als Predigtamt jenseits des Biographischen: Dies vertraten in den kirchenleitenden Organen der EKHN vor allem Anhänger der in der Krisenzeit nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen und mit dem Namen von Karl Barth verbundenen sog. ‚Dialektische Theologie' (oder das, was die einzelnen Vertreter darunter verstanden haben!). Das ‚Wort Gottes' galt als etwas ‚Objektives', ‚je und je' den Menschen Treffendes, wann und wo Gott es will. Unter ‚Dialektik' verstand man eine ‚Theologie des Wortes', in dem allein Offenbarung sich vollzieht. ‚Wann und wo Gott will', in einem nie vorwegzunehmenden Augenblick, blitzt die Offenbarung aus einer dem Menschen unzugänglichen Dimension nieder. Es ging um einen neuen Glauben an die Vollmacht der Predigt. Wenn der Mensch von dem Verkündigungswort getroffen wird, wird es ‚endzeitlich' um ihn. Gott ist nicht eine ‚Provinz im Gemüt', ein Gefühl usw. Er ist der Herr der Geschichte, als Gegenüber unverfügbar, der ganz Andere.

Im Juni 1992 titelte wieder einmal der SPIEGEL: ‚Nur noch jeder vierte ein Christ'. Vor allem von Karl Barth her kommende Theologen beurteilen dieses ‚Gesundschrumpfen' durch das Ausscheiden von (vermeintlichen oder tatsächlichen) ‚Randsiedlern' aus der Kirche zunächst eher positiv, wobei man allerdings verkannte, daß vor allem gesellschaftliche Modernisierungsprozesse die Ursache für die Erosion der Kirche waren. Links und Rechts war/ ist der Ausbruch aus einer tradierten Volkskirchlichkeit gemeinsam. Eher progressive Ansätze, bei denen der Vorrang des Wortes Gottes durch das Interesse an seinen konkreten Wirkungen abgelöst wurde, finden sich seit Mitte der 1960er Jahre in der Parteinahme für eher sozialistische Positionen etwa im Sinne einer ‚Theologie der Revolution' z.B. bei Dorothee Sölle, Jürgen Moltmann und Helmut Gollwitzer.

Kurz: Die Kirche im Protestantismus erscheint pluralisiert und individualisiert, um die wichtigsten Schlagworte der damaligen Diskussion aufzunehmen. Für das Verstehen dieser Vorgänge wurde das Modell eines Prozesses der ‚gesellschaftlichen Ausdifferenzierung' leitend. Im Blick auf diese funktional differenzierte Gesellschaft wurde der bisher bei der Beschreibung des modernen Verhältnisses von Kirche und Welt vorherrschende Begriff ‚Säkularisierung' vom Begriff der ‚Individualisierung' als zentraler Deutungskategorie abgelöst

Die Wirkungen dieser Modernisierungsprozesse auf die Pfarrerschaft seien kurz angedeutet: „Dem großen Vertrauen, das die Kirchenmitglieder den Pfarrern entgegenbringen, entspricht auf Seiten vieler Pfarrer aber keine angemessene Rollendefinition als Funktionselite der Kirche. Viele Pfarrer und Pfarrerinnen mögen aus theologischen Gründen oder aufgrund ihres individuellen Frömmigkeitsstils die Volkskirche nicht, die sie leiten und öffentlich vertreten sollen. Theologische Modelle der Kirche, in denen die konfessorische (und zumeist auch: sozial-kulturelle) Geschlossenheit und Gesinnungshomogenität einer kleinen Gruppe zum entscheidenden Kriterium wahren Christseins erklärt wurde, haben aufgrund der prägenden Erfahrungen des Kirchenkampfs der NS-Zeit und der politischen Re-

pression der Christen in der DDR in der deutschen evangelischen Pfarrerschaft große Resonanz gefunden. Im Sehnsuchtsbann der prophetischen Bekenntnis- oder Gemeindekirche wird die Volkskirche als eine Organisation erlitten, die aufgrund ihrer unscharfen Ränder und ihres internen Pluralismus weithin nur die Mehrdeutigkeiten und Konflikte der Gesellschaft insgesamt spiegele. Dagegen wird dann der verständliche Wunsch nach mehr Eindeutigkeit und überschaubaren kirchlichen Verhältnissen gesetzt“ (Friedrich Wilhelm Graf).

Hier beginnen dann weitere Probleme! Die „Funktionäre“ fühlen sich, so die unter ihnen öfters vorherrschende Meinung, durchweg falsch ausgebildet! Schon in den 1970er Jahren hieß es in einem Predigerseminar-Kurs: „Zweifellos waren die Schüler Bultmanns und die der historisch-kritischen Theologie hochqualifizierte Altphilologen, die die Auslegung griechischer Bibeltexte beherrschten. Doch im Bereich der Therapie (Seelsorge) und der Sozialisation (Einübung von Sozialtechniken) sind sie Dilettanten, die sich die gegenwärtige Gesellschaft nicht mehr leisten kann... Die gegenwärtige theologische Ausbildung bereitet den Kirchenfunktionär auf seine tatsächlichen Berufsfunktionen völlig unzureichend vor", was aber nicht nur ein „rein ausbildungstechnisches Problem“ ist, sondern zuweilen auch als ein „gesellschaftliches“ und „politisches“ angesehen wird. Denn: „Ohne eine sozialistische Politik läßt sich die voraussehbare Dysfunktionalität des kirchlichen Apparats nicht produktiv überwinden."

Als ‚Lösung‘ dieser Probleme bot sich in den 1960er Jahren vor allem die *‚Kritische Theorie‘* der Frankfurter Schule mit ihrer Gesellschaftsreform und Politisierung der Kirche an, wo Pfarrer eine Kompetenz beanspruchten, die sie in den meisten Fällen nicht hatten. Man ließ sich „von der Welt“ die Tagesordnung der Kirche vorschreiben und verstand z.B. den Gottesdienst als eine politische Aktion, wenn man ihn nicht zu einem psychischen Wellness-Unternehmen einer ‚psychowabernden Cafeteria-Religion‘ (Friedrich Wilhelm Graf) umfunktionierte. Das dahinter stehende und ‚zündelnde‘ Ideenpotential war ‚bunt‘ gefärbt; die hier oft bemühte sog. ‚Kritische Theorie‘ der Frankfurter Schule (vor allem Theodor Wiesengrund-Adorno, Herbert Marcuse und Jürgen Habermas) diente häufig als Metapher bzw. ‚Markenzeichen‘ für einen zuweilen diffusen Veränderungswillen. Alltagspraktische Folgen waren z.B. die Disqualifikation der lebensnotwendigen ‚Üblichkeiten‘, des fraglos Geltenden, des Vertrauten, ohne das Menschsein auch im christlichen Sinne nicht möglich ist.

Dabei spielte auch Sigmund Freud als Marx-Ersatz eine wichtige Rolle! Jürgen Habermas folgte hier, wenn auch in anderer Form, Herbert Marcuses Weg von der politischen Ökonomie in die Psychoanalyse Freuds, deren latent gebliebenes revolutionäres Potential freigesetzt werden soll, um für die entschwundene ökonomische Begründung einen Ersatz zu schaffen, und zwar durch die konsequente Umfunktionalisierung der Psychoanalyse Freuds mit dem Ziel, der originären psychoanalytischen Theorie – entgegen ihrem Selbstverständnis – ihren ‚revolutionären Gehalt‘ abzugewinnen. Im Kontext neorevolutionärer Theorie ist die Psychoanalyse dann nicht länger Technik der gesellschaftlichen Anpassung, sondern ein sich therapeutisch maskierender Protest gegen die der gegenwärtigen Welt immanenten Unterdrückungsstrukturen. Die Psychoanalyse tritt so in den Dienst der Erneuerung marxistisch-revolutionärer Hoffnung; sie hat die Aufgabe, die Aufdeckung und Überwindung repressiver Strukturen gegenwärtiger Gesellschaft herbeizuführen.

Allerdings darf diese Rezeption und methodologische Interpretation der Psychoanalyse auch bei Habermas nicht darüber hinwegtäuschen, daß die betreffenden psychoanalytischen Elemente ursprünglich philosophische (!) und auch antitheologisch gewendete Elemente sind, weil sie Elemente der transzendentalphilosophischen Naturphilosophie waren, ehe sie durch deren ‚Entzauberung‘ psychoanalytische Elemente wurden. Hinter der Übernahme der psychoanalytischen Methode, deren metaphysische Prämissen stillschweigend übergangen werden, steht eine weltanschaulich bedingte Skepsis gegenüber Metaphysik und Theologie. Vor allem Elemente einer öfters verkürzt rezipierten und auch in Universität und Kirche von verschiedenen Interessen bestimmten „Kritischen Theorie“ eigneten sich zwar für eine Denunziation auch bisheriger kirchlicher Strukturen, taugten aber z.B. wegen ihres hohen Abstraktionsgrades für praxisgerechte Reformvorschläge oft nur wenig, auch wenn man semantisch hoch aufrüstete: Unter dem ‚Weltfrieden‘ oder der ‚Bewahrung der Schöpfung‘ tut man es nicht.

In den 1980er Jahren wurde dann die für den protestantischen Gottesdienst traditionell kennzeichnende Konzentration auf die Wortverkündigung zunehmend von Formen ‚symbolischer Interaktion‘ abgelöst. Die alte Predigt „wird meist als allzu intellektuell und abstrakt verworfen, als ein kommunikativer

Akt, der bestenfalls den Kopf des Hörers, aber niemals den ‚ganzen Menschen' erreichen könne" bezeichnet. Als „Therapie" wurde die „Suche nach Formen symbolischer Kommunikation, mit denen ein starkes emotionales Beteiligtsein des Einzelnen erreicht werden kann", vorgeschlagen. Die zentralen Leitbegriffe dieser neuen religiösen Erfahrungskultur sind Ganzheitlichkeit, Authentizität und Betroffenheit. „Es gibt in der evangelischen Kirche derzeit einen Trend zur Infantilisierung des Christlichen, zu einem Stil religiöser Kommunikation, der sich primär an Kinder und andere vermeintlich Unmündige richtet. Die symbolischen Sprachen der Religion dienen hier oftmals dazu, in einer als abstrakt und entfremdend erlittenen Moderne eine als bergende Heimat empfindbare kleine Gegenwelt zu erzeugen. Eine Rhetorik der gezielt dramatisierten Entgegensetzung von Kirche und Welt dient dazu, die kuschelig warme Eigenwelt des Glaubens als eine Alternative zu harter Konkurrenz in einer Leistungsgesellschaft zu preisen. Man knüpft in den Predigten an Beschwörungsformeln und rituelle Praktiken der Esoterikszene an, macht das Evangelium zu einer ganz einfachen, letztlich banalen Allerweltsbotschaft... ‚Den Protestantismus als Religion und Lebensführung gibt es nicht mehr, dafür haben wir die Nachhaltigkeit' (Gustav Seibt)..." (Friedrich Wilhelm Graf).

Damit ist in Kürze die Situation angedeutet, in der sich obige Predigten bewegten. Neben theoretischen Interessen spielen auch praktische eine Rolle. Wenn z.B. der Ausbau ‚überparochialer Arbeitsformen' besonders im Blick auf Beratung und Begleitung gefordert wird, dann geht es dabei auch um handfeste materielle Interessen wie Stellen, Ausstattung, Einfluß und Prestige. Dabei fällt auf, daß die Durchsetzung solcher Interessen nur zu oft hinter ideellen und moralischen Appellen versteckt wird. Griffige, aber relativ inhaltsarme und moralisch aufladbare ‚Begriffe' eignen sich nun einmal besser für eine eher ‚politische' bzw. ‚kirchenpolitische' Durchsetzung als für eine rational-analytische Problembewältigung. Die Denkfigur des „Wandels" nimmt in solchen Begründungszusammenhängen einen wichtigen Platz ein. Wenn alles im Wandel begriffen ist, schlägt bekanntlich die Stunde der Sinndeuter, die wissen, ‚wo es entlang gehen muß'. Es wird vor allem das Gefühl bestärkt, es gäbe kaum noch Erfahrungswerte und erst recht keine Normen mehr, auf die man sich verlassen könne. Die Zerbruchmetapher wird erkenntnisleitend und handlungsmotivierend.

Demgegenüber sei mit Nachdruck betont: Gerade eine vom empirisch-historischen Befund ausgehende Kirchengeschichte kann zu einer möglichst unbefangenen Würdigung der historischen Realitäten unter Zurückstellung theologischer und (vor allem) kirchenpolitischer Werturteile verhelfen, was angesichts der moralisierenden Neigungen nicht weniger Theologen und auch Juristen wichtig ist. Sodann kann Kirchengeschichte helfen, der Gefahr zu wehren, Identitätsfragen der Kirchen letztlich kirchenpolitisch zu lösen, indem z.B. eine Synode Recht und damit auch Historie setzt. Die Tendenz zum theologischen Totalitarismus ist aber genau so schlimm wie der Versuch, der Kirchengeschichte (nur) das ‚Heilswissen', der „allgemeinen Geschichte" aber das (höhere) ‚Bildungswissen' zuzuschreiben. Es geht um ‚Vernetzungen' und nicht um Bevormundungen! Zu diesen'Vernetzungen' kann gerade auch eine die Kirchengeschichte einschließende Predigt einen wichtigen Beitrag leisten! Ich zitiere hier gerne Martin H. Jung: „Ein dringliches Desiderat ist auch die Nutzbarmachung der Kirchengeschichte für die Predigt. Die moderne protestantische Homiletik [= Predigtlehre] hat die Geschichte vollständig ausgeblendet. Wir brauchen Predigthilfen, die kirchengeschichtliches Material für die Verwendung in Predigten zusammenstellen, ordnen und aufbereiten. Die Kirchengeschichte muß sich den Religionslehrern und dem Religionsunterricht zuwenden, und sie muß fachdidaktisch arbeiten. Die Zukunft der evangelischen Kirchen in Deutschland liegt in den Händen der Religionslehrer, nicht der Pfarrer"! Ob man das auch auf dem Paulusplatz genügend weiß und beachtet?

Was den *Paulusplatz* anbelangt, so ist die Schwäche der Kirchenverwaltung ein wichtiges, ausdrücklich auf Erfahrungen aus dem ‚Kirchenkampf' zurückgeführtes Strukturprinzip der EKHN. „Nie wieder ein ‚Landeskirchenamt' mit einem eigenen Präsidenten als eigenständige Behörde": so lautete nach 1945 die Parole! Offenbar dachte man noch im September 1947, die Kirchenleitung könne als solche die Verwaltung direkt ausüben, was sich als wirklichkeitsfremd erwies! Allerdings war der Kirchenpräsident selbst und nicht der ‚Leitende Jurist' ‚Leiter' der Kirchenverwaltung, was nicht nur bei Niemöllers häufiger Reisetätigkeit schlicht eine Überforderung war. Die wichtigsten Elemente der Kirchenordnung der EKHN ruhten eben auf bestimmten ‚Erlebnisbildern' und ‚Kampfbildern' auf, die emotional hoch besetzt waren bzw. noch sind.

Wie steht es dann aber um die Frage der ‚Professionalität' der Kirchenverwaltung? Zumindest in der Frühzeit wurde ihr die ‚Personalität' vorgeordnet, wenn nicht gar geopfert! Die kirchenpolitisch ‚zuverlässige' Person war zuweilen wichtiger als die ‚fachlich kundige'.

Neben Niemöllers starker Führungspersönlichkeit und der ihn kirchenpolitisch tragenden Gruppe erlaubte es auch das damalige gesellschaftlich-politische Umfeld bis in die 60er Jahre, Kirchenverwaltung eher personorientiert-charismatisch zu betreiben, wobei allerdings auch die (oft ungenannte) Übernahme früherer kirchlicher und auch staatlicher Verwaltungspraxis und entsprechender ‚kleiner' und ‚mittlerer' Beamte bzw. Angestellte der Sicherung von Kontinuität und Fachlichkeit diente. Die Zeit um 1970 bedeutete hier praktisch einen Bruch, hervorgerufen z.B. durch konkurrierende Partizipationsansprüche der verschiedensten Gremien. Nicht nur in der Kirchensynode, sondern in fast allen kirchlichen Bereichen wucherten seit 1968 Mitbestimmungs- und Mitsprachegremien, gleichgültig, ob kirchenrechtlich legitimiert, institutionalisiert oder einfach faktisch vorhanden (‚Selbstvertretung'). Jeder redete jedem hinein! Die Zahl der Sitzungen wurde Legion. Sollte diese auch als ‚Demokratisierung' verstandene ‚Synodalisierung' ursprünglich mehr ‚Transparenz' bringen, so schuf sie faktisch eher einen Dschungel von tatsächlichen oder behaupteten Zuständigkeiten, was wiederum steigenden Kommunikationsbedarf schuf.

Seit den 70er Jahren hat sich auch in der EKHN die synodale Praxis zunehmend am Modell eines Parlaments orientiert; das vom ‚Kirchenkampf' her favorisierte Modell einer ‚Versammlung der Brüder', einer ‚Gottesdienstgemeinde' trat zurück.

Auch im Blick auf das Pfarrerbild bahnte sich langsam ein Wandel an: Die herkömmlichen, allen Pfarrern gemeinsamen ‚Grundfunktionen' schrumpften; es kam zu einem steigenden Nebeneinander verschiedener Pfarrerbilder, die zum Teil mit Eigensprachen und eigenem Verhaltenskodex (z.B. im Sektor ‚Gemeindeberatung'!) ausgestattet waren. Dieser Entwicklung entsprach wiederum ein zumindest faktischer Funktionsschwund der kirchenleitenden und -verwaltenden Organe, wurden doch deren Funktionen wenigstens faktisch in nicht wenigen Fällen z.B. von Ämtern, Kammern, Arbeitsstellen, Beratungsstellen und Ausschüssen übernommen. Die Reform der Kirchenverwaltung von 1972-1976 sollte und wollte bewußt auch eine Antwort auf diese zahlreichen neuen Herausforderungen sein! Sie ist ohne diese veränderten Rahmenbedingungen in ihrer Grundintention nicht zu verstehen und keineswegs nur ein ‚bürokratisches' oder ‚technokratisches' Unternehmen.

Noch Ende 1972 herrschte in der Kirchenverwaltung der EKHN ein Drei-Ebenen-Modell:
(a) An der Spitze auch der Kirchenverwaltung stand der Kirchenpräsident, im Falle seiner Abwesenheit sein Stellvertreter, der ebenfalls Theologe war. Daneben gab es einen ‚Leitenden Juristen', der der Kirchenleitung angehörte, aber nicht so etwas wie der ‚Leiter der Kirchenverwaltung' war.
(b) Die nächste Ebene war die der Referenten (in der Regel Oberkirchenräte) für die verschiedenen Sachgebiete. Zusammen mit dem Kirchenpräsidenten, dessen Stellvertreter und dem Leitenden Juristen bildeten sie das Kollegialorgan ‚Kirchenverwaltung'.
(c) Die dritte Ebene bildeten die Geschäftsstellen (inkl. Hauptbüro) und zentrale Einrichtungen der Kirchenverwaltung.

Da alle Referate ohne Zwischeninstanzen direkt mit der ‚Spitze' der Kirchenleitung/ Kirchenverwaltung verbunden waren, war (wenigstens theoretisch) eine breitflächige direkte Information und ‚Kommunikation' untereinander möglich. Die Wege waren kurz! Dennoch dürfen bei der Geschäftsstellenstruktur die zahlreichen Überschneidungen nicht übersehen werden. Es gab schon Handlungsbedarf.

Zwischen 1972 und 1976 wurde die Kirchenverwaltung mit Hilfe einer Betriebsberatung (ctw) reformiert. Die Kirchenverwaltung insgesamt sollte ‚Spezialisten mit homogenen Arbeitsbereichen' in ‚homogenen Abteilungen' umfassen, wobei die ‚inhaltlichen' Bereiche von den ‚Mittelbereichen' (Personal, Finanzen, Bau- und Liegenschaften) faktisch getrennt wurden, was zwar der Spezialisierung zugute kam, aber auch arbeitsaufwendiger war und letztlich die Befugnisse der ‚inhaltlichen' Referate schmälerte: Die ‚Beamten l a u f bahnen' wurden länger, die Zahl der Mitredenden (ob stimmberechtigt oder nicht, ob mit oder ohne Fachkenntnisse) größer, zumal jetzt eine weitere Ebene, die ‚Abteilung', eingezogen wurde. Die Frage nach der Leitung der Kirchenverwaltung blieb ein Eiertanz zwischen der (hier überholten) Kirchenordnung und den organisatorischen Notwendigkeiten: Der ‚Leiter der kV war ‚Leiter' und war es doch nicht, weil der Kirchenpräsident weiter 'Leiter' war, aber sich seine Funktionen wiederum von der Kirchensynode holen mußte. !

Die Eingewöhnung in die neuen Strukturen erforderte viel Geduld, Takt und auch Toleranz. Die Zahl der Mitentscheidenden, vor allem aber der Mitredenden erhöhte sich sprunghaft. Auf der anderen Seite gab es aber auch zahlreiche Versuche von außerhalb der Kirchenverwaltung her, die eigene Selbständigkeit ‚gegenüber Darmstadt' möglichst zu sichern und Einflußnahme der Kirchenverwaltung abzuwehren, nicht nur beim Diakonissen Werk oder bei Gemeindeverbänden, die hier fast eine Virtuosität entwickelten.

Auch für nicht wenige ‚Werke und Verbände' war ‚Kirche' faktisch auf eine (finanzielle) ‚Trägerfunktion' geschrumpft; darunter verstanden sie durchweg die (möglichst großzügige) Gewährung eines ‚Freiraumes' für sich selbst, was im Blick auf die Kirchenverwaltung praktisch auf die Funktion einer Bereitstellung von Finanzen hinauslief. Was die eigenen Ziele und Inhalte anbelangte, so wollte man sich möglichst wenig hineinreden lassen. Ein weiteres Spannungfeld bestand in dem komplexen Beziehungsgefüge von ‚Zentralverwaltung' und ‚Gemeindepfarrer'. ‚Spezialisten' auf der einen Seite, der Generalist auf der anderen Seite? Feste Ordnung hier, Freiheit dort? Neu ist das nicht! Das ‚Mißtrauen gegen Darmstadt' war der EKHN von der BK in die Wiege gelegt.

Daß in historischer Perspektive in der EKHN die Kirchenverwaltung eher ein ‚Büro der Kirchenleitung' als ein ‚Landeskirchenamt' sein, aber gleichzeitig für möglichst Vieles den Kopf hinhalten sollte: Dieses Alltagserlebnis wurde von den Kolleginnen und Kollegen verschieden verarbeitet. Die ‚Psychologie' der Abteilungen und in den Abteilungen war schon differenziert! Die Möglichkeit, z.B. durch eine über die engen Grenzen der EKHN hinausgehende Arbeit die zur Alltagsbewältigung erforderliche, zumindest aber nützliche ‚Stabilisierung' zu erlangen, hatten aber nicht alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Daß hier auch die ‚Wochenschlußandachten‘ freitags um 8,30 Uhr eine dienende und helfende Funktion hatten, sei gerne erwähnt.

Zu *Synoden:* Daß die Kirche geistlich nur ‚synodal' geleitet werden dürfe, dies war nicht nur in der EKHN ein Dogma. Demgegenüber zitierte der Erlanger lutherische Theologe Werner Elert gerne einen reformierten Kollegen: „In synodis non quaerunt veritatem sed victoriam", was frei übersetzt heißen kann: „Es kommt auch bei Synoden vor allem auf die Macht an"! Ein anderer Erlanger Theologe hat nicht nur eigene synodale Erfahrungen so reflektiert: „Wer von einer geistlichen Wirklichkeit unserer verfaßten Synoden spricht oder wer Synoden auf ihre geistliche Wirklichkeit anspricht, trifft entweder auf ein mitleidiges Lächeln oder auf fragende Verwunderung, wo es doch so menschlich, allzu menschlich, in Synoden zugeht. Doch darin erscheint bereits das verbreitete Mißverständnis, daß das Geistliche und damit doch der Heilige Geist nicht im Gegenwärtig-Menschlichen erwartet wird, sondern in historischen Idealisierungen oder irrealer Moralisierung." Und der frühere Marburger Propst und Erlanger Kirchengeschichtler Wilhelm Maurer bemerkte: „Niemand hat es bis heute fertiggebracht, ein demokratisch waltendes Kirchenregiment theologisch zu begründen." Versteht man Synoden im Grunde säkular und ungeistlich, dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn sie sich zunehmend mit Themen und Aufgaben politischer Parlamente beschäftigen und wenn parlamentarische Verhaltensweisen alles beherrschen. Während meiner Zeit in der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (über 18 Jahre) waren das z.B. Atomfragen, Südafrika, Umweltverschmutzung, Raketen und Nachrüstung, Grüne und Grünes usw. Die Kirche wurde schnell als 'Ersatzpartei' in Anspruch genommen, die politische Moralisierung war hypertroph! Ich selbst war froh, wenn Synoden ohne großen Schaden anzurichten vorbei gingen.